

Pascal WARNKING, Der römische Seehandel in seiner Blütezeit. Rahmenbedingungen, Seerouten, Wirtschaftlichkeit. Pharos, Studien zur griechisch-römischen Antike Bd. 36. Rahden/Westfalen: Verlag Marie Leidorf 2015, 421 S., 25 s/w-Abb., 27 Datenblätter, 43 Tab.

Der Band ist die noch im selben Jahr erschienene Druckfassung der von Pascal Warnking 2015 in Trier vorgelegten Dissertation. In dieser widmet er sich der Frage nach der Wirtschaftlichkeit des römischen Seehandels, die in der Forschung zumeist stillschweigend vorausgesetzt, bisher jedoch noch nie eingehend behandelt worden war. Durch das Zusammenführen einer dezidiert betriebswirtschaftlichen Sichtweise auf traditionelle Quellen und modernster Technologie aus dem Bereich der Nautik nähert sich Warnking auf innovativem Wege dieser Problematik. Ziel der Arbeit ist es, eine Methode – genauer, eine Rechnung – vorzustellen, „die es ermöglicht, wichtige und konkrete Aussagen darüber zu treffen, wie römische Seehändler kalkuliert haben,“ sowie darüber, welche Faktoren die Profitabilität von Handelsreisen am stärksten beeinflussten (11). Besonders wichtig ist Warnking hierbei, dass der verwendete Rechenweg unabhängig von den im Einzelnen erzielten Ergebnissen betrachtet werden kann; sodass die Methode auch dann Bestand habe, wenn die zu Grunde gelegten Prämissen von manchem als fehlerhaft erachtet oder durch zukünftige Forschungsergebnisse korrigiert werden sollten. (11f.)

Nachdem Warnking in der Einleitung zunächst in die Fragestellung eingeführt (11-17) und einen Überblick über die von ihm herangezogenen Quellengattungen gegeben hat (18-25), nimmt er eine Skizzierung des lang anhaltenden Forschungsstreits zwischen Primitivisten und Modernisten um das Wesen der antiken Wirtschaft vor. Diese sog. „Jahrhundertdebatte“ sieht er durch die Einführung der Neuen Institutionenökonomie (NIÖ) überwunden, die er als wirtschaftstheoretische Grundlage seiner Arbeit definiert und sich somit in den Trend der neueren Forschung stellt (26-38).¹ Die insgesamt sehr kleinteilige Arbeit gliedert sich als Ganzes in drei große Themenblöcke, die auch unabhängig voneinander gelesen werden können.

Im ersten Hauptteil beschreibt Warnking die Rahmenbedingungen des römischen Seehandels für das von ihm betrachtete 1. Jahrhundert n. Chr., wozu er gemäß der NIÖ versucht, Institutionen zu bestimmen, die den Handlungsspielraum römischer Seehändler definierten. Hierzu wird zunächst ein umfassender Blick auf den politischen, volkswirtschaftlichen und rechtlichen Rahmen

¹ Zuletzt eingehend thematisiert in K. Droß-Krüpe/S. Föllinger/K. Ruffing (Hgg.), Antike Wirtschaft und ihre kulturelle Prägung, Wiesbaden 2016.

geworfen. Nach einem in Folge der territorialen Expansion bedingten Boom der römischen Wirtschaft in der späten Republik sei diese im frühen Principat in eine Reifephase übergegangen, in der politische Stabilität und die daraus resultierende innere Sicherheit ideale Bedingungen für Optimierungsprozesse im Seehandel boten (39-55). Es folgen Überlegungen zum Bruttoinlandsprodukt sowie dem daraus abgeleiteten Handelsvolumen des Römischen Reiches. Hierbei ist Warnking bemüht, für die in der Forschung teils weit auseinander gehenden Schätzungen common ground zu finden; dass die vorgenommene Anlehnung an moderne Handelsvolumina die Vergleichbarkeit zwischen moderner und antiker Volkswirtschaft überstrapaziert, muss aber auch Warnking selbst eingestehen (55-80).² Eine ausführliche Untersuchung der betreffenden Rechtstexte zeigt, dass die alle wichtigen Belange abdeckende und zumeist sehr praxisorientierte Gesetzgebung, die von den Seehändlern zum vorausschauenden Planen dringend benötigte Rechtssicherheit bot, ohne dabei durch restriktive Maßnahmen ihren Handlungsspielraum einzuschränken (80-126). Auch wenn an mancher Stelle der normative Charakter der behandelten Quellen stärker hätte betont werden müssen,³ bietet Warnking eine sehr anschauliche und übersichtlich gegliederte Zusammenstellung der wichtigsten Gesetze für das tägliche Geschäft eines römischen Seehändlers. Einzig die Herleitung des Zinssatzes von 22,5% für die *pecunia nautica*, ein Seedarlehen für besonders risikoreiche Handelsfahrten, hinkt; Warnking stützt sich hier auf eine Gerichtsrede des Demosthenes aus dem Athen des 4. Jahrhunderts v. Chr., was eine Übertragbarkeit in die römische Kaiserzeit methodisch fragwürdig erscheinen lässt. Das wiegt umso schwerer, da der daraus entlehnte Zinssatz später unkommentiert zahlreichen weiterführenden Überlegungen und Rechnungen zugrunde gelegt wird.⁴ Des Weiteren wird im ersten Hauptteil die Vergleichbarkeit der klimatischen und geographischen Verhältnisse in Antike und Moderne unterstrichen, die Bedeutung von Beschaffungsmärkten und einer ausgebauten Infrastruktur aufgezeigt, die generelle Verfügbarkeit von Kapital und Investoren betont sowie Grundsätzliches zu den am Seehandel beteiligten Personengruppen und antikem Schiffsbau und Nautik besprochen (126-168). Am Ende des Kapitels hält Warnking die Ergebnisse seiner Ausführungen in 19 Kernthesen fest, die als Prämissen dem Rest der Arbeit zugrunde gelegt werden (171-174).

² Gleiches gilt für die Bewertung der wirtschaftlichen Freiheit zur römischen Kaiserzeit anhand der Maßstäbe, die der *Index of Economic Freedom* für moderne Volkswirtschaften ansetzt.

³ So stellt sich die Frage, ob tatsächlich alle römischen Seehändler die Feinheiten der Gesetzeslage kannten und ihre rechtlichen Ansprüche auch durchzusetzen vermochten; Warnking setzt dies stillschweigend voraus.

⁴ Unter anderem stützt Warnking seine Überlegungen zur Sinkwahrscheinlichkeit eines Schiffes in der römischen Kaiserzeit auf eben jenen Zinssatz; bezeichnenderweise ordnet dabei auch Warnking selbst diese Berechnung als „sehr spekulativ“ ein (95-98).

Mit dem zweiten Hauptteil möchte sich Warnking der Frage nähern, mit welcher Reisedauer römische Seehändler für bestimmte Strecken rechnen mussten, da die veranschlagte Zeitspanne massive Auswirkungen auf die zu zahlende Heuer, die Höhe der Zinsen für ein eventuell aufgenommenes Darlehen sowie die Frage nach der Anzahl möglicher Handelsfahrten pro Saison und somit die Wirtschaftlichkeit der gesamten Operation hatte (174f.). Bevor er seinen eigenen Ansatz präsentiert, setzt er sich zunächst kritisch mit der bisherigen Forschungsdiskussion und insbesondere dem für seine Innovation gelobten, doch wegen seiner zu groben Daten zu falschen Ergebnissen führenden Routenprogramm ORBIS auseinander (175-182). Warnkings Methode stützt sich hingegen auf das für die Berechnung von Routen bei Hochseeregatten verwendete Computerprogramm *Expedition*, das mit einem sehr viel feineren Winddatennetz und halbtägigen Wetterdaten der *National Oceanic and Atmospheric Administration* gefüttert wurde und auf Basis dieser Daten Reisen unter realen Bedingungen und innerhalb eines dynamischen Wettersystems virtuell simuliert, anstatt lediglich mit Windwahrscheinlichkeiten zu operieren (182-191). Die dafür zugrunde gelegten Segeleigenschaften antiker Handelsschiffe stützen sich auf Leistungsdaten moderner Rahsegler wie der Gorch Fock und Nachbauten römischer Flusskriegsschiffe, sog. *lusoriae*, weshalb es sich hierbei zwar um gute Annäherungen handelt, nicht aber um genaue Messungen, die, wie der Autor mehrmals betont, nur mit Nachbauten antiker Handelsschiffe möglich wären (191-201). Insgesamt beschränkt sich Warnking auf 28 ausgewählte Hauptrouten von und nach Rom, da alleine schon für diese bei 183 möglichen Reisetagen pro Jahr (nur Sommermonate) sowie zwei berücksichtigten Startzeiten pro Tag (6:00 und 18:00 Uhr) über 50.000 Rechenoperationen notwendig waren (201f.) Für jede der behandelten Routen gibt Warnking im Folgenden nebst einem erläuternden Kommentar auch die kompakte Darstellung der Rechenergebnisse in Form eines Datenblatts, welches Aufschluss über die Rekordzeit, das 1. Quartil (realistische Zeit unter günstigen Rahmenbedingungen), den Median bzw. 2. Quartil (mittlere Zeit), das 3. Quartil (Zeit, die ein vorsichtig kalkulierender Kaufmann ansetzen konnte) sowie die Standardabweichung bietet (203-271); eine Erläuterung, wie genau diese errechneten Werte zustande kommen, bleibt Warnking jedoch schuldig. Wenn möglich, vergleicht Warnking die Ergebnisse mit Zeitangaben antiker Autoren, doch fällt es zumeist schwer, diese antiken Referenzen in das moderne System aus Rekordzeit und 1.-3. Quartil einzuordnen. So plausibilisieren die Berechnungen zwar einige der aus der Antike überlieferten Reisedauern, doch bedeutet dies im Umkehrschluss nicht, dass sämtliche von Warnking neu aufgestellten Routenzeiten als unumstößlich anzusehen sind; ein solch apodiktischer Anspruch wird vom Autor jedoch auch an keiner Stelle vertreten. Abgesehen vom eigentlichen Ziel, für altbekannte Routen neue Reisezeiten zu ver-

anschlagen, kann Warnking zudem eine von der Forschung bisher unberücksichtigte Hochseeverbindung von Alexandria nach Lykien nahelegen, die den Weg nach Rom um bis zu acht Tage verkürzt haben könnte (265-267).

Bei Strecken, für die mehrere alternative Routenverläufe zu berücksichtigen sind, werden diese im Einzelnen behandelt und auf ihre Vor- bzw. Nachteile hin miteinander verglichen. Methodisch angreifbar ist hierbei Warnkings Annahme, über kurz oder lang habe sich die Route, die von ihm anhand modernster technischer Hilfsmittel als die vorteilhafteste beschrieben wird, auch bei der großen Mehrheit römischer Seehändlern durchgesetzt und sei in der Folge von diesen am intensivsten genutzt worden. Hier lässt er zumeist eine Auseinandersetzung mit der archäologischen Evidenz in Form von Schiffswracks missen, die notwendig gewesen wäre, um seine Theorien hinsichtlich der genutzten Routen zu prüfen. Eine Diskrepanz zwischen der von ihm empfohlenen Route und der antiken Praxis zeigt sich insbesondere mit Blick auf die Straße von Bonifacio, durch die viele der beschriebenen Seewege führten. Potentiell bot der Weg durch die Meerenge zwar eine etwas schnellere Reisezeit, jedoch auch höhere Standardabweichungen als mögliche Alternativrouten, weshalb laut Warnking die Möglichkeit einer geringen Zeitersparnis das Risiko einer deutlich längeren Reise nicht wert gewesen sei. Dass aber nun gerade hier das besonders hohe Aufkommen von Schiffswracks für eine intensive Befahrung der Meerenge sprechen kann, wird von Warnking für den Handel zwischen Rom und Tarraco sowie der Baetica nicht berücksichtigt.⁵ Im Falle der Strecke Gallien-Ostia, für die ein Abgleich mit dem archäologischen Material vorgenommen wird, unterliegt Warnking hingegen dem Zirkelschluss, dass römische Seehändler sich bewusst gegen die beständigere und für die risikoreichere Route entschieden hätten. Warnking setzt hierbei stillschweigend voraus, römische Seehändler hätten eine mit seinen eigenen Datenerhebungen vergleichbare Menge an Informationen als Entscheidungsgrundlage besessen und entsprechend seiner eigenen Methode kalkuliert; beide Annahmen werden jedoch nicht durch antike Quellen gestützt.

Zum Abschluss des Kapitels fokussiert Warnking auf eine Rehabilitierung des diokletianischen Höchstpreisedikts, indem er die für bestimmte Routen festgesetzten Preise mit den neu berechneten Reisezeiten in Korrelation setzt. Warnking möchte dadurch glaubhaft machen, dass die Preise nicht willkürlich fest-

⁵ Hinsichtlich der archäologischen Evidenz unter anderem P.G. Spanu, *Il relitto A di Cala Reale. Note preliminari*, in *Atti del convegno nazionale di archeologia subacquea*, Bari 1997, 109–119. Andere Aspekte, wie beispielsweise die Weitergabe von Seerouten vom Vater an den Sohn, werden von Warnking hierbei nicht ausreichend berücksichtigt, obwohl die Erblichkeit bestimmter Geschäftsmodelle von ihm später als entscheidender Faktor für die wohl eingeschränkte Wahl des Handelsgutes beschrieben wird (348).

gesetzt worden waren, sondern, so seine Annahme, einer inneren Logik des Edikts folgten (275-283). Die Tatsache, dass bei seinen Berechnungen das 1. Quartil anstelle des ansonsten verwendeten Medians oder 3. Quartils zugrunde gelegt und somit die Reisedauer sehr knapp bemessen wird, wirft die Frage auf, ob es Händlern überhaupt möglich war, unter Einhaltung des Höchstpreisedikts dauerhaft Gewinn zu erzielen. Die Richtigkeit von Warnkings Methode ist somit unter Wahrung des Prinzips vorausgesetzter Wirtschaftlichkeit nur schwer mit einer inneren Logik des Höchstpreisediktes in Einklang zu bringen. Unabhängig von diesen Bedenken dürfen an dieser Stelle aber auch Mängel an der Arbeitsweise des Autors nicht verschwiegen werden. So stützt sich Warnking bei seinen Berechnungen auf Routen, deren Segelzeiten im Laufe des zweiten Hauptteils nicht erörtert worden waren, sodass die Nachprüfbarkeit der Ergebnisse nicht gegeben ist. Für einige der zuvor behandelten Strecken scheinen zudem die Ergebnisse angepasst worden zu sein, um in das aufgestellte Schema zu passen.⁶

Im dritten und letzten Hauptteil seiner Arbeit nimmt Warnking auf Basis der Erkenntnisse aus den beiden vorherigen Kapiteln die eingangs gestellte Frage nach der Wirtschaftlichkeit des römischen Seehandels in den Blick. In einem ersten Schritt stellt er hierfür eine beispielhafte Gewinn- und Verlustrechnung (GuV) für die Handelsreise eines kleinen Getreidehändlers (10.000 *modii* Weizen) auf der Strecke von Alexandria nach Puteoli auf. Dafür werden von ihm Annahmen bezüglich Leerfahrten, Ladungsgröße, Verkaufs- und Einkaufspreis, Umsatz, Wareneinsatz, Rohertrag, sonstigen Einnahmen, Reisezeit, Kapitalkosten, Lagerkosten, Besatzungsgröße, Entlohnung der Mannschaft und deren Verpflegung, eine Pauschale für Sonderausgaben, Kosten für Be- und Entladung, Anschaffungs- und Unterhaltskosten für ein Schiff und dessen damit verbundene Abschreibungsdauer, sonstige Kosten und Schwund sowie die bereits zuvor behandelten Zölle zugrunde gelegt (285-312). Dass diese Annahmen aufgrund einer häufig sehr dünnen Quellenlage jedoch nur in Teilen als gesichert angesehen werden können, ist sich Warnking bewusst, weshalb er in einem zweiten Schritt die Ergebnisse der GuV einer Sensitivitäten-Analyse unterzieht, bei der für einzelne Positionen der GuV eine Bandbreite möglicher Werte eingesetzt und die Auswirkungen auf das Gesamtergebnis der Rechnung untersucht werden. Dadurch gelingt es Warnking trotz der großen

⁶ Zu den Routen, auf die sich Warnking hier stützt, ohne zuvor ihre Segelzeiten besprochen zu haben, zählt unter anderem die von ihm als Rechenbeispiel herangezogene Strecke Caesarea-Karthago-Tarraco. Ein Beispiel für das Schönen von Ergebnissen stellt die Strecke Alexandria-Syrakus dar, für welche ungeachtet der gewählten Route bei Ansetzen des hier gewählten 1. Quartils mit Reisezeiten von mindestens 20 Tagen zu rechnen ist. Das Ergebnis zeigt jedoch, dass Warnking ohne Angabe eines Grundes mit einer Reisezeit von 16-20 Tagen gerechnet hat.

Unsicherheit bei der Bestimmung konkreter Werte, die entscheidenden Faktoren für die Profitabilität und damit die Wirtschaftlichkeit einer Handelsfahrt überzeugend herauszuarbeiten: die Höhe der Marge aus dem Verkauf der gehandelten Ware und die Reisedauer sowie die damit verbundene Anzahl der Fahrten, die pro Saison möglich waren (312-343). Ausgehend von dieser Erkenntnis werden anschließend mögliche Strategien besprochen, die einem Händler zur Verfügung standen, um seine Gewinne zu steigern; thematisiert werden neben der Wahl des richtigen Handelsgutes und einem dafür geeigneten Absatzmarkt auch die notwendige Optimierung der genutzten Routen und die höhere Wirtschaftlichkeit großer Schiffe aufgrund von Skaleneffekten (343-377).

Wie Warnking wiederholt betont, kann seine Arbeit die Frage nach der Wirtschaftlichkeit des römischen Seehandels nicht endgültig beantworten. Jedoch gelingt es ihm durch den Einsatz modernster Technik sowie das konsequente Trennen zwischen angewandeter Methode und vorausgesetzten Prämissen, einen innovativen Ansatz vorzustellen, mit dem sich zukünftige Forschungsarbeiten auseinandersetzen müssen. Allerdings hätte man sich als Leser zahlreiche der zugrunde gelegten Prämissen besser belegt und die angeführten Quellen eingehender diskutiert und kontextualisiert gewünscht. Gerade im ersten Hauptteil stützt Warnking viele Teilaspekte der geschilderten Rahmenbedingungen einzig durch einen Verweis auf Handbücher, die für den schulischen Lehrbetrieb oder allenfalls den Einstieg ins Studium konzipiert sind und ihrerseits bereits ohne Literatur- und Quellenangaben operieren. Ob durch die Edition und Auswertung dokumentarischer Quellen, insbesondere von Papyri, und durch die Vorlage und Analyse archäologischer Funde und Befunde die Lücken in den Prämissen der Rechnung geschlossen und dadurch die Ergebnisse auf eine solidere Quellenbasis gestellt werden können, wird ebenfalls die Zukunft zeigen. Für jeden, der an kaiserzeitlicher Wirtschaftsgeschichte im Allgemeinen oder dem römischen Seehandel im Speziellen interessiert ist, stellt das Werk dennoch eine Pflichtlektüre dar; allerdings nicht nur, um die Möglichkeiten moderner Wirtschaftslehre zu bestaunen, sondern insbesondere auch, um kritisch deren Anwendbarkeit und Nutzen für die Altertumswissenschaften zu diskutieren.

Karl Heiner Dahm
Römerstraße 237
D-69126 Heidelberg
E-Mail: Karlheinerd@yahoo.de

Heinz-Jürgen BESTE – Dieter MERTENS – Salvatore ORTISI, Die Mauern von Syrakus. Das Kastell Euryalos und die Befestigung der Epipolai. Sonder-schriften des Deutschen Archäologischen Instituts Rom Bd. 18. Wiesbaden: Reichert Verlag 2016, 328 S., 367 s/w-Abb., 7 farb. Abb., 7 Tab., 9 Beilagen

Die vorliegende Arbeit bildet die Endpublikation der langjährigen Untersu-chungen von Heinz-Jürgen Beste und Dieter Mertens zu den Mauern von Sy-rakus. Der Untertitel „Das Kastell Euryalos und die Befestigung der Epipolai“ schränkt dabei ein, dass es nicht um die Mauern der Stadt selber, sondern um das Kastell Euryalos sowie die ‚Langen Mauern‘ des Dionysios I. auf der Epi-polai geht, also um die Landschaftsfestung, die als Fluchtort für die im Um-land lebende Landbevölkerung dienen konnte und mit einer Fläche von ca. 1.800 ha das „ausgedehnteste Festungswerk des Klassischen Altertums“ (S. 11) darstellte. Einige Ergebnisse dieser Arbeiten, die aus der Erstellung eines neuen Generalplanes der Stadtmauern von Syrakus in den Jahren 1991-1995 durch das Deutsche Archäologische Institut Rom in Kooperation mit der Soprinten-denza di Siracusa hervorgingen, waren vorweg schon in Vorberichten oder auf Kongressen vorgestellt worden, doch erstmals werden auch das neu erstellte Planmaterial umfangreich veröffentlicht, das Festungswerk ausführlich beschrie-ben und bauforscherisch untersucht, die Ergebnisse von begrenzten archäolo-gischen Sondagen vorgelegt sowie die mit dem Bauwerk verbundenen kultur-historischen und militärtechnischen Aspekte intensiv diskutiert.

Das Interesse der Verf. an den Mauern von Syrakus war aus ihrer Beschäfti-gung mit der Nordfestung von Selinunt erwachsen, in dessen verteidigungs-technischem Konzept sie deutliche Parallelen zum Kastell Euryalos erkannten. Die Ergebnisse der dort in den Jahren 1971-1975 und 1985-1995 durchgeführ-ten Arbeiten waren 2003 von Mertens vorgelegt worden.¹ Die Erkenntnis, dass die Festung auf dem Euryalos bei Syrakus nicht isoliert, sondern nur als Teil eines größeren Verteidigungskonzeptes gesehen werden kann, führte zu einer Neuaufnahme der noch oberflächlich erkennbaren Überreste der Wehrmauern auf dem Plateau Epipolai. Die Erstellung einer neuen Plangrundlage war not-wendig, da zuvor nur die Kartierung durch Cavallari – Holm aus dem Jahr 1883 vorlag.² Die technische Entwicklung bot mit der Auswertung eines photo-grammetrischen Fluges 1992 neue Möglichkeiten, die, bei ausreichenden finan-ziellen Mitteln, mittlerweile sicherlich noch durch Laserscanning unterstützt werden könnten. Die Methode zeichnet sich aber durch eine hohe Detailgenauig-

¹ Mertens, D., Selinus I. Die Stadt und ihre Mauern. DAI Rom Sonderschriften Bd. 13 (Mainz 2003).

² F.S. Cavallari/A. Holm, Topografia archeologica di Siracusa (Palermo 1883).

keit aus, so dass die in der Photogrammetrie gewonnenen Aufnahmen 1992-1995 terrestrisch ausgewertet, Mauerreste geodätisch vermessen und vor Ort mit Bleistift detailliert gezeichnet werden konnten. Das Kastell Euryalos wurde komplett neu vermessen und konventionell aufgenommen. Das dabei entstandene Planmaterial wird in der Beilage in einem Übersichtsplan in 1:10000 sowie in Detailplänen in 1:3000 bereitgestellt. Von einem Abschnitt der Langen Mauern und von verschiedenen Bauteilen des Kastells sind auch Ansichten und Schnitte in 1:250, 1:400 oder 1:500 beigelegt. Dazu kommen zahlreiche Detailgrundrisse in verschiedenen Maßstäben im Text. In das neue Planwerk wurden außer den Wehrbauten die wichtigsten sonstigen oberirdisch erfassten antiken Monumente eingetragen. Durch die Neuaufnahme sind die Mauern nicht nur detaillierter dokumentiert als in dem Plan von Cavallari – Holm, sondern es wurden auch einige wichtige Bestandteile, etwa Tore oder das Zwischenkastell im Süden, neu identifiziert.

Der mit der neuen Kartierung verbundene Aufwand war nach den Verf. nicht alleine mit der Verwendung in einer archäologisch-bauforscherischen Studie zu rechtfertigen. „Vielmehr sollte die Untersuchung, die von Anfang an in engster Abstimmung mit der Soprintendenza Archeologica della Sicilia Orientale (heute Soprintendenza ai Beni Culturali e Ambientali di Siracusa) geplant und durchgeführt wurde, gleichzeitig die wissenschaftlichen und technischen Voraussetzungen für alle nötigen Maßnahmen zu besserer Konservierung und Erschließung der Dionysischen Mauern im Rahmen des neuen städtischen Bebauungsplans schaffen helfen.“ (S. 11) Das ureigene Interesse der Syrakusaner Archäologen, die noch vorhandenen Reste der monumentalen Bauten vor der ungeordneten Ausbreitung der modernen Stadt mit der Schaffung eines archäologischen Parkes zu schützen, unterstreicht der emeritierte Soprintendente Guiseppa Voza in seinem Vorwort zu der in seinen Augen „opera più importante“ von Mertens, der er nicht nur große wissenschaftliche, sondern auch „utilità sociale“ bescheinigt (S. 14). Folgerichtig wird die Arbeit dann auch durch Mertens mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse auf Italienisch (Kap. I, S. 15-24) eingeleitet.

In seiner Einführung (Kap. II, S. 25-55) widmet sich Mertens zunächst dem Bild von der antiken Stadt Syrakus, das in der Renaissance, als der Verlauf der bekannten Mauern mit ihrer tatsächlichen Ausdehnung gleichgesetzt wurde, stark verzerrt wurde. Indem für den gesamten von den Epipolai-Mauern umgebenen Bereich eine intensive Bebauung vermutet und auch in zahlreichen Veduten abgebildet wurde, entstanden das Bild einer antiken Megastadt und damit zugleich das Bedauern um deren Niedergang. Dazu hatte Mertens schon 1999 festgestellt, dass diese alte Vorstellung von der gewaltigen Groß-

stadt Syrakus seit der Studie von Hans-Peter Drögemüller 1969 als überholt gelten darf.³ Der Entstehung dieses Mythos wird hier in einer genauen Analyse nachgegangen und damit zugleich die Entdeckungs- und Rezeptionsgeschichte bis in die jüngere Forschungsgeschichte umfassend dargelegt. Angesichts der Quellen- und Forschungslage wird darauf hingewiesen, dass für Syrakus die „Diskrepanz zwischen der Ausführlichkeit und der Qualität – ganz abgesehen von der historischen Bedeutung – der schriftlichen Quellen und der Kargheit des archäologischen Befundes“ besonders groß sei, dass deshalb die vorliegende Arbeit nur eine Etappe sein könne, der Surveys und Grabungen, begleitet von Konservierungsmaßnahmen, folgen müssten (S. 49).

In der folgenden Darstellung der architektonischen Befunde (Kap. III, S. 57-125) beschreibt Mertens den noch erkennbaren Mauerverlauf aufgeteilt in die Abschnitte Nordmauer, Ost- oder Seemauer und Südostmauer. Außer der Mauer selber werden auch Beobachtungen zu Treppen, Wagenspuren, Wasserleitungen, Steinbrüchen sowie Häufungen von Dachziegeln und Gebrauchskeramik aufgeführt, die für das Verständnis von Entstehung und Funktion des Bauwerkes von Bedeutung sind. Neben den grundsätzlichen Angaben zu Verlauf, Dicke und erhaltener Höhe werden immer wieder auch Angaben zur Bautechnik gemacht. Dabei ist es bedauerlich, dass die Dokumentation sich hier auf zahlreiche Photos beschränkt und so gut wie keine Detailzeichnungen beinhaltet. Lediglich die Ansicht eines kleinen Abschnittes der Nordmauer ist in Beilage 6 abgebildet sowie eine schematische Teilrekonstruktion einer Baueinheit (Abb. 287). Letztere bietet einen guten Einblick in die innere Struktur der Mauer, stellt aber nur eine in einigen Abschnitten verwendete Mauertechnik dar, bei der die regelmäßig angeordneten Binder nicht durch die ganze Mauerdicke reichen. Das im Text beschriebene „Kammermauerwerk“, das nach Mertens vor allem an der Südmauer häufiger verwendet wurde (S. 100), kann damit aber ebenso wenig nachvollzogen werden wie nach den zahlreichen Photos.

Im Verlauf der Mauerbeschreibung werden auch zahlreiche flankierende Bauten vorgestellt, die bisher nicht bekannt waren, die aber teilweise auch nur hypothetisch als Türme bezeichnet werden können. Dabei ist allerdings nicht ganz nachvollziehbar, warum beispielsweise der nur aufgrund einiger Binder vermutete Turm T5N (S. 67) im Plan als gesicherter Bestand dargestellt wird, während die Türme der Ostseite T2-4E sämtlich mit Fragezeichen genannt werden, obwohl die Überreste zum Teil durchaus aussagekräftiger sind als bei

³ D. Mertens, Die Landschaftsfestung Epipolai bei Syrakus, in: Ernst-Ludwig Schwandner, Klaus Rheidt, Stadt und Umland. Bauforschungskolloquium in Berlin vom 7. bis 10. Mai 1997. Diskussionen zur Archäologischen Bauforschung Bd. 7 (Mainz 1999), 143-149; H.-P. Drögemüller, Syrakus. Zur Topographie und Geschichte einer griechischen Stadt (Heidelberg 1969).

T5N. Allerdings bestehen die frühen, dionysischen Türme auch lediglich in einem stadtseitigen, quadratischen, ca. 5-6 m großen Ausbau in Mauerwinkeln (S. 73) und sind somit schwieriger zu identifizieren als die später angefügten, großen, hellenistischen Türme mit ihrer charakteristischen T-förmigen Innenaufteilung. Insgesamt ist die Beschreibung sehr detailliert, so dass die Mauerzüge vor allem in Bezug auf die jeweilige Topographie und Gefährdungslage sehr gut nachvollziehbar werden. So ist auch zu verzeihen, dass kleinere Ungenauigkeiten bei Beschriftungen des Planes es teilweise erschweren, den Ausführungen zu folgen; so fehlt beispielsweise die Bezeichnung von Turm T1E, und auf den Hauptmesspunkt V3 wird zwar im Text Bezug genommen, er ist im Plan aber nicht verzeichnet. Bei den Beschreibungen wird auch allen Hinweisen auf eine relativchronologische Einordnung verschiedener Mauerabschnitte nachgegangen ebenso wie auf die Rekonstruktion. So lässt sich die Höhe der wohl mit einer Epalxis versehenen Mauer auf ca. 7 m schätzen, bei den hellenistischen Türmen wird von einer Zweigeschossigkeit ausgegangen (S. 103).

Auch in Bezug auf das Kastell Euryalos, das H.-J. Beste in Kap. IV (S. 127-204) vorstellt, waren zentrale Ergebnisse sowie eine grobe Abfolge ihrer Entwicklungsphasen schon ansatzweise aus Vorberichten bekannt.⁴ Die auf den Ergebnissen kleinerer Sondagen basierenden Erkenntnisse zur Entwicklungsgeschichte weichen dabei deutlich von überkommenen Theorien ab, indem deutlich wird, dass die Fünf-Turm-Batterie einerseits keinen Vorgängerbau hatte, sondern der früheren dionysischen Sperrmauer in einem Abstand von 70 m westlich nachträglich vorgelagert wurde, und sie andererseits in engem funktionellen und baulichen Zusammenhang mit der zeitgleich errichteten Flesche zu verstehen ist (S. 179-81). Allen Überlegungen zur Funktion und Entwicklungsgeschichte gehen sehr detaillierte Beschreibungen der erhaltenen Bauten sowie im Umfeld liegender Bauglieder voraus. Die lange Nutzungszeit sowie neuzeitliche Grabungen und Rekonstruktionen erschweren diese Arbeit, die mit großer Ortskenntnis und Akribie geleistet und von einer umfangreichen zeichnerischen Dokumentation begleitet wird. Dabei wird die Aufmerksamkeit des Lesers allerdings bisweilen sehr auf die Probe gestellt, wenn gelegentlich im Text die Himmelsrichtungen verwechselt werden oder teilweise über Seiten hinweg keine Nummer eines Bauteiles der Bezeichnung auf dem Plan entspricht – umso intensiver muss man sich damit in das Planmaterial einarbeiten, was anhand der Legende nichtsdestotrotz gut möglich ist.

⁴ H.-J. Beste, Kastell Euryalos: Baugeschichte und Funktion, in: Ernst-Ludwig Schwandner, Klaus Rheidt, Stadt und Umland. Bauforschungskolloquium in Berlin vom 7. bis 10. Mai 1997. Diskussionen zur Archäologischen Bauforschung Bd. 7 (Mainz 1999), 150-159.

Wenn auch die Beschreibung zunächst sinnvollerweise unabhängig von der Entwicklungsgeschichte dargelegt werden soll, um größere Objektivität zu erreichen, ergeben sich aus den Erläuterungen doch schon zahlreiche Hinweise auf verschiedene Phasen, die im nächsten Abschnitt zusammen mit durchweg schlüssig begründeten Rekonstruktionen vorgestellt werden. Dabei werden neben der Architektur vor allem sehr ausführliche Überlegungen zum militärtechnischen Konzept und zur verwendeten Waffentechnik angestellt, die weit über die Beschäftigung mit dem Kastell Euryalos hinaus wertvolle Denkansätze bieten, beispielsweise zum Gebrauch von Steinkugeln (S. 195).

Im folgenden Kap. V (S. 205-240) werden von S. Ortisi die Ergebnisse von 22 kleineren Grabungsschnitten vorgestellt, die in den Jahren 1991-1993 an verschiedenen Stellen des Kastells durchgeführt wurden. In diesen Sondagen wurde auch die bis zu 8 m breite Sperrmauer festgestellt, die wohl der ersten – Dionysischen – Phase zugeordnet werden kann. Bei der Untersuchung der Fünf-Turm-Batterie konnte die relativchronologische Zuordnung der Errichtung verschiedener Mauern geklärt werden, was Rückschlüsse auf den Bauablauf zulässt. Insgesamt ist der archäologische Befund aber sehr dünn, was man bedenken sollte, wenn es um die absolutchronologische Einordnung der Entwicklungsphasen des Kastells geht. Über die keramischen Funde lassen sich nur wenige Aussagen treffen, etwa in Bezug auf die Dionysische Sperrmauer: „Das aus den wenigen erhaltenen Mauerbefunden geborgene Fundmaterial datiert überwiegend in das 4. und frühe 3. Jh. v. Chr.“ (S. 208). Genauer lässt sich diese Aussage leider trotz der abgebildeten Dokumentation von Profilen und Keramikzeichnungen nicht nachvollziehen, da die in der Beschreibung genannten Befunde im Planum und den Profilen teilweise nicht verzeichnet sind, so wie z.B. auch US 41 und Mauer US 51/ Raubgraben -US 51, bei denen es sich aber offensichtlich um die relevanten Befunde für die Datierung der Sperrmauer handelt, die allerdings möglicherweise auch durch Ausbruch gestört sind (S. 219-221). So muss man der Interpretation der Befunde trotz der umfangreichen Vorlage ungeprüft vertrauen. Neben diesem vagen Hinweis auf die Bauzeit gibt die Stratigraphie noch einen zeitlichen Ansatz für den Abriss der Sperrmauer in der zweiten Hälfte des 3. Jh. oder der ersten Hälfte des 2. Jh. v. Chr. Außer dem zeitlichen Ansatz für Bau und Abriss der Sperrmauer sind über die Analyse der Fundkeramik nur allgemeine Aussagen über die Nutzungszeit des Areals möglich, die vom späten 5. bis in das frühe 1. Jh. v. Chr. reicht.

Mit dem folgenden Kapitel (Kap. VI, S. 241-301) über die Konzeption und Baugeschichte der untersuchten Mauern greifen Mertens und Beste weiter aus und beziehen auch die städtischen Mauern mit ein, ohne die die Wehranlagen auf dem Plateau nicht zu verstehen sind. Für das grundlegende Verständnis

werden zunächst verschiedene Rekonstruktionen der antiken Topographie diskutiert, die sowohl durch natürliche Entwicklungen als auch durch menschliche Eingriffe Veränderungen unterlag und nicht in allen Details sicher nachvollzogen werden kann. Auch alle anderen bekannten Erkenntnisse zur Anlage und Ausbreitung der Stadt und ihrer Infrastruktur werden dargelegt. Für die folgende Darstellung vordionysischer Mauern muss größtenteils auf schriftliche Quellen zurückgegriffen werden, die hier vor dem Hintergrund langjähriger Forschungsmeinungen diskutiert werden. Archäologische Hinweise fehlen weitgehend, so wurde beispielsweise auch der bekannte Abschnitt einer 6 m starken Mauer in der Via Arno nicht in einer stratigraphischen Ausgrabung untersucht, so dass seine Zugehörigkeit zur archaischen Mauer spekulativ bleiben muss (S. 247).

Obwohl auch für die Datierung der Dionysischen Mauern kaum archäologische Belege vorliegen, so ist die Quellenlage doch so umfangreich, dass kaum daran gezweifelt werden kann, dass die erhaltenen Mauerzüge jenen entsprechen, von deren Bau im Jahre 401 v. Chr. Diodor so ausführlich Bericht gibt. Wie ernst dabei auch die genannte und auf den ersten Blick höchst unglaublich scheinende Bauzeit von nur zwanzig Tagen genommen werden kann, zeigen die Verf. sehr eindrucksvoll, indem sie die Beschreibungen an der Nordmauer überprüfen. Deren Länge entspricht sehr exakt der Beschreibung Diodors, und die durch Pförtchen getrennten Abschnitte lassen sich überzeugend mit Bauabschnitten parallel arbeitender Trupps erklären. Allerdings ist die angegebene Anzahl von 60.000 als Arbeiter eingesetzten Bauern und 60 Karren doch für einen reibungslosen Bauablauf kaum vorstellbar, so dass die propagandistische Aussage, die den Angaben wohl zugrunde liegt, deutlich wird (S. 257). Der zügige Baufortschritt mit als Steinmetzen ungeübten Bauern war zudem nur mit einer rationellen Bauweise möglich, nämlich einer zweischaligen Mauer mit einer Erd-Schotter-Verfüllung. Dabei werden an den verschiedenen Mauerabschnitten in unterschiedlicher Regelmäßigkeit Binder eingesetzt, die nicht überall durch die gesamte Mauer durchreichen. Mit in jeder zweiten Lage übereinanderliegenden Bindern werden, besonders bei der Südmauer, innere Kammern gebildet. Lars Karlsson sieht die Mauern von Syrakus dabei als frühe Beispiele für die von ihm „masonry chains“ genannten Binderketten.⁵ Die Verf. verweisen dagegen darauf, dass ein älterer Ursprung dieser Technik von Henri Tréziny belegt werden konnte (S. 258).⁶ Doch zeigt der Umstand, dass die vermutlich knapp nach der Nordmauer errichtete Südmauer regelmäßiger

⁵ L. Karlsson, *Fortification towers and masonry techniques in the hegemony of Syracuse, 405-211 B. C.*, *Skrifter utgivna av Svenska Institutet i Rom*, 4°, XLIX (Stockholm 1992), 71.

⁶ H. Tréziny, *Les fortifications grecques en Occident à l'époque classique*, *Pallas* 51, 1999, 241-282, darin 251-255.

als „Kammermauer“ gebaut ist, dass gerade die Mauern von Syrakus einen wichtigen Beitrag leisten könnten, Ursprung und Entwicklung dieser Bauweise genauer nachzuvollziehen. So kann ebenfalls nur vermutet werden, dass die Mauern von Syrakus, wie auch wohl die von Selinunt, einen Zwischenschritt der Entwicklung zur „developed header and stretcher technique“ darstellen, wie Karlsson annimmt. Doch obwohl in Syrakus der Erhaltungszustand offensichtlich häufig die innere Struktur der Mauern erkennen lässt, so dass auch in den Beschreibungen immer wieder Hinweise auf die Länge der Kammern zwischen 4 m und bis zu 15-16 m gegeben werden (S. 107), sind diese nicht hinreichend zeichnerisch dokumentiert, um für vergleichende Untersuchungen zu dienen. Zwar zeigt beispielsweise Abb. 114 eine Aufsicht auf einen Mauerabschnitt mit Porta IX und nördlich davon, in der einzelne durchreichende Binder zu sehen sind, doch fehlt die Beobachtung, ob sich diese auch als Binderketten vertikal fortsetzen. Dies ist angesichts der Tatsache, dass nur wenige Festungsmauern verlässlich datiert sind, bedauerlich.

Durchweg überzeugend ist dann die Einordnung in die fortifikatorische Entwicklung. Dabei wird die Darstellung der Bauentwicklung immer wieder von reflektierenden Zwischenbilanzen unterbrochen, in denen die geschichtliche Situation und die poliorketische Entwicklung, unterstützt durch Vergleiche mit anderen Bauten, tiefgründig und gut verständlich ausgeführt werden. Die reichen Schriftquellen sind dabei als Grundlage vor allem für die historische Analyse von Bedeutung, da aus ihnen die wehrtechnischen Beweggründe deutlich werden, die zu einer Vielzahl „von komplexen Aufrüstungsmaßnahmen“ führten (S. 252), von denen die Festung auf der Epipolai nur einen Bestandteil bildete. Nur vor dem Hintergrund der Belagerung von Gela durch die Karthager 405 v. Chr., sowie eines Aufstandes, bei dem Syrakus von der Epipolai angegriffen wurde, lässt sich der strategische Entwurf der „Landschaftsfestung“ erklären. Damit und mit weiteren kriegstechnischen Entwicklungen erreicht die Festung einen bis dahin unbekanntem, hochtechnisierten Stand, der lange in der Fortifikatorik nachwirken wird. Dabei wird von den Verf. auch akribisch herausgearbeitet, wie die in wohl nur kurzem zeitlichem Abstand errichtete Südmauer bereits technische Innovationen gegenüber der Nordmauer zeigt.

Auch der weitere Ausbau des Kastells und die „Vollendung des Konzepts der Offensivverteidigungsanlage“ (S. 269) werden ausführlich beschrieben und besonders in ihrer Parallelität zu den Anlagen von Selinunt in ihrem verteidigungstechnischen Konzept eingehend verdeutlicht. Mehrfarbige Phasenpläne sowie Rekonstruktionsskizzen, ergänzt durch wunderbare Ansichten in Aquarell, erleichtern das Verständnis der Entwicklung des Kastells Euryalos, die dann in einen größeren Zusammenhang gestellt wird. Vorzüglich sind hier

wie auch im folgenden Abschnitt zum „Einfluß der neuen Schußwaffen auf die Verteidigungsanlagen“ im 3. Jh. v. Chr. die Überlegungen zur poliorketischen Entwicklung, wobei auch intensive Auseinandersetzungen mit den verwendeten Waffengattungen und ihren Reichweiten gehören. Bei Vergleichen mit anderen Bauten zeigt sich dann allerdings wieder, wie wackelig doch das Datierungsgerüst bei antiken Fortifikationen noch ist. So werden als Vergleiche für die zunehmend repräsentative Rolle von Toren (S. 286) sowie für kasemattenartige Geschützkammern (S. 289) die vermeintlich hochhellenistischen Anlagen von Perge und Side genannt, deren genannte Abschnitte nach neueren Forschungen jeweils der römischen Phase zugeordnet werden.⁷

Bei den Türmen zeigt sich dagegen, dass die besondere Beachtung der Funktion dort weiterhelfen kann, wo aufgrund einer rein typologischen Betrachtung über eine relativchronologische Einordnung nur spekuliert werden kann. So konnte überzeugend hergeleitet werden, dass es sich bei dem einzigen hellenistischen Turm (T10S), der eine kreuzförmige Aussteifung im Inneren hat, um die ältere Form handeln muss, da die sonst vorherrschende Form mit einer T-förmigen Aussteifung eine für die Nutzung mit Katapulten geeignetere Raumaufteilung bietet. Deshalb sind letztere mit einer Modernisierung zum vermehrten Einsatz von Schusswaffen in Verbindung zu bringen und nicht, wie Karlsson annahm, die ältere Form. An dieser Stelle des Buches zeigt sich, dass es das Resümee von lange zusammengetragenen Überlegungen ist, denn Turm T10S wird zwar in Kap. VI behandelt, aber weder in der Beschreibung in Kap. III im Text erwähnt noch im Planwerk bezeichnet.

Die Analyse der wehrtechnischen Funktion führt weiter zu letzten Modifikationen, der Aufgabe der Ausfallanlagen und der Einnahme durch die Römer, bei der das Plateau keine große Rolle mehr spielte, sondern die Eroberer Schwachstellen an anderen Stellen zu nutzen wussten. Damit endet die Entwicklungsgeschichte dieses einmaligen Festungswerkes, an dem sich zwei Jahrhunderte der militärtechnischen Entwicklung ablesen lassen, bei denen der Entwurf der Landschaftsfestung und die Elemente der offensiven Verteidigung eine zentrale Rolle spielen. Vor allem die Entwicklung der aktiven Verteidigung wird zu einem einzigartigen komplexen System von unterirdischen Gängen und dem Ausfallgraben perfektioniert, aber dann von der rasanten Entwicklung der Katapulte überholt, mit denen die Verteidigung von

⁷ Zu Perge: W. Martini, Form, Funktion und Bedeutung der Stadtmauern von Perge in Pamphylien, in: R. Frederiksen/S. Müth/P.I. Schneider/M. Schnelle, Focus on Fortifications. New research on Fortifications in the Ancient Mediterranean and the Near East (Oxford 2016) 220-231; zu Side: U. Lohner-Urban/P. Scherrer, Hellenistische Prunktore – ein wissenschaftlicher Irrtum? Vorläufige Grabungsergebnisse vom Osttor von Side aus der Kampagne 2012, in: ebd. 232-243.

den Mauern selbst wieder wirkungsvoller war. Diese Entwicklungen, ihre Hintergründe und Auswirkungen in der vorgelegten Gründlichkeit herausgearbeitet zu haben, ist das große Verdienst der Verf., womit die Arbeit nicht nur für die Stadtgeschichte von Syrakus, sondern für die Fortifikationsforschung allgemein von allergrößter Bedeutung ist. Und so mag sie zwar durchaus, wie O. Dally im Vorwort unterstreicht, „keinen Endpunkt der Forschung zu Syrakus, sondern eine Etappe“ markieren. Doch bietet sie einerseits nicht nur für die angestrebte Unterschutzstellung der Mauerreste geeignete Grundlagen, sondern stellt auch ein Standardwerk für die Untersuchung von Fortifikationen dar, von denen noch viel zu wenige archäologisch oder historisch gut begründete Datierungen bieten und zudem so sorgfältig dokumentiert sind. Damit wird das Buch einen wichtigen Platz in der Literatur der archäologischen Bauforschung sowohl in Bezug auf Sizilien als auch auf antike Befestigungsanlagen einnehmen.

Brita Jansen
Erlenstraße 75
D-28199 Bremen
E-Mail: Brita_jansen@gmx.de

Michael RATHMANN (Hg.), *Tabula Peutingeriana. Die einzigartige Weltkarte aus der Antike. Eingeleitet und kommentiert von ebd.* Darmstadt: WBG Philipp von Zabern 2016, 112 S., 41 farb. Abb., 33 s/w- und 33 farb. Tafeln

2007 wurde die Tabula Peutingeriana (TP) in das UNESCO-Weltregister Memory of the World (Weltdokumentenerbe)¹ aufgenommen. Mit der hohen Auszeichnung ist die Verpflichtung verbunden, den Erhalt dieser außergewöhnlichen kulturellen Leistung der Menschheitsgeschichte zu garantieren. Die TP findet sich dort im Verein mit weiteren Karten bzw. Konvoluten von Karten aus Ungarn, Russland, USA, Mexiko oder dem Vereinigten Königreich. Die Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB), die die TP aufbewahrt, ist in dem Register noch mit dem Atlas Blaeu Van der Hem² gelistet.

Die TP gilt als einzigartiger Beleg antiker Kartographie, auch wenn sie selbst kein Original aus der Zeit ist, sondern es sich bei dieser Karte bereits um eine um 1200 angefertigte Kopie einer Kopie handelt. Allein schon das Format ist außergewöhnlich: Mit einer Länge von ca. 675 cm und einer Höhe von ca. 34 cm zeigt die ursprüngliche Rollkarte das antike Siedlungsgebiet in einer gestauchten (Nord – Süd) und einer gestreckten (West – Ost) Form, jedoch ohne den äußersten Westen mit Großbritannien, Spanien und dem Nordwesten Afrikas, da das erste Segment verloren gegangen ist. Ihr Wert wurde bereits im ausgehenden Mittelalter erkannt, als die Kartographie sich nach der Entdeckung der Schriften Ptolemaios allmählich zu einer eigenen Disziplin entwickelte. Die Gelehrten der Frühen Neuzeit haben sie deswegen alsbald reproduziert, erste Teile erschienen 1591 in Venedig auf Veranlassung von Markus Welser (1558-1614), kurze Zeit später, 1598, wurde ein verkleinerter Kupferstich der gesamten Karte unter Beteiligung von Abraham Ortelius (1527-1598) bei Moretus in Antwerpen auf den Markt gebracht, der auch Eingang in die posthumen Ausgaben der ebenfalls bei Moretus verlegten Atlanten des Kartographen fand. Weite Verbreitung erfuhr die TP 1753 durch den Nachdruck und die Kommentierung von Franz Christoph von Scheyb (1704-1777), von dem im 19. Jahrhundert weitere Nach- und Neudrucke angefertigt wurden. Auf diesen Druck basieren auch die verkleinerten, aber farbigen Reproduk-

¹ <http://www.unesco.org/new/en/communication-and-information/memory-of-the-world/register/full-list-of-registered-heritage/registered-heritage-page-8/tabula-peutingeriana/#c183693> (checked 18.03.2018).

² <http://www.unesco.org/new/en/communication-and-information/memory-of-the-world/register/full-list-of-registered-heritage/registered-heritage-page-8/the-atlas-blaeu-van-der-hem-of-the-austrian-national-library/#c183663> (checked 18.03.2018).

tionen durch Konrad Miller (1844-1933) 1887 und 1916.³ Hervorzuheben ist ferner die durch Ekkehard Weber 1976 bearbeitete Faksimileausgabe. 2009 wurde die Ausgabe von Scheyb durch Francesco Prontera und 2015 die 1869-1874 von Erneste Émile Antoine Desjardins (1823-1886) herausgegebene Version als Reprint nochmals verlegt, so dass die TP in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen als bestens eingeführt gelten kann.⁴

Die Aufbewahrung des ursprünglich gerollten, 1863 jedoch in die einzelnen Blätter zerlegten Pergamente ist äußerst problematisch, der Zustand dieser sehr fragilen Pergamentblätter aus dem 13. Jahrhundert ist im Internet zu begutachten.⁵ Sie wurden durch das Institut für Restaurierung an der ÖNB aufwendig und umfassend stabilisiert sowie Fehlstellen geschlossen, um den weiteren Zerfall zu bremsen. Die Bibliothek hatte die TP im Jahre 1738 aus dem Besitz des Prinzen Eugen von Savoyen (1663-1736) erworben. Weitere nachweisbare Vorbesitzer waren Konrad Celtis (1459-1508) und Konrad Peutinger (1465-1547), der die Karte 1507 von Celtis bekam und als Namensgeber fungiert. Über den Ursprungsort der Kopie kann, ebenso wie über den Ursprung des antiken Originals, nur spekuliert werden. Doch ist anzunehmen, dass der mittelalterliche Kopierprozess in einem Kloster vorgenommen worden ist. Die Verwendung von Pergament deutet darauf hin, dass den Kopisten bzw. dem Auftraggeber der Wert der Karte bekannt war und sie die Bedeutung der enthaltenen Informationen richtig eingeschätzt haben, was bereits mit der Wahl des Materials unterstrichen wird. Wie häufig sich dieser Kopiervorgang bis zur Auffindung durch Celtis seit der Antike bereits wiederholt hat, lässt sich nur mutmaßen, doch bietet der Karteninhalt selbst Hinweise auf etwaige Zeitpunkte. Dies lässt sich an den verwendeten Schrifttypen wie an dem in der Karte enthaltenen geographischen Wissen ablesen.

Es ist das Verdienst der ÖNB und des Verlags, dass dieses einzigartige Weltokumentenerbe trotz diverser auf dem Markt befindlicher Nachdrucke nach der Restaurierung erneut aufwendig reproduziert worden ist, um es einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Man könnte denken, dass der Ladenpreis dem entgegensteht, doch die erste Auflage, geschickt in der Vorweihnachtszeit des Jahres 2016 vermarktet, musste alsbald durch eine zweite ergänzt werden. Der Verlag stellt jedoch statt eines Rezensionsexemplars lediglich Dateien im pdf-Format zur Verfügung. Der Rezensent konnte auf das

³ Weitere Hinweise gibt Ekkehard Weber, *Tabula Peutingeriana* : Codex Vindobonensis 324. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat. Mit Kommentarband. (Graz 1976) 32.

⁴ Einen zusammenfassenden Überblick zur Editions-geschichte der Ausgaben gibt Richard Talbert, *Rome's World : The Peutinger map considered*. (Cambridge 2010).

⁵ <http://data.onb.ac.at/rec/AL00161171> > Bild „Digitales Objekt“ anklicken, es werden Vorder- und Rückseite angezeigt (checked 18.03.2018).

Exemplar der Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin zurückgreifen, um sich einen besseren Gesamteindruck des Werkes zu verschaffen. Dabei handelt es sich nicht um eine Edition mit Kommentar, sondern um eine Einführung in das Werk und in den aktuellen Stand der Forschung, die von Michael Rathmann sorgfältig ausgeführt worden ist. Schließlich gilt er im Expertenkreis als ausgewiesener Kenner, der bereits durch mehrere Publikationen zur TP positiv auf sich aufmerksam gemacht hatte, da er neue Ansätze zur Interpretation aufzeigt. Diese hat er im Herbst 2015 auf der eigens zur TP organisierten Tagung der Ernst-Kirsten-Gesellschaft vorgestellt.⁶ Dabei richtet er den Blick auf die Konstruktion der Karte, was er als Grundlage für eine weitere inhaltliche Interpretation voraussetzen möchte.

Die vorliegende Ausgabe ist zweigeteilt. Die Einführung mit insgesamt elf Kapiteln umfasst 26 reich bebilderte Textseiten, der Leser wird dabei in Geschichte und Rezeption der handgezeichneten Karte eingeführt. Rathmann diskutiert in der gebotenen Kürze die bisherigen Interpretationen sowie den aktuellen Stand der Forschung und legt seinen Ansatz zur neuen Einordnung der TP dar. Dabei weist er die bisherige und weit verbreitete Sicht als römische Straßenkarte zurück und begründet dies einleuchtend mit fehlenden bzw. mangelnden Inhalten. Natürlich fallen dem Betrachter der TP das Straßennetz und die Stadtvignetten sofort ins Auge. Doch die enthaltenen Unstimmigkeiten und Mängel sind keine neuen Erkenntnisse, sie wurden schon vor einiger Zeit diskutiert, ohne jedoch neue Interpretationsansätze zu liefern. Offensichtliche Fehler, auch Fehlendes wurde dabei einer mangelnden Sorgfalt der Kopisten zugeschrieben, zeitlich Widersprüchliches als Ergänzungen durch Kopisten zu deuten versucht. Eine neue Lesart bietet aber nun Rathmann, indem er den vordergründigen Inhalt mit Linien und Symbolen ausblendet und stattdessen auf die Konstruktion der Gesamtkarte eingeht. Demnach interpretiert er sie als chorographische Karte griechischen Ursprungs. Im Kapitel „Die Tabula – eine hellenistische Karte“ stellt er die Kernaussagen seiner Deutung vor, die in den drei folgenden Kapiteln untermauert werden. Diese Interpretation mag aufgrund des Formats erst einmal merkwürdig erscheinen. Bei näherer Betrachtung ist aber eine klare West-Ost Erstreckung erkennbar, die TP ist demnach „genordet“. Denkt man diesen Ansatz weiter, so wird offensichtlich, dass die Karte nicht die damals bekannte Welt darstellt, sondern die Oikumene. Die Oikumene war durch eine Klimazonierung definiert worden, die durch topographisch sichtbare Elemente in wahrnehmbare Grenzen festgelegt werden konnte. Im Norden Europas wird diese Begrenzung durch die Flüsse Rhein und Donau gebildet, während im Süden Gebirgszüge quer durch Afrika

⁶ Eine Besprechung dieser Tagung von Silke Diederich ist bei H-Net Reviews nachzulesen: <https://www.h-net.org/reviews/showpdf.php?id=45912> (checked 18.03.2018)

verlaufen. Dieses Konzept ist noch auf genordeten mittelalterlichen Karten zu finden. Zu diesem Ansatz würde auch ein Nullmeridian am westlichen Rand der Oikumene passen, wie ihn die griechischen Geographen postulierten. Leider ist durch das verschollene erste Segment diese Beweisführung aber nicht mehr möglich.

Der zweite Teil ist der TP selbst gewidmet. Jedes Pergamentsegment wurde gedrittelt, so dass die Karte auf insgesamt 33 Tafeln präsentiert wird. Diese Präsentationsform ist dem Buchformat geschuldet, um die Karte im Verhältnis zum Original aber doch 1:1 abbilden zu können. Der Gesamteindruck geht zwar verloren, doch die Lesbarkeit wird erhöht. Auf der jeweils rechten Seite ist der Kartenausschnitt farbig reproduziert, während derselbe Ausschnitt auf der linken Seite in einer schwarz-weiß gehaltenen Abbildung Hinweise zur Orientierung gibt. Einerseits ist das jeweilige Segment in seiner Lage kenntlich gemacht, vor allem aber sind Hinweise auf die in der Karte enthaltenen Toponyme oder Landschaftselemente gegeben. Diese Darstellungsform ist als Aufforderung zu verstehen, sich mit den Karteninhalten näher zu befassen. Die antiken Toponyme (rot) werden übersetzt (grau), was zu einer leichteren Orientierung auf dem wegen der Streckung und Stauchung stark verzerrten Kartenbild führt. Entsprechende Register am Ende des Bandes geben weitere Hilfestellungen, wenn auch leider ein Suchgitter fehlt, das eine Konkordanz zwischen Register und Karte ermöglichte.

Fazit: Verlag und Autor gebührt großer Dank, mit der Herausgabe der TP neue Impulse nicht nur für die Kartographiegeschichte zu setzen. Es ist zu wünschen, dass eine dritte Auflage anlässlich der Präsentation des Welterbedokuments vom 1.-30. November 2018 im Prunksaal der ÖNB⁷ erscheint, diese aber bitte in englischer Sprache, um die wertvollen Gedanken und neuen Ansätze auf einer internationalen Bühne weiterdiskutieren zu können.

Wolfgang Crom
Kartenabteilung
Staatsbibliothek zu Berlin
Potsdamer Str. 33
D-10785 Berlin
E-Mail: Wolfgang.crom@sbb.spk-berlin.de

⁷ Im Rahmen der Jubiläumsausstellung „Schatzkammer des Wissens – 650 Jahre ÖNB“ ist die TP im November „Objekt des Monats“: <https://www.onb.ac.at/ueber-uns/650-jahre/objekte-des-monats/> (checked 18.03.2018).

Gian Biagio CONTE, *Critical Notes on Virgil. Editing the Teubner Text of the Georgics and the Aeneid*. Berlin/Boston: De Gruyter 2016, XIV+97 S.

Gian Biagio CONTE, *Stealing the Club from Hercules. On Imitation in Latin Poetry*. Berlin/Boston: De Gruyter 2017, 61 S.

Wer die Philologenwelt streng in ‚hie Interpret, hie Textkritiker‘ geschieden sehen möchte, sollte sich nicht mit dem Werk von Gian Biagio Conte befassen. Die beiden hier zu besprechenden Monographien, im Abstand von nur einem Jahr erschienen, gehören jeweils einem der beiden, einander scheinbar polar gegenüberliegenden Arbeitsgebiete an; und doch tritt dem Leser zweimal ein und dieselbe Wissenschaftlerpersönlichkeit entgegen.

Critical Notes on Virgil (im folgenden „CN“) ist ein klar und leicht lesbar geschriebenes Begleitbändchen mit kritischen Diskussionen und δεύτεροι φροντίδες zu Contes Teubnerianen der *Georgica* und der *Aeneis*. Die sind schon eine Weile auf dem Markt (GEORG. 2013, AEN. 2009), und so war es Conte möglich, auch eingehend in Dialog mit den Rezensenten der Ausgaben zu treten. Überhaupt pflegt er einen sehr personenorientierten, dabei auch im temperamentvoll ausgetragenen Dissens immer respektvollen Stil der Auseinandersetzung¹ und zeichnet gerne Erkenntniswege in der Abfolge früherer Herausgeber nach (welch letzteres natürlich strenggenommen nur wissenschaftshistorisch interessiert und keinen Aufschluß in der Sache liefert). Ein guter Teil der Diskussionen war bereits veröffentlicht,² und jeder, der den Text einer der behandelten Stellen³ unter die Lupe nimmt, wird sich ohnehin selbst in Contes Erörterungen vertiefen und zu eigenem Urteil gelangen; ich beschränke mich deshalb hier auf einige Ergänzungen zumeist eher grundsätzlicher Natur.

GEORG. 2,69 (CN 3–5): Conte hält an der hypermetrischen Paradosis *inseritur uero et fetu nucis arbutus horrid(a) / et ... fest* und verweist u.a. auf 3,449 *et spumas miscens argenti uiuaque sulphur(a) / Idaeasque pices ...* (wo dieser Text nur indirekt überliefert ist; die Handschriften bezeugen ... *et sulphura uiua*, was Conte als nachträgliche Normalisierung wertet). Die größte metrische Merkwürdig-

¹ „I will discuss [...] with a touch of polemic coloring [...] but not with hostility“, lautet Contes treffende Selbstbeschreibung SC (= *Stealing the Club from Hercules*) 2.

² G.B. Conte, *On the text of the Aeneid: an editor's experience*, in: R. Hunter, S.P. Oakley (Hgg.), *Latin Literature and its Transmission*, Cambridge 2016, 54–67; teils auch G.B.C., *Ope ingenii. Experiences of Textual Criticism*, Berlin–Boston 2013. Genaueres zu den Überschneidungen in der Besprechung von B. Kayachev, BMCRev 2017.07.18, Anmm. 1, 2 und 9.

³ Einschließlich Vorwort und Anhang kommen zur Sprache: GEORG. 2,69–72. 433; 3,157–165. 230; 4,92. 203–205. 221. 287–294. 348; AEN. 1,378; 2,567–588; 3,684–686; 4,126. 176; 5,323–326. 720; 6,602. 901; 7,110. 543; 9,151. 461; 10,366; 11,256; 12,53.

keit in beiden Fällen, nämlich die Kürze der Silben vor der Elision, von den Standardkommentaren regelmäßig vermerkt, wird dabei jedoch nicht diskutiert. Wenn man davon ausgeht, daß die Quantität der letzten Silbe im Vers deshalb gleichgültig ist, weil eine Sprechpause zwischen den Versen die Unterschiede der Zeitdauern ausgleicht; daß es diese Sprechpause ist, die die Nicht-Elision bei Hiatus zwischen Versen zum absoluten Regelfall macht;⁴ und schließlich, daß demgemäß die Sprechpause ausnahmsweise ganz entfallen muß, wenn eine Elision der letzten Silbe des Verses doch einmal möglich werden soll: dann hätten die beiden oben ausgeschriebenen Verse jeweils einen mit drei Moren irreparabel zu kurz geratenen letzten Versfuß.⁵ Für G.P. Goold war das ganz selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit,⁶ und auch Makrob, der den Vers GEORG. 2,69 in der uns überlieferten Gestalt und ausdrücklich als Hypermeter registriert (CN 3), ist kein verlässlicher Gewährsmann mehr, da zu seiner Zeit Aussprachepraxis und Metriktheorie bereits auseinandergefallen waren. Ich wage keine Entscheidung, sähe aber, bevor ich Contes Text akzeptiere, gerne einen guten Erklärungsansatz für die metrische Monstrosität.⁷

AEN. 4,126 (CN 30f.): *propriam* im völlig zu Recht athetierten⁸ Vers ist nicht nur syntaktisch schwer verwertbar, sondern auch inhaltlich: Das damit konno-

⁴ So weit gebe ich nur wieder, was sich einst schon Crusius-Rubenbauer zurechtgelegt hatten (*Römische Metrik*, München ⁸1967 [= ³1958], 36f.).

⁵ „Irreparabel“, weil sich Lizenzen wie AEN. 1,308 *qui teneant (nam inculta uidēt) hominesne feraene* am leichtesten durch Annahme einer zusätzlichen Sprechpause zwischen *uidēt* und *hominesne* erklären, die die fehlende More ausfüllte; diese Reparaturmöglichkeit wäre hier ausgeschlossen. Daß bei Synaphie, also entfallener Sprechpause, die vorletzte Silbe wohl lang sein müßte, geben auch Conington-Nettleship zu (Komm. London ⁵1898, z.St.), akzeptieren aber merkwürdigerweise trotzdem die hypermetrische Form des Verses; die ganze Note ist in der Formulierung unklar.

⁶ In *Hypermeter and Elision in Virgil*, in: J.F. Miller/C. Damon/K.S. Myers (Hgg.), *Vertis in usum. Studies in Honor of Edward Courtney*, München–Leipzig 2002, 76–89, dort 79f., betrachtet Goold die beiden *Georgica*-Verse als fraglos verderbt.

⁷ Vergleichbar unsensibel ist das Argument SC 55, einer Anspielung von AEN. 1,37 *MEN(e) INcepto* auf Homer A 1 *MHNIN ἄειδε* stehe (u.a.) im Wege, daß die erste Silbe von *incepto* lang, die zweite von *μῆνιν* kurz sei. Die Positionslänge bei *incepto* hat aber auf die Quantität des in der Silbe enthaltenen Vokals keinen Einfluß, ein phonetischer Unterschied existiert also insoweit nicht.

⁸ Daß die Athetese auf Peerlkamp und Ribbeck zurückgeht, ergibt sich nur aus dem Apparat der Teubneriana, auf dessen parallele Benutzung durch den Leser sich Conte offenbar verläßt; sogar daß sie in jüngerer Zeit ausgerechnet vom kurz zuvor (CN 29f.) gescholtenen Egil Kraggerud überzeugend und mit ähnlichen Argumenten vertreten worden war (*Further problems in Vergil*, SO 65, 1990, 63–77), verschweigt Conte hier. Beim CN 31f. behandelten Vers AEN. 9,151 erweckt Contes Formulierung den Eindruck, er habe als erster Herausgeber die eckigen Klammern gesetzt („This is the text of all editors:“, vor einem Abdruck der Passage ohne Klammern); das ist ganz und gar nicht der Fall, „den Vers haben seit Wagner die meisten älteren Herausgeber [...] bis hin zu Mackail getilgt“ (Dingel

tierte Besitz-, also Machtverhältnis paßte AEN. 1,73 genau (eine Nymphe wird Aeolus als Belohnung versprochen), fügt sich zur „gleichberechtigten“ Partnerschaft von Dido und Aeneas aber durchaus nicht und läuft der Tatsache, daß Aeneas hier von Iuno und Venus in eine Falle gelockt wird, also in einer Opferrolle gefangen ist, ganz zuwider.

AEN. 3,684–686 (CN 36–39): Der Passus liefert ein schönes Beispiel, wie durch Änderung der Interpunktion eine rätselhafte Paradosis verständlich werden kann. Herausgeber klassischer Texte dürfen die Empfehlung herauslesen, sich an schwierigen Stellen immer wieder den nicht interpungierten Text vorzunehmen und gezielt die verschiedenen Möglichkeiten der Wortbezüge durchzuspielen und abzuwägen, um sich vom möglicherweise jahrhundertealten – und möglicherweise irrigen – Konsens der Interpreten frei zu machen.⁹

GEORG. 3,230 (CN 61–68): Conte führt seine Meinungsverschiedenheit mit Alfonso Traina darauf zurück, daß man gelegentlich darüber uneins sein könne, welche Variante die zu bevorzugende *lectio difficilior* sei. Ich würde den Konflikt etwas anders beschreiben: Wo sich textkritische Entscheidungen an Verschreibungswahrscheinlichkeit einerseits und inhaltlicher Stimmigkeit andererseits orientieren, sind diese beiden Leitlinien in gewissem Maße gegenläufig, denn die erste bevorzugt in der Regel die *lectio difficilior*, die zweite nicht selten die *lectio faciliior*. Diesen Widerspruch muß der Textkritiker aushalten und anerkennen, daß er in manchen Fällen nicht beide Disziplinen gleichzeitig gewinnen kann. Im vorliegenden Fall hätte Traina nicht die richtig erkannte *lectio difficilior* als inhaltlich vertretbar, Conte nicht die inhaltlich einzig sinnvolle Lesung als *lectio difficilior* (oder wenigstens *lectio non faciliior*) zu verteidigen brauchen.

AEN. 2,567–588 (CN 69–87): Der zweite Anhang möchte einmal mehr für die Echtheit der Helena-Episode eintreten; die Darlegung bleibt wegen systematischer Fehler erfolglos. Unter anderem liest sie sich zuweilen, als sei für die Autorschaft einzig zwischen Vergil einerseits und einem in einer völlig anderen Welt lebenden Interpolator andererseits zu entscheiden, etwa wenn CN 74 als bedeutsam festgehalten wird: „the interpolator shows an uncommon knowledge of the Greek epic sources, which are exactly those reworked by the

[Komm. Heidelberg 1997] z.St.). Die Beispiele für unvollständiges Referat der Vorgänger ließen sich vermehren; vgl. auch unten zum ersten Kapitel von SC.

⁹ Auch AEN. 9,461–464 (CN 52–54) möchte Conte allein mit geänderter Interpunktion auskommen, aber dort überzeugt mich die Lösung nicht; u.a. hätte *suscitat*, wenn *aeratas acies* als zweites Objekt hinzuträte, mit beiden Objekten genaugenommen jeweils verschiedene und nicht miteinander vereinbare Bedeutungen: „zu einer Handlung antreiben“ mit *uiros*; dagegen „in Erregung versetzen“ mit *acies*.

authentic Virgil“. Nun kommt Conte CN 76–81 aber selbst zum (wie mir scheint, zwingend begründeten) Schluß, daß schon Lukan die Helena-Episode in seinem Vergiltext las; und damit ist bereits ausgeschlossen, daß deren Urheber auf signifikant anderen Grundlagen hinsichtlich Quellenkenntnis und literarischer Bildung aufbaute als Vergil. Das Attribut „uncommon“ im oben zitierten Satz ist dann durch nichts zu rechtfertigen, und in entsprechender Weise verlieren wesentliche Teile von Contes Argumentation ihr Fundament. Quellenuntersuchungen haben zwar hier wie überall ihren Wert im allgemeinen, werden aber zur Autorfrage im besonderen voraussichtlich nichts beitragen können. — Die letzten Seiten des Abschnitts (CN 82–87) versuchen, vergilische Autorschaft durch Nachweis typisch vergilischer Stilelemente wahrscheinlich zu machen; aber in der Echtheitskritik gibt es nun einmal grundsätzlich keine positiven Beweise, denn „jede uns noch so unauffällig erscheinende Eigenheit des Vorbildautors konnte das besondere Gefallen des Imitierenden finden, der sie dann natürlich in seine Imitate einbaute“ – das Prinzip ist oft genug beschrieben und erläutert worden.¹⁰ Gerade die Helena-Episode hat regelmäßig den Vorwurf auf sich gezogen, es mit den vergilischen Stilelementen unvergilisch zu übertreiben.¹¹

Mit *Stealing the Club from Hercules* („SC“) kehrt Conte nach Jahrzehnten noch einmal zur literaturtheoretischen Betrachtung des Phänomens der Imitation in der römischen Dichtung zurück.¹² Das erste von zwei etwa gleichlangen Kapiteln faßt Contes Ansichten zum Verhältnis von Imitation und Originalität bei Vergil zusammen; weder Fragestellung noch Ergebnisse sind hier grundlegend neu, und es wäre zu wünschen gewesen, Conte hätte sich die Mühe gemacht, unmißverständlich klarzustellen, wo er Gedanken neu (oder weiter-) entwickelt und wo er lediglich wiedergibt, was schon an anderer Stelle geschrieben worden ist. So läßt etwa, was wie eine unverbindliche Leseempfeh-

¹⁰ Ausführlich z.B. E. Courtney, *Echtheitskritik: Ovidian and Non-Ovidian Heroides Again*, CJ 93, 1998, 157–166, dort 157–159. Das wörtliche Zitat oben stammt aus W. Lingenberg, *Das erste Buch der Heroidenbriefe. Echtheitskritische Untersuchungen*, Paderborn 2003, 260 Anm. 24; dort 37–39 auch weitergehende Reflexionen über mögliche Ausnahmen von der Regel. — Daß Contes Stilbeobachtungen hier auch für sich genommen nicht tragen (siehe B. Kayachev, BMCRev 2017.07.18), spielt methodisch schon keine Rolle mehr.

¹¹ „Virgilian style done to excess“ (C.E. Murgia, *More on the Helen Episode*, CSCA 4, 1971, 203–217, dort 214); ausführlich dazu Horsfall (Komm. Leiden–Boston 2008) 561. 563. 565f. Zufällig kommt Conte selbst SC 12 auf Senecas Beschreibung desselben Phänomens bei einem Sallust-Nachahmer zu sprechen (Sen. *epist.* 114,18).

¹² Der vollständige Inhalt dieses Bandes ist unter Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht und auf der Verlagsseite frei herunterladbar: <https://www.degruyter.com/view/product/469600>. Daß es sich um eine inhaltlich im wesentlichen unveränderte Übersetzung von *Dell'imitazione. Furto e originalità* (Pisa 2014) handelt, wird leider nirgends verraten; gegenüber dem italienischen Original sind lediglich vier Fußnoten fortgelassen.

lung klingt, „On Virgil’s sublime we should still read the pages of R. Heinze *Virgils Epische Technik*, [...], pp. 481–93“ (SC 29 Anm. 14), keinesfalls erahnen, daß die SC 27–29 für das Nebeneinanderhalten von Homer und Vergil fruchtbar gemachten Hephaistos/Vulcanus- und Thersites/Drances-Beispiele bereits gut hundert Jahre zuvor für Heinze eine nicht weniger tragende Rolle gespielt hatten. Ähnliche Nachlässigkeit in der Doxographie war bereits oben Anm. 8 in CN zu bedauern.

Unbedingt lesenswert ist aber das zweite Kapitel, „A critical retrospective: method and its limits“ (SC 35–61). Conte möchte hier jüngeren Interpretationen entgegenreten, die er als unzulässige Aufweichung der einst von ihm selbst mitentwickelten Methodik betrachtet (SC 51: „excesses of some enthusiastic disciples“). Dazu zeichnet er zunächst fast autobiographisch seine Entdeckungen seit den 70er Jahren nach: Wie ihn der Strukturalismus mit seiner Fähigkeit zu so objektiv erscheinender Analyse faszinierte; wie ihm die herkömmliche Quellen- und Einflußforschung unbefriedigend erschien, insoweit sie nur sammelnd tätig wurde, nicht aber Wirkungsmechanismen untersuchte (insbesondere die der kontraintuitiven Richtung, wenn der Rezipient paradoxerweise auf das Modell wirkt); wie ihm die strukturalistische Idee des „Systems“ attraktiv erschien und er den Systembegriff auf das ganze Corpus der klassischen Literatur anwendete; und wie er sich auf den Text statt auf den Autor konzentrierte, um einem „excess of intentionalism“ (SC 45) zu entgehen.

Den letzten Punkt ist Conte heute selbst geneigt zu korrigieren und dem bewußten Autorhandeln wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken (SC 45). Ein Beispiel, das Conte in anderem Zusammenhang einige Seiten später erwähnt, kann diese Spannung verdeutlichen: Der italienische Dichter Giosuè Carducci übernahm einmal fast wörtlich einen ganzen Petrarca-Vers in eines seiner Gedichte und schrieb einem Freund dazu: „il v. 5 è del Petrarca, ma non se ne vuole andare“ („er will einfach nicht weggehen“).¹³ Einer radikal systemorientierten Sicht mag das als Kronzeugnis einer Autonomie des Textes gegenüber seinem – macht-, also intentionslosen – Autor vorkommen.¹⁴ Aber das greift zu kurz: Die Äußerung läßt sich ja letztlich nur metaphorisch deuten; objektiv hätte der Dichter, wenn er gewollt hätte, selbstverständlich die Möglichkeit gehabt, den Vers abzuändern, zu ersetzen oder zu streichen, und die Entscheidung, das nicht zu tun, bleibt intentional. Wie jeder theoretisch eingeengte Blick liefert der strukturalistische Ansatz hier eine besonders klare Sicht auf gewisse Teilaspekte, aber keine erschöpfende Erklärung des Ganzen.

¹³ Das italienische Zitat nach M. Bettini bei G.B. Conte, *A proposito dei modelli in letteratura*, MD 6, 1981, 147–160, dort 159.

¹⁴ Ähnlich jedenfalls Bettini (wie letzte Anm.) und Conte SC 50f.

Die Einsicht in die Begrenztheit jeder Methodik ist auch Contes Herzensthema. Wo Dekonstruktionismus so weit geht, die Existenz überhaupt irgendeiner autonomen Realität außerhalb von Sprache und Text zu leugnen (SC 53), fehlt es ihm an der Einsicht in die Grenzen seiner Erkenntnismöglichkeiten. SC 54ff. führt Conte Interpretationen vor, die seiner Meinung nach in der einen oder anderen Weise zu weit gingen; ein Beispiel: Die *antiqua silua* in AEN. 6,179 *itur in antiquam siluam* als Chiffre für Ennius' Dichtung zu lesen – Ennius bildet die Folie für den so eingeleiteten *Aeneis*-Abschnitt – findet Contes Sympathie nicht, unter anderem mit dem Argument, daß derlei metapoetische Deutungen die Darstellungskunst Vergils nicht stützen, sondern schwächen: „Virgil would have spoiled the passage, like a man who ruins a joke by explaining it“ (SC 56; vgl. auch 59). Eine wichtige Warnung vor einem verbreiteten Fehler spricht Conte am Schluß aus: Eine Imitation übernimmt nicht unbedingt alle Züge des Vorbilds (SC 60). Wenn erkannt ist, daß Vergils Dido teilweise nach Euripides' *Medea* modelliert wurde, folgt daraus nicht zwangsläufig, daß sie sich ein Kind von Aeneas zu dem Zwecke wünscht, es aus Rache zu töten (SC 58f.).

Ob Textkritik oder Interpretation: Am Ende findet man sich immer bei der Diskussion der einzelnen Passage oder konkreten Fragestellung wieder, die mit Augenmaß beurteilt sein möchte; der eine wird dann so, der andere anders entscheiden. Den Dialog der Meinungen befördert Conte jedenfalls in anregender und sehr persönlicher Weise.¹⁵

Dr. Wilfried Lingenberg
Universität des Saarlandes
Alttertumswissenschaften
Fakultät P Klassische Philologie
Campus, Gebäude B3 1
D-66123 Saarbrücken
E-Mail: W.Lingenberg@mx.uni-saarland.de

¹⁵ Beide Bände sind sehr sorgfältig redigiert und weitgehend frei von Druckversehen. Notierenswert nur: CN 34 Anm. 16 wäre „Löfstedt“ richtig statt „Löftstedt“; SC 12 im zweiten Petrarca-Zitat richtig *eamque similitudinem* statt *eamque similem*; SC 22 Anm. 11 fehlt zu *Die Aeneis und Homer* der Name des Autors, G.N. Knauer.

Linda ZOLLSCHAN, Rome and Judaea. International law relations, 162-100 BCE. Routledge studies in ancient history. London/New York: Routledge 2017. 350 S.

Das hier zu besprechende Buch von Linda Zollschan (im Folgenden Z.) bietet erstmals eine monographische Abhandlung über den Beginn der römisch-jüdischen Beziehungen im 2. Jh. v. Chr., deren antike Überlieferung unter theologischen, philologischen und historischen Aspekten seit langem und mit vielen divergierenden Beiträgen in der Wissenschaft kontrovers diskutiert wird.¹ Z. befasst sich seit über zwanzig Jahren mit der Thematik der frühen römisch-jüdischen Beziehungen und darf als Expertin in diesem Forschungsfeld gelten.² Weiterhin besitzt Z. durch ihre mit einschlägigen Veröffentlichungen nach-

¹ Für einen gedanklichen Austausch über das Buch von Z. danke ich den Professoren Dr. Walter Ameling (Köln), Dr. Ernst Baltrusch (FU Berlin) und Dr. Altay Coşkun (Waterloo, Kanada). Die im Folgenden vorgetragenen Gedanken verantwortete ich selbstverständlich allein. Die Rezension entstand in der Zeit eines Forschungsstipendiums (06.2016-04.2018) der Gerda Henkel Stiftung (Düsseldorf) für das Projekt: „Forschungen über die rechtlichen Grundlagen der römischen Außenbeziehungen während der Republik bis zum Beginn des Prinzipats (6. Jh. bis 1. Jh. v. Chr.).“ Das Projekt war an den Lehrstuhl für Alte Geschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (Professor Dr. Bruno Bleckmann) angebunden. Erst die Gewährung des Stipendiums durch die Gerda Henkel Stiftung bereitete mir die Möglichkeit, mich ganz auf das Forschungsthema und am Ende auch auf die Rezension von Z.s Buch zu konzentrieren. Danken möchte ich ferner Dr. André Heller (Bamberg), Marina Garanin (Heidelberg) und Johannes Rensinghoff (Heidelberg) für die Korrekturlesung und Endformatierung auch dieses Beitrages.

² Im Jahr 1995 absolvierte Linda Zollschan die Magisterarbeit mit dem Titel „A study in Roman-Maccabaeian relations“ an der Deakin Universität (Melbourne: www.greenlees-zollschan-studyinroman-1995.pdf), die unter der Aufsicht von Dr. E. Paltiel angefertigt wurde. Im Jahr 2006 bestand Linda Zollschan die Dissertation mit dem Titel „Roman diplomacy and the Jewish embassy of 161 BCE“ an der Ben-Gurion Universität (Negev), die unter der Aufsicht von M. Pucci Ben Zeev angefertigt wurde, die ihrerseits durch einschlägige Publikationen als Expertin für die Dokumentenüberlieferung bei Flavius Josephus gelten darf (insbesondere: M. Pucci Ben Zeev, *Jewish rights in the Roman world. The Greek and Roman documents quoted by Josephus Flavius* [Tübingen 1998]). Weitere Publikationen Linda Zollschans zu den römisch-jüdischen Beziehungen und ihren Dokumenten in der literarischen Überlieferung sind: L. Zollschan, *The bronze tablet in the church of San Basilio in Rome*, *Classica et Mediaevalia* 63, 2012, 217-245; L. Zollschan, *Justinus 36.3.9 and Roman-Judaeian diplomatic relations in 161 BCE*, *Athenaeum* 96, 2008, 153-171; L. Zollschan, *The date of the Fannius letter: Jos. Ant. 14.233*, *Journal for the Study of Judaism* 38, 2007, 9-38; L. Zollschan, *The temple on the cistophori of C. Fannius*, *Klio* 89, 2007, 125-136; L. Zollschan, *A Jewish embassy to the Romans in 174 BCE? II Macc. 4. 11*, *The Journal of Jewish Studies* 55, 2004, 37-44 und L. Zollschan, *Roman diplomatic procedure and the senate's response to the Jewish embassy of 161 BCE*, in: M. Pucci Ben Zeev/D. Gera (Hgg.), *The path of peace. Studies in honour of Israel Ben Shalom* (Beersheva 2003) 1-31. Als Gesprächspartner bei der Abfassung des Buches nennt Z. (S. 8 A. 39 und S. 24 A. 1) ausdrücklich einige bekannte Kenner der jüdischen Geschichte in der Zeit der Hasmonäer: Miriam

gewiesene Beschäftigung mit dem *ius fetiale* eine Vertrautheit mit den rechtlichen Formen der römischen Außenbeziehungen, die eine wünschenswerte Voraussetzung für eine gewinnbringende Behandlung des gewählten Themas darstellt.³

Das Hauptaugenmerk der Abhandlung Z.s liegt bei der rechtlichen und politischen Analyse der Quellen über den römisch-jüdischen Kontakt in der Zeit des Judas Makkabäus (S. 9-228).⁴ Die darauf folgende Zeit des römisch-jüdischen Kontaktes bis 100 v. Chr. wird dagegen weniger ausführlich in einem Epilog behandelt (S. 229-278). Eine Einleitung (S. 1-8) orientiert über die Fragestellung und den Forschungsstand.⁵ Eine Zusammenfassung (S. 279f.) gibt in gedrängter Form die wesentlichen Ergebnisse der Abhandlung wieder. Es finden sich im Buch mehrere Bilder, Karten, Tabellen und Graphiken, die das Verständnis des Textes in nützlicher Weise unterstützen. Eine sehr umfangreiche Bibliographie (S. 281-325) und ein Namen- und Sachindex (S. 327-340) schließen das Buch ab.

Vor die durchaus kritische Stellungnahme meinerseits zu Z.s Thesen stelle ich ein ausführliches Referat ihrer Argumentation und Gesamtdeutung.

In einem chronologisch gestaffelten Forschungsüberblick bringt Z. in der **Einleitung** (S. 1-8 Introduction) die unterschiedlichen Forschungsmeinungen der letzten 250 Jahre miteinander ins Gespräch und arbeitet damit gleichzeitig die wesentlichen Fragen heraus, die sich vor dem Hintergrund der Forschungsdiskussion dem heutigen Interpreten im Zusammenhang mit dem Beginn der römisch-jüdischen Beziehungen und deren weiteren Verlauf im 2. Jh. v. Chr. immer noch stellen:⁶

Pucci Ben Zeev; Edward Dabrowa; Rochelle Altman; Chris Seeman; Jonathan Price und Martin Conde; weiterhin wird John Rich als Gesprächspartner genannt (S. 226 A. 322).

³ L. Zollschan, The longevity of the fetial college, in: O. Tellegen (Hg.) Roman law and Roman religion (Leiden/Boston 2012) 119-144; L. Zollschan, The ritual garb of the fetial priests, *Museum Helveticum* 68, 2011, 47-67; Linda Zollschan, Orality and the politics of Roman peace-making, in: C. Cooper (Hg.), *Politics of orality* (Leiden 2007) 171-190. Eine Monographie über die *fetiales* mit dem Titel „The fetial priests of Rome“ wird von Z. angekündigt.

⁴ Die einschlägigen Quellen sind: 1 Makk. 8. insbes. 8,23-30; 2 Makk. 4,11; Josephus BJ 1,38; Josephus ant. 12,10,6 (414-419); Josephus ant. 14,10,15 (233) (?); Justin 36,3,9 (?); Eusebius Ol. 155.1 p. 126 Schoene; Hieronymos Chron. P. 141 b 1,23ff. Helm. Und der der Gesandtschaft vorausgegangene Kontakt zwischen Rom und den Juden bei 2 Makk. 11,34-38.

⁵ Die Hauptquellen sind: 1 Makk. 12,1-4; Josephus ant. 13,5,8 (163ff.); Josephus BJ 1,48; 1 Makk. 14,16-23. 40; 1 Makk. 14,15-24; (Josephus ant. 14,8,5 [145-148] ?); Josephus ant. 13,7,3 (227); Josephus ant. 13,9,2 (259-266); Josephus ant. 14,10.21-22 (247-255).

⁶ Z. lässt leider den forschungsgeschichtlich wichtigen Beitrag von Johannes Tobias Krebs unerwähnt, der vor 250 Jahren quasi den Anfangspunkt der bis in die Moderne wirkenden historisch-philologischen Beschäftigung mit den römisch-jüdischen Beziehungen markiert (J.T. Krebs, *Decreta Romanorum pro Iudaeis facta e Iosepho collecta et com-*

Ist der historische Vorgang der römisch-jüdischen Verhandlungen in Rom zur Zeit des Judas Makkabäus historisch oder eine Erfindung, die in späterer Zeit in die historische Tradition eingefügt wurde und die von Anfang an mit bestimmten politischen und historiographischen Absichten verbunden war? Welchen Rechtscharakter (*foedus* oder *amicitia*) und welche politische Intention (verbindliches Militärbündnis oder unverbindliche Absichtserklärung) hatte das Dokument, das mutmaßlich anlässlich der Kontaktaufnahme zwischen Judas Makkabäus und Rom in Rom ausgestellt wurde und was besagt die rechtliche Form des Dokuments über den politischen Charakter der römisch-jüdischen Beziehungen von ihrem Anfang an? Ist das Dokument authentisch oder eine mit politisch-historischen Absichten angefertigte Fälschung oder ist das Dokument eine Interpolation in die Darstellung des tatsächlichen historischen Geschehens und gehört das Dokument also in Wirklichkeit in eine spätere Zeit der römisch-jüdischen Beziehungen? Warum blieb der erste direkte diplomatische Kontakt zwischen Rom und den Juden vorerst ohne fassbare politische Folgen?

Z. will diesen Fragen vor dem Hintergrund neuerer Forschungsergebnisse zu den rechtlichen Formen römischer Außenpolitik nachgehen, die in den bisherigen Erörterungen über den Anfang der römisch-jüdischen Beziehungen, wie Z. mit Recht bemerkt, kaum in den Gesichtskreis der Interpreten getreten sind. Z. verspricht sich durch diese Erweiterung des Untersuchungshorizontes neue Einsichten in den altbekannten Forschungsgegenstand.

Im **ersten Kapitel** der Untersuchung (S. 9-27 New evidence. The Roman-Jewish friendship tablet) führt Z. ein bisher übersehenes Quellenzeugnis in die wissenschaftliche Diskussion ein, das einerseits dem Anschein nach die Historizität des Vorgangs einer jüdischen Gesandtschaft nach Rom in der Zeit des Judas Makkabäus nachweist und andererseits dem Vernehmen nach verdeutlicht, dass das politische Ergebnis der Gesandtschaft in Rom bereits im Altertum in schriftlicher Form auf einer Bronzetafel der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. In den *Mirabilia urbis Romae* aus dem 12. Jh. heißt es im 24. Kapitel: *in muro S. Basilio fuit magna tabula aenea, ubi fuit scripta amicitia in loco bono et notabili, quae fuit inter Romanos et Iudaeos tempore Iudae Machabaei.*⁷ Z. glaubt diesem Zeugnis und meint, die Bronzetafel sei im Mittelalter in San Basilio am ursprünglichen Ort ihrer Aufhängung, dem vormaligen Mars Ultor-

mentario historico-grammatico critico illustrata. Adiunctum est Decretum Atheniensium pro Hyrkano Pontifice M. Iudaeorum factum commentario illustratum [Leipzig 1768] insbs. 1-46 [zum jüdisch-römischen Vertrag in der Zeit des Judas Makkabäus]).

⁷ So lautet der Text bei Z., in der neuen Ausgabe von Gerlinde Huber-Rebenich u.a. lautet der Text etwas anders: *in muro Sancti Basilii fuit magna tabula aerea infixa, ubi fuit scripta amicitia in loco bono et notabili, quae fuit inter Romanos et Iudaeos tempore Iudae Machabaei.* (G. Huber-Rebenich u.a. (Hgg), *Mirabilis urbis Romae – Wunderwerk der Stadt Rom* [2014]).

Tempel des Augustusforums, aufbewahrt worden. Aufgrund dieser Annahmen rekonstruiert Z. auf der Grundlage der heute noch erschließbaren archäologischen und historischen Überlieferung zur Kirche San Basilio eine Geschichte auch der besagten Bronzetafel, die zur Zeit der Abfassung der *Mirabilia urbis Romae* nicht mehr existierte (*fuit*). In der Zeit des Augustus sei die Bronzetafel zum Augustusforum verbracht worden und habe sich bis ins 9. Jh. erhalten und sei, als die Kirche San Basilio im 9. Jh. erbaut wurde, dort ausgestellt gewesen, bis sich irgendwann vor der Abfassung der *Mirabilis urbis Romae* ihre Spur verlöre (10. Jh. bis zur Mitte des 12. Jh.).

Eine weitere Bedeutung der Überlieferung in den *Mirabilia urbis Romae* erkennt Z. ausdrücklich in deren spezifischen Diktion (S. 10): „The potential importance of this tablet lies in its unequivocal statement that the diplomatic relations between the Romans and the Jews in 162 BCE consisted of friendship (*amicitia*).“ Beim Verständnis dessen, was unter dem Begriff *amicitia* rechtlich zu verstehen ist, rezipiert Z. die Interpretationen von Alfred Heuss (1933) und Bruno Paradisi (1947), wonach der Begriff *amicitia* prinzipiell ein formlos und vertragslos herbeigeführtes „zwischenstaatliches“ Verhältnis bezeichnet, das den bloßen Friedenszustand, den diplomatischen Kontakt und die politisch unverbindlichen formellen guten Beziehungen fremder Gemeinwesen mit Rom benennt. Zwar kann im Rahmen der Deutung von Heuss und Paradisi sich das Verhältnis der *amicitia* auch in einem *foedus* aktualisieren, aber es ist nicht überhaupt von der Existenz eines *foedus* abhängig. Das ist die juristische Grundbeobachtung, von der Z.s weitere rechtliche und politische Untersuchungen ihren Ausgang nehmen.

Im **zweiten Kapitel** der Untersuchung (S. 29-39 The timing of the embassy) konfrontiert Z. den Leser mit einer neuen Deutung zur Chronologie der jüdischen Gesandtschaft nach Rom in der Zeit des Judas Makkabäus. Diese sei nicht nach dem Sieg über Nikanor abgesandt worden – wie man bisher gemeinhin annimmt, weil die Erzählung über die Gesandtschaft in den Darstellungen des ersten Makkabäerbuches (1 Makk. 8,1-32) und des Flavius Josephus in den *antiquitates Iudaicae* (Josephus ant. 12,10,6) nach dem Sieg über Nikanor platziert wird –, sondern die Gesandtschaft sei im September 162 v. Chr. direkt nach der Landung des Demetrios I. (Soter) im Osten von Judäa aus entsendet worden, im Oktober in Rom gewesen und Anfang November nach der Erledigung ihres Auftrages wieder abgereist. Ein Indiz für diese Chronologie der Gesandtschaft erkennt Z. in den rätselhaften Worten bei 1 Makk. 8,16 über die römische Verfassung: καὶ πιστεύουσιν ἐνὶ ἀνθρώπῳ ἄρχειν αὐτῶν κατ' ἐνιαυτὸν καὶ κυριεύειν πάσης τῆς γῆς αὐτῶν, καὶ πάντες ἀκούουσιν τοῦ ἐνός, καὶ οὐκ ἔστιν

φθόνος οὐδὲ ζήλος ἐν αὐτοῖς.⁸ In dieser mutmaßlich auf den Bericht der jüdischen Gesandten zurückgehenden Darstellung habe eine Ausnahmesituation Roms im Jahr 162 v. Chr. ihren Niederschlag gefunden, da es damals wegen vitiöser Wahlen der Konsuln für das Jahr 162 v. Chr. in Rom keine ordentlichen Konsuln gegeben habe, sondern ein *interregnum* eingetreten war, weshalb die jüdischen Gesandten den Eindruck gewinnen konnten, in Rom habe nur eine Person die Herrschaft. Die jüdische Gesandtschaft sei also bereits vor dem Sieg des Judas Makkabäus über Nikanor nach Judäa zurückgekehrt und die Gesandtschaft des Timarchos nach Rom sei nicht (wie man bisher gemeinhin annimmt) vor der Gesandtschaft des Judas Makkabäus entsendet worden, sondern nach dieser.⁹ Timarchos sei also durch die erfolgreiche Mission des Judas Makkabäus zu einer eigenen Gesandtschaft nach Rom ermutigt worden.

Im **dritten Kapitel** (S. 41-62 Early Roman ties of international friendship with Hellenistic powers) schildert Z. die bekannten Fälle der „formlosen“ *amicitia* Roms (in der von ihr im Anschluss an Alfred Heuss und Bruno Paradisi angenommenen Ausprägung) mit den Gemeinwesen der hellenistischen Welt des 4. und 3. Jh. v. Chr., womit sie gleichzeitig verdeutlicht, dass den Juden im 2. Jh. v. Chr. das rechtliche Mittel der römischen formlosen *amicitia* bekannt war.

Im **vierten Kapitel** (S. 63-106 Roman international friendship) geht Z. der Frage nach der rechtlichen Konzeption der zwischenstaatlichen *amicitia* auf den Grund. Z. versteht die zwischenstaatliche *amicitia* Roms im Anschluss an Alfred Heuss, Bruno Paradisi, Werner Dahlheim, Dietmar Kienast und Erich Gruen als formlos und vertraglos herbeigeführtes zwischenstaatliches Verhältnis zwischen autonomen Gemeinwesen, das in der römischen Rechtsanschauung aber im Unterschied zu den jüdischen und griechischen Auffassungen nicht von der Gleichberechtigung der Partner ausgehe, sondern umgekehrt den Partner Roms zu Loyalität gegenüber Rom verpflichte.¹⁰ Z. geht am Anfang des vierten

⁸ Die Übersetzung nach Werner Dommershausen (1 Makkabäer/2 Makkabäer [Leipzig 1987]) lautet: „Einem einzigen Mann übertragen sie vertrauensvoll für ein Jahr die Regierung über sich und die Herrschaft über ihr ganzes Land. Alle gehorchen dem einen, ohne dass es Neid oder Eifersucht unter ihnen gibt.“

⁹ Die Quellen zum Aufstand des Timarchos: Diodor 31.27a, Appian Syr. 45ff. insbes. 47 (242) und Pompeius Trogus prol. 34.

¹⁰ A. Heuss, Die völkerrechtlichen Grundlagen der römischen Außenpolitik in republikanischer Zeit (Leipzig 1933 ND Aalen 1968); B. Paradisi, L'amicitia' internationale nell'alto medio evo, in: A. Gemelli (Hg.) Scritti in onore di Contardo Ferrini: pubblicati in occasione della sua beatificazione, Bd. 1 (Milano 1947) 178-225; D. Kienast, Entstehung und Aufbau des Römischen Reiches, ZRG 85, 1968, 330-367; W. Dahlheim, Struktur und Entwicklung des römischen Völkerrechts im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. (München 1968); E.S. Gruen, The Hellenistic world and the coming of Rome 1-2 (1984 Berkeley ND 1986).

Kapitels von der Existenz eines Völkerrechts in der Antike und eines römischen Völkerrechts aus (S. 62-65). Z. bespricht die jüdische Konzeption der zwischenstaatlichen *amicitia* (S. 65f.) und diejenige der griechischen Welt (S. 66f.). Von den divergierenden Konzeptionen der Juden und Griechen zur *amicitia* hebt sie im Folgenden die römische Konzeption der zwischenstaatlichen *amicitia* ab (S. 67-98), um für die weitere Untersuchung der römisch-jüdischen Beziehungen einen Begriff davon zu bekommen, ob die jüdischen Gesandten des Judas Makkabäus, als sie die Freundschaft mit Roms erbaten, meinten, sie würden mit der Gewährung der Freundschaft auch einen förmlichen Vertrag mit Rom erreichen (S. 66). Nach einem kurzem Forschungsüberblick zur Terminologie der *amicitia* in den Quellen von Mommsen bis zu meinen Beiträgen (S. 67ff. und vgl. S. 69-74) schildert Z. quellennah die Varianten und Förmlichkeiten der Freundschaftsbegründung (*appellatio* [S. 74-77]; *formula amicorum* [S. 77f.]; Geschenkeaustausch [S. 78-82]; Publikation der diplomatischen Handlung auf Bronzetafeln [S. 78]) und die Bedingungen, unter denen die *amicitia* in der politischen Praxis Roms geschlossen wurde (S. 69-86; nach einer *deditio*; nach einem Gesandtschaftsempfang; zum Zweck der militärischen Kooperation S. 82-85 mit Beispielen; zur Gewinnung von Partnern nach einem Krieg S. 85f. mit Beispielen). Danach erläutert sie die Bedingungen Roms für die Gewährung einer Freundschaft (S. 82-86) und die wechselseitigen Verpflichtungen, die aus ihr für Rom und ihre Freunde entstehen (S. 86-90). Am Ende des Kapitels werden die Förmlichkeiten der Erneuerung und der Aufkündigung der Freundschaft in der politischen Praxis Roms geschildert (S. 91-98).

Im **fünften Kapitel** (S. 107-169 The treaty hypothesis revisited) konturiert Z. das *foedus* mit der von Livius 1,24,4-9 geschilderten Zeremonie und der weiteren Überlieferung als einzige auf dauerhafte Gültigkeit angelegte rechtliche Form des römischen „Staatsvertrages“ zwischen Rom und einem unabhängigen fremden Gemeinwesen (S. 107-111), die bis in die Zeit der späten römischen Republik hinein auch praktiziert wurde.¹¹ Danach bespricht sie die antiken und modernen Versuche, eine politische oder rechtliche Typologie des römischen *foedus* zu entwickeln (S. 111-118; *foedus aequum* versus *foedus iniustum* und das Vertragsschema von Eugen Täubler). Im Folgenden überprüft sie mit Hilfe des Vergleichs mit der inschriftlichen Quellendokumentation die moderne Deutung, wonach 1 Makk. 8,23-32 den Text eines römischen *foedus* bzw. eines damit verbundenen vom Senat veranlassten Schreibens (*senatus*

¹¹ Die Meinung von Z., ein *foedus* sei in den *comitia centuriata* ratifiziert worden, ist falsch (S. 111). Zum *iussus populi* zu *foedera* vgl. jetzt ausführlich meinen Beitrag: A. Zack, Forschungen über die rechtlichen Grundlagen der römischen Außenbeziehungen während der Republik bis zum Beginn des Prinzipats. IX. Teil: Die Beteiligung des *populus Romanus* beim Abschluss von Verträgen Roms mit der Außenwelt – die Systematik und die Etappen ihrer historischen Entwicklung, GFA 20, 2017, 39-111 (<https://gfa.gbv.de/z/pages>).

consultum) wiedergibt (S. 118-135). Ihr Ergebnis ist negativ. Der Text des ersten Makkabäerbuches entspricht weder dem üblichen Formular eines *foedus* noch dem Formular eines Briefes des römischen Senates (vgl. das Ergebnis anschaulich dargestellt in der Abb. 5,3 auf S. 126 und in der Abb. 5,5 auf S. 131). Kurz geht Z. auf den Brief des C. Fannius (Josephus ant. 14,10,15 [233]) ein, der in der Vergangenheit (und überwiegend auch in der Gegenwart) mit dem *foedus* aus der Zeit des Judas Makkabäus verbunden worden ist, den Z. aber mit Hinweis auf eine frühere Publikation in Übereinstimmung mit Flavius Josephus in die Zeit des römischen Bürgerkrieges datiert (S. 133ff.).¹² Danach unterzieht sie den Text des ersten Makkabäerbuches einer (in der Präsentation sehr nützlichen) eingehenden linguistischen Untersuchung, um die Theorie zu entkräften, dem Text des ersten Makkabäerbuches liege ein vorangegangener multipler Übersetzungsprozess einer literarischen Überlieferung eines authentischen Dokumentes zugrunde (S. 135-152), und zwar vom Lateinischen ins Griechische und vom Griechischen ins Hebräische und schließlich wieder vom Hebräischen ins Griechische des heutigen Makkabäerbuches. Ihr Ergebnis fasst Z. zusammen (S. 153):

„In summary, we have cast doubt on the possibility that there had been a Latin original of the text of 1 Macc. 8.23-32 and showed, in addition, the possibility that it was composed in Aramaic. The evidence of Jos. Ant. 12.419 (which was considered to be possibly an authentic colophon) informs us that the authors were the envoys themselves. Coupled with these arguments, we have presented evidence that the whole of 1 Macc. 8.23-32 ought to be considered as a single piece of text and therefore from the hand of the same authors. Whoever wrote the letter to Demetrius, as it appears in verses 31 and 32, also wrote the copy of the document in 1 Macc. 8.23-32 ...“

Am Ende des fünften Kapitels bespricht Z. die weiteren Argumente gegen den Abschluss eines *foedus* zwischen Rom und Judaea in der Zeit des Judas Makkabäus. Die religiösen Auflagen ihres Glaubens habe einer Teilnahme der jüdischen Gesandtschaft an den üblichen Zeremonien eines römischen *foedus* (Livius 1,24,6-9) entgegengestanden (S. 154f.). Das völlige Fehlen jeder politischen Wirkung des angeblichen *foedus* in der Folgezeit stände außerdem dem Glauben an seine Historizität entgegen (S. 155-160). Vielmehr sei den jüdischen Gesandten anlässlich ihres Empfangs im römischen Senat lediglich eine Erklärung ihrer *libertas* gegeben worden, auf die in der politischen Praxis

¹² L. Zollschan, The date of the Fannius letter: Jos. Ant. 14.233, Journal for the Study of Judaism 38, 2007, 9-38; L. Zollschan, The temple on the cistophori of C. Fannius, Klio 89, 2007, 125-136. Ich schließe mich der Deutung Z.s zum Fannius-Brief an und halte ihn dementsprechend, wie Z. und gegen Benedikt Niese und den überwiegenden Teil der Forschung seit Niese, für ein Dokument aus der Zeit des Bürgerkrieges in der Zeit Caesars.

Roms erst in späterer Zeit und also zeitverschoben ein *foedus* habe folgen können. Der sofortige Abschluss eines *foedus* Roms mit den Juden hätte also der üblichen politischen Praxis Roms nicht entsprochen. Z. beschreibt den politischen Rahmen, in dem sich die jüdische Gesandtschaft nach Rom einfügt, folgendermaßen (S. 160):

„In short, Demetrius, having angered the senators with his secret escape from Rome in 162 BCE, had undertaken no diplomatic contact with Rome until 160/159 BCE. These circumstances made it possible for Judas Maccabaeus to request aid from Rome, which he hoped would lead to Roman intervention in the war against the Seleucids. A treaty, however, was not possible while the Jews were not yet independent from the Syrian kingdom. The senate found an alternative diplomatic instrument to overcome the obstacle of not being autonomous. Once they had granted the Jews a declaration of *libertas*, there had to be an interval of time before a *foedus* (treaty) could be given. It was against all Roman precedent for the Romans to have made the Jews free with a unilateral declaration of *libertas*, then grant a treaty to the same legation.“

Im **sechsten Kapitel** (S. 170-228 The outcome of the embassy in 162 BCE) entwickelt Z. folgende Deutung (S. 170):

„The senate made four decisions concerning the Jewish community in Judaea: that the Jews should be free and autonomous through a unilateral declaration of *libertas* (freedom), that the Jews should become friends of the Roman people, that they should be enrolled in the *formula amicorum/ sociorum* and that they should erect a bronze tablet in Jerusalem testifying to the new ties with Rome.“

Bei dieser Interpretation unterscheidet Z. im Anschluss an eine juristische Deutung von Dietmar Kienast (ZRG 85, 1968, 349 mit A. 60¹³) und von der Diktion bei Justin 36,3,9 ausgehend zwischen der 162 v. Chr. vom Senat gewährten *libertas* und der *amicitia*. Die Überlieferung im ersten Makkabäerbuch hält Z. auf der Grundlage ihrer im fünften Kapitel gewonnenen linguistischen Beobachtungen nicht für ein offizielles Dokument Roms, sondern für eine Aufzeichnung der jüdischen Gesandten selbst über das Ergebnis der Verhandlungen (S. 217):

¹³ Die Unterscheidung von Freilassung (*libertas*-Erklärung) und Gewährung der *amicitia* bezieht sich bei Kienast lediglich auf die Freilassung nach einer *deditio*, der nicht sofort die *amicitia* folge, wie Kienast herausstellt. Für den Fall der Juden im Jahr 162 v. Chr. ist diese Unterscheidung von Kienast nicht einschlägig, da in diesem Fall keine *deditio* und anschließende Freilassung erfolgte.

„This chapter has shown from the text itself of 1 Macc. 8.23-32 (and not just from the historical circumstances, as Gauger's study had done) that indications exist of a declaration of *libertas* to the Jews. The use of the letter to Demetrius as evidence for *libertas* is made possible by the use of literary analysis (which has not previously been brought into service for the debate on the treaty hypothesis) that shows this letter to be part of 1 Macc. 8.23-32. The senate did not need to give the Jews a letter, as their diplomatic relations were based on declarations and not a formal treaty text. Therefore, a record of the senatorial declarations was made, as is the conclusion reached here, by the envoys themselves. The envoys were on their first visit to Rome and were unfamiliar with the city, the senate and its politics. Their attitude of naiveté is reflected in many statements in 1 Macc. 8.1-16. In their speech to the senate, they would have spoken Greek with the Romans. The possibility for linguistic confusion was without doubt present.“

Der Text im ersten Makkabäerbuch dokumentiert, wenn man sich Z.s Deutung vergegenwärtigt, in der Hauptsache das Verständnis (bzw. Missverständnis) desselben seitens der jüdischen Gesandten.

Im **siebten Kapitel** (S. 229-278 Epilogue) verfolgt Z. die weiteren Beziehungen zwischen Rom und den Juden nach dem Tod des Judas Makkabäus bis zum Ende des 2. Jh. v. Chr. zur Zeit des Jonathan, Simon und Johannes Hyrkanus I. Mit der Niederlage der Juden gegen Demetrios I. Soter in der Schlacht bei Elasa sei zugleich das Verhältnis der Juden zu Rom erloschen, da die Voraussetzung dieses Verhältnisses, nämlich dass das jüdische Gemeinwesen sich *sua potestate* befinde, mit der Niederlage gegen Demetrios I. Soter entfallen sei. Erst nach dem Sieg des Jonathan bei Hazor hätten die Juden unter Jonathan die Voraussetzungen einer Beziehung zu Rom wieder erfüllt (*sua potestate*), und damals sei lediglich die *amicitia* (kein *foedus*) zwischen Rom und den Juden anlässlich der Gesandtschaft des Numenius zustande gekommen bzw. erneuert worden (S. 230-233). Der Kontakt zwischen Rom und den Juden in der Zeit des Simon kann nach Z. nur auf der Grundlage von Josephus ant. 13,7,3 (227) erfasst werden (S. 242), während die Überlieferung bei 1 Makk. 14,16ff. nicht authentisch sei (S. 234); der Brief des Konsuln Lucius (1 Makk. 15,16-24; S. 235-242) sei aus inhaltlichen und urkundlichen Gründen suspekt, und der Senatsbeschluss des Prätors Valerius (Josephus ant. 14,8,5 [145ff.]; S. 247-254), der von den Interpreten in der Vergangenheit mit dem im Brief des Konsul Lucius geschilderten Senatsempfang verbunden worden sei, gehöre tatsächlich in die Zeit des römischen Bürgerkrieges in das Jahr 47 v. Chr., wie es auch Flavius Josephus behauptet. Im Zusammenhang der römisch-jüdischen Kontakte in der Zeit des Johannes Hyrkanus I. bespricht Z. das *senatus consultum*

des Prätors Fannius (Josephus ant. 13,9,2 [260-264]; S. 242-247), das *senatus consultum* des Prätors L. Valerius (Josephus ant. 14,8,5 [145-148]; S. 247-254) und das Pergamon-Dekret (Josephus ant. 14,10,22 [247-255]; S. 254-258). Den Senatsbeschluss des Prätors Fannius hält Z. aufgrund urkundlicher und prosopographischer Gründe für authentisch und datiert ihn in die Zeit des Johannes Hyrkanus I. Den Senatsbeschluss des Prätors L. Valerius datiert sie aufgrund prosopographischer Gründe in das Jahr 47 v. Chr., wie es auch Flavius Josephus tut. Das Pergamon-Dekret datiert sie in die frühen Regierungsjahre des Antiochos IX. Kyzikenos. Am Ende des Epilogs (S. 258-268) geht Z. abschließend auf das Auseinanderfallen der römisch-jüdischen Beziehungen in der Zeit des Alexander Jannäus ein, das eine Folge der Annäherung der Juden an die Parther und ihre Kollaboration mit den kilikischen Piraten gewesen sei. Diese neue Ausrichtung der jüdischen Außenpolitik habe sich in der römischen Rechtsanschauung mit der Fortführung der *amicitia* zwischen Rom und Judäa nicht verbinden lassen.

Z. operiert in ihrer Deutung der römisch-jüdischen Beziehungen mit einem rechtlichen Deutungsmodell, dessen juristischer Kern von Alfred Heuss im Jahr 1933 in einer Polemik gegen Eugen Täubler (1913) argumentativ entwickelt wurde und das nach dem Zweiten Weltkrieg insbesondere von Bruno Paradisi, Werner Dahlheim, Dietmar Kienast und Erich Gruen einerseits historisch präzisiert und andererseits auch bei Einzelfallbesprechungen als Modell für die politische Analyse der römischen Außenbeziehungen angewendet wurde.¹⁴ Ich habe diesen Deutungen in neuerer Zeit in mehreren ausführlichen Beiträgen widersprochen (die Z. kennt und zitiert). Es wäre im Sinne des wissenschaftlichen Austauschs und der Transparenz bei der Präsentation des Forschungsstandes wünschenswert gewesen, wenn Z. sich mit meinen Argumenten auseinandergesetzt hätte; zumal meine Deutung zum vertraglichen und personenrechtlichen Charakter der *amicitia* und *amicitia et societas* gerade das argumentative Fundament der Interpretation von Z. zu den römisch-jüdischen Beziehungen grundsätzlich in Frage stellt.¹⁵ Es mag aber sein, dass die zeitliche

¹⁴ E. Täubler, *Imperium Romanum. Studien zur Entwicklungsgeschichte des römischen Reiches*. Bd. 1 Die Staatsverträge und Vertragsverhältnisse (Leipzig 1913 ND Rom 1964); A. Heuss, *Die völkerrechtlichen Grundlagen der römischen Außenpolitik in republikanischer Zeit* (Leipzig 1933 ND Aalen 1968); B. Paradisi, *L'amicitia internazionale nell'alto medio evo*, in: A. Gemelli (Hg.) *Scritti in onore di Contardo Ferrini: pubblicati in occasione della sua beatificazione*, Bd. 1 (Milano 1947) 178-225; D. Kienast, *Entstehung und Aufbau des Römischen Reiches*, ZRG 85, 1968, 330-367; W. Dahlheim, *Struktur und Entwicklung des römischen Völkerrechts im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr.* (München 1968); E.S. Gruen, *The Hellenistic world and the coming of Rome 1-2* (1984 Berkeley ND 1986).

¹⁵ Z.B. Seite 102 A. 167: „Zack (2015b) 150-156 maintains that the acceptance of gifts by Rome constituted a legal act, the formation of a treaty. This fails to take into account the symbolic nature of the gifts and the expectation of the giver of return on his investment:

Parallelität der Arbeit von Z. an ihrem Buch und dem Erscheinen meiner Beiträge die eingehende Einarbeitung in die Publikation verhinderte.¹⁶ Weiterhin fällt es auf, dass von Z. auch die neueren Beiträge zur zwischenstaatlichen *amicitia* mit Rom von Paul J. Burton, des Trierer DFG Sonderforschungsbereiches unter der Leitung von Heinz Heinen (2002-2008) und von Ernst Baltrusch/Julia Wilker im Text und den Anmerkungen des Buches oberflächlich oder gar nicht rezipiert werden.¹⁷ Das bedauerliche Ergebnis ist, dass der Leser von Z.s Buch in Hinsicht auf die *amicitia* in den Außenbeziehungen Roms nur einen unvollständigen Forschungsstand vermittelt bekommt, was sich auch bei der weiteren Diskussion über die römisch-jüdischen Beziehungen negativ auswirken dürfte.¹⁸

gratia followed by beneficium" – dies geht an meiner Argumentation leider vorbei. Seite 69 mit A. 66 (Hinweis auf Cicero fam. 5,8,5): „The introduction of hospitium into the definition of amici is belied by the letter of Cicero to Crassus in 54 BCE, where the two concepts are kept separate" – dies beachtet nicht, dass *amicitia* und *hospitium* nicht notwendigerweise alternative Formen des interpersonalen Verhältnisses sind, sondern dass sie auch kombiniert auftreten und also unterschiedliche Qualitäten eines Verhältnisses zu ein und derselben Person sein konnten. Seite 84 wird Syphax trotz des Zeugnisses bei Livius 24,49,3 (mein Hinweis darauf in A. Zack, Studien zum „Römischen Völkerrecht“ [Göttingen 2001] 187) als Beispiel einer formlosen und foeduslosen *amicitia* angeführt.

¹⁶ A. Zack, Forschungen über die rechtlichen Grundlagen der römischen Außenbeziehungen während der Republik bis zum Beginn des Prinzipats. III. Teil: Der personenrechtliche Status der *amici*, *socii* und *amici et socii* und die *formula amicorum* und *formula sociorum*, GFA 16, 2013, 63-103 (<https://gfa.gbv.de/z/pages>); A. Zack, Forschungen über die rechtlichen Grundlagen der römischen Außenbeziehungen während der Republik bis zum Beginn des Prinzipats. VI. Teil: Die juristische Form und der rechtliche Gehalt der intergesellschaftlichen *amicitia* und *amicitia et societas* mit Rom. Erster Abschnitt: Die Begrifflichkeit und die aus ihr zu erschließende Systematik der rechtlichen Formen, GFA 18, 2015, 27-83 (<https://gfa.gbv.de/z/pages>); A. Zack, Forschungen über die rechtlichen Grundlagen der römischen Außenbeziehungen während der Republik bis zum Beginn des Prinzipats. VII. Teil: Die juristische Form und der rechtliche Gehalt der intergesellschaftlichen *amicitia* und *amicitia et societas* mit Rom. Zweiter Abschnitt: Die „Urkundenhandlung“ der Dokumente, GFA 18, 2015, 115-178 (<https://gfa.gbv.de/z/pages>); A. Zack, Forschungen über die rechtlichen Grundlagen der römischen Außenbeziehungen während der Republik bis zum Beginn des Prinzipats. X. Teil: Gesamtschau und die wesentlichen Zusammenhänge in den „Forschungen I-IX“, GFA 20, 2017, 111-126 (<https://gfa.gbv.de/z/pages>).

¹⁷ E. Baltrusch, Außenpolitik, Bünde und Reichsbildung in der Antike (München 2008); E. Baltrusch/J. Wilker (Hgg.), *Amici – Socii – Clientes. Abhängige Herrschaft im Imperium Romanum* (Berlin 2015); P.J. Burton, *Friendship and empire. Roman diplomacy and imperialism in the Middle Republic (353-146 BC)* (Cambridge/New York 2011); A. Coşkun (Hg.), *APR. Amici Populi Romani. Prosopographie der auswärtigen Freunde der Römer – Prosopography of the foreign friends of the Romans. Version 01-02, Trier 2007-2008. Version 03-07, Waterloo, On., 2010-2017. URL: <http://www.altaycoskun.com/apr>*; M. Jehne/F. Pina Pola (Hgg.), *Foreign "clientelae" in the Roman Empire: A Reconsideration* (Stuttgart 2015).

¹⁸ Wenn ich in dieser Rezension auf Literatur verweise, die nach 2016 erschienen ist, dann dient dies natürlich nicht der Kritik an Z., sondern der bibliographischen Ergänzung.

Die von Z. vorgeschlagene neue Chronologie der jüdischen Gesandtschaft nach Rom in der Zeit des Judas Makkabäus (S. 29-39) ist nicht ausgeschlossen, wenngleich sie eine sehr rasche Abfolge der Anreise der Gesandtschaft nach Rom und der Abfertigung der Gesandten vom römischen Senat voraussetzt. Eine wirkliche Veranlassung zu einer solchen Gesandtschaft gab es m.E. aber nicht schon nach der Landung des Demetrios I. (Soter) im Osten (früher Herbst 162 v. Chr.), sondern erst nach dessen Machtergreifung und also nach der Ermordung des Antiochos V. Eupator, die allerdings erst nach dem 29.10.162 v. Chr. erfolgte,¹⁹ weshalb die Chronologie der von Z. vorgeschlagenen jüdischen Gesandtschaft (wegen der witterungsbedingt unmöglichen Anreise von Judäa per Schiff nach Rom und Abreise im Winter) im Jahr 162 v. Chr. nicht mehr aufginge. Zweifeln möchte ich ferner auch daran, dass der Vers 16 bei 1 Makk. 8 das *interregnum* des Jahres 162 v. Chr. zur historischen Voraussetzung hat, dessen zeitliche Verortung im Jahr 162 v. Chr. ganz unbekannt ist. Eine über die römische Verfassung unaufgeklärte Gesandtschaft konnte übrigens auch in gewöhnlichen Zeiten mit ordentlichen Obermagistraten Roms beim Empfang im Senat den Eindruck gewinnen, nur ein Amtsträger habe die Herrschaft; denn die Senatsitzungen wurden ja in der Regel vom jeweils in Rom anwesenden geschäftsführenden Obermagistrat der Stadt Rom geleitet – also nur von einer gewählten Amtsperson. Die Konsuln waren im 2. Jh. v. Chr. häufig in den Provinzen, so dass der Ansprechpartner fremder Gesandtschaften in der Regel der *praetor urbanus* oder der *praetor peregrinus* gewesen sein dürfte. Ein datierendes Moment liegt also im Vers 16 von 1 Makk. 8 m.E. nicht vor.

Z. hält unter dem Eindruck ihrer Entdeckung der Überlieferung in den *Mirabilia urbis Romae* die Tatsache des diplomatischen Kontaktes zwischen Rom und den Juden in der Zeit des Judas Makkabäus grundsätzlich für historisch. Gab es im 9. und 10. Jh. n. Chr. in Rom eine sichtbare antike Bronzetafel, die die *amicitia* zwischen Rom und Judas Makkabäus dokumentierte, dann fallen damit, wenn man den Gedankengang von Z. nachvollzieht, alle Einwände gegen die Historizität des geschichtlichen Vorgangs einer jüdischen Gesandtschaft nach Rom in der Zeit des Judas Makkabäus weg. Dagegen wird man einwenden dürfen, dass die Überlieferung in den *Mirabilia urbis Romae* auf Hörensagen beruht und nicht auf Autopsie der Bronzetafel selbst, wie Z. selbst zugibt (*Mirabilia urbis Romae* 24: *in muro Sancti Basilii fuit magna tabula aerea in-fixa, ubi fuit scripta amicitia in loco bono et notabili, quae fuit inter Romanos et Iu-*

¹⁹ R.J. van der Spek, New evidence from the Babylonian Astronomical Diaries concerning Seleucid and Arsacid history, *Archiv für Orientforschung* 44/45, 1997/1998, 167-175. insbes. 167f. Für den Hinweis danke ich W. Ameling (Köln). T. Boiy, Late Achaemenid and Hellenistic Babylon (Leuven/Paris/Dudley 2004) 163 weist auf eine unpublizierte Keilschrifttafel (aufbewahrt in Yale) hin, die am 11. Januar 161 v. Chr. nach Antiochos V. datiert. Für den Hinweis danke ich André Heller (Bamberg).

daeos tempore Iudae Machabaei.). Der historische Zeugniswert der Nachricht ist also gering, da ihre Herkunft nicht angegeben wird. Alles, was Z. über die angebliche Aufhängung und mutmaßliche Sichtbarkeit der Bronzetafel herausfindet, hat zur Voraussetzung, dass die Nachricht der *Mirabilia urbis Romae* Vertrauen verdient, und gerade dies kann bei der gegenwärtigen Quellenlage nicht stringent bewiesen werden. Z.s Rekonstruktion der Geschichte der Bronzetafel führt (wenn man sich Z.s Rekonstruktion vergegenwärtigt) weiterhin zu der kuriosen Überzeugung, in der Zeit des Augustus sei ein politisch seit langem obsoletes Dokument vom Kapitol – quasi als historisches Monument – kopiert oder transferiert worden, um es im neuen außenpolitischen Zentrum Roms quasi zur historisierenden Dekoration aufzuhängen, dem Forum des Augustus.²⁰ Man fragt sich, warum man das hätte tun sollen.

Z. strapaziert weiterhin den Aussagewert der Überlieferung in den *Mirabilia urbis Romae* über die Maßen, wenn sie deren Wortwahl (es wird von der *amicitia* zwischen Rom und Judas Makkabäus berichtet) wortwörtlich und rechtlich-technisch versteht. Der Inhalt der Bronzetafel sei, so die Deutung von Z., eine formlose und vertraglose *amicitia* und kein *foedus* gewesen. Selbst wenn man die Überlieferung der *Mirabilia urbis Romae* für historisch hielte und ihre Diktion wortwörtlich nähme (was ich beides ablehne), könnte hinter dem Begriff *amicitia* der *Mirabilia urbis Romae* als inhaltliche Zusammenfassung des Textes der Bronzetafel in San Basilio auch der Text eines *foedus* gestanden haben, das in der griechischen Ausfertigung etwa mit der Formel τῷ δήμῳ τῷ Ῥωμαίων καὶ τῷ Ἰουδαίων ἔθνει εἰρήνη καὶ φιλία καὶ συμμαχία ἔστω ... eröffnet worden sein könnte, und von dem Informanten der *Mirabilia urbis Romae* zusammenfassend und in der Diktion verkürzend als *amicitia* bezeichnet worden wäre. Aus dem Wort *amicitia* der *Mirabilia urbis Romae* kann m.E. nichts über die konkrete rechtliche Form des Textes der mutmaßlichen Bronzetafel erschlossen werden.

²⁰ Meint aber Z., die Bronzetafel sei das Original gewesen, müsste man annehmen, das Original des 2. Jh. v. Chr. sei in der Zeit des Augustus zum Forum des Augustus verbracht worden, was m.W. ohne Parallele wäre und zumindest ein ebenso kurioser Gedanke wäre. Z. schreibt dazu auf S. 208: „How a bronze tablet testifying to friendship between the Romans and the Jews at this time came to be located in the church of San Basilio in the Middle Ages, is a mystery ... It may have been reinscribed from a tablet taken from the Capitol.“

Unter dem Eindruck der Entdeckung der Überlieferung in den *Mirabilia urbis Romae* geraten Z. weiterhin die Indizien für die fragwürdige Historizität der literarischen Überlieferung zur Gesandtschaft der Juden nach Rom in der Zeit des Judas Makkabäus weitgehend aus dem Blick, die in der Vergangenheit manche Interpreten (allerdings eine kleine Minderheit) zu der Meinung veranlassten, die literarische Überlieferung zur Urkunde eines römisch-jüdischen Vertrages in der Zeit des Judas Makkabäus sei entweder eine Interpolation, die in Wirklichkeit in eine spätere Zeit der römisch-jüdischen Beziehungen gehöre, oder sie sei sogar überhaupt insgesamt eine Fälschung.²¹

1) Die urkundlichen und linguistischen Beobachtungen Z.s (S. 118-153), auf deren Grundlage sie zu zeigen versucht, dass dem Text im ersten Makkabäerbuch keine lateinische *foedus*-Urkunde oder ein Senatsbrief zugrundelag, die dem uns aus den Inschriften bekannten Formular und der uns bekannten üblichen Diktion eines solchen Dokuments entsprochen hätte, können insgesamt auch so gedeutet werden, dass sie Argumente gegen die Authentizität der Überlieferung überhaupt darstellen.

2) Der Text der Bronzetafel, den das erste Makkabäerbuch wiedergibt, erinnert bei unvoreingenommener Betrachtung, trotz der Einwände von Z., in seiner Diktion an die Ausdrucksweise, wie sie sich auch in den inschriftlich überlieferten *foedera* findet, deshalb hat man in der Vergangenheit auch bei diesem Text mehrheitlich daran gedacht, er sei der Text eines *foedus*. Dieter Timpe (1974) hat es beispielsweise mit diesem Eindruck unternommen, die Ausfertigung der Urkunde als Kombination eines Senatsbeschlusses und eines *foedus* zu rekonstruieren.²² Ein *foedus* in Rom aber hatte in der zeremoniellen Praxis Roms (Livius 1,24,4-9) in der Regel das Opfer eines Schweines und die Ableistung eines Exsekrationseides gegenüber Jupiter zum notwendigen Begleitumstand bzw. diese Zeremonie nebst Verlesung des Vertragstextes (und nicht die Urkunde mit dem Vertragstext) war das *foedus* selbst. Das Opfertier war nicht nur zur zeremoniellen Bekräftigung des Vertragsschlusses an der Handlung beteiligt, sondern diente zugleich auch als Mahlzeit für das anschließende Fest der Vertragspartner zur Feier der vertraglichen Einigung. Eine solche Zeremonie und das anschließende Fest war für die jüdischen Gesandten aus Grün-

²¹ Insbesondere: H. Willrich, *Judaica. Forschungen zur hellenistisch-jüdischen Geschichte und Literatur* (Göttingen 1900) 62-85; H. Willrich, *Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur* (Göttingen 1924) 44-50; M. Tilly, *1 Makkabäer* übersetzt und ausgelegt von Michael Tilly (Freiburg/Basel/Wien 2015) 186-191; J.-G. Gauger, *Beiträge zur jüdischen Apologetik* (Köln/Bonn 1977) und zusammenfassend J.-G. Gauger, *Zur Rekonstruktion der römisch-jüdischen Beziehungen im 2. Jh. v. C.*, in: H. Kalcyk u.a. (Hgg.), *Studien zur alten Geschichte: Siegfried Lauffer zum 70. Geburtstag*, Bd. 1 (Rom 1986) 263-291.

²² D. Timpe, *Der römische Vertrag mit den Juden von 161 v. Chr.*, *Chiron* 4, 1974, 133-152.

den ihres Glaubens (!nicht nur zur Zeit des Judas Makkabäus!) nicht praktikabel, wie es Z. auch zugibt (S. 154f.). Weder die Verspeisung des Schweines, das in ihrem Glauben mit einem Speisetabu belegt war (Leviticus 11²³), noch die Anrufung Jupiters durch den *pater patratus* Roms waren in ihrer Religion erlaubt oder auch nur zu dulden, da die jüdischen Gesandten damit zugleich zumindest zugestanden hätten, dass durch die Anrufung eines fremden Gottes (auch wenn sie vom römischen *pater patratus* vorgenommen wurde) eine Verpflichtung entstehe (das erste Gebot der Zehn Gebote: Exodus 20, vgl. Numeri 5).²⁴

3) Die chronologische Einordnung der jüdischen Gesandtschaft nach Rom ist in der einschlägigen Überlieferung variabel, was ein Indiz dafür ist, dass der historische Kontext und die chronologische und erzählerisch-kausale Einbettung der Erzählung bereits in der Antike ungewiss war. Im *bellum Iudaicum* verbindet Flavius Josephus den Vorgang mit der Lebenszeit des Antiochos IV. Epiphanes (Josephus BJ 1,38). Diese chronologische Einordnung findet sich in sehr viel späterer Zeit (10. Jh.) auch bei Josippon (Josippon 21 in der Übersetzung von D. Börner-Klein und B. Zuber). Im ersten Makkabäerbuch (1 Makk. 8,1-32) und im zwölften Buch der *antiquitates Iudaicae* des Flavius Josephus (ant. 12,10,6 [413-419]) dagegen wird die Erzählung über die jüdische Gesandtschaft nach Rom in die Zeit nach dem Sieg des Judas Makkabäus über Nikanor unter Demetrios I. (Soter) verlegt. Während in der Erzählung des Flavius Josephus der Gesandtschaft der Juden nach Rom der Tod des Hohepriesters Alkimos vorausgeht, geschieht der Tod des Alkimos im ersten Makkabäerbuch später und erst als Judas Makkabäus bereits in der Schlacht bei Elasa gefallen war (1 Makk.

²³ Vgl. mit reichem Material: M. Har-Peled, *Le cochon comme problème. Grecs, Romains et l'interdit juif du porc = The Pig as a Problem. Greeks, Romans, and Jewish pork avoidance*, Phd ÉCOLE DES HAUTES ÉTUDES EN SCIENCES SOCIALES HISTOIRE ET CIVILISATIONS 2011. Die Datei findet sich auf der academia.edu-Seite: (= https://www.academia.edu/4433914/The_Pig_as_a_Problem_Greeks_Romains_and_Jewish_Pork_Avoidance_PhD_EHESS_2011).

²⁴ Einschränkend zu den verabsolutierenden Worten des Livius (1,24,4: *foedera alia aliis legibus, ceterum eodem modo omnia fiunt*) sei hier auch zu den obigen Ausführungen angemerkt, dass im Fall der frühen römisch-karthagischen Verträge beim ersten Vertrag eine abweichende Eidzeremonie (ohne Opfer; mit Eid an Iuppiter Lapis) und eine abweichende Eidformel (persönliche Fluchformel) begegnen und im Fall des dritten römisch-karthagischen Vertrages von der Formel bei Livius differierende Götter angerufen wurden (Polybios 3,25,6ff.). Es gab in der Praxis Roms also offensichtlich auch Formen der Eidbekräftigung eines *foedus* ohne Schweineopfer. Zudem wurde den fremden Gesandten dem Anschein nach bei der Abfertigung der Gesandtschaft vom Senat freigestellt, ob sie auf dem Kapitol opfern wollten (das *foedus* Roms mit Astypalaia; Sherk, RDGE Nr. 16 Z. 11). Wenn es also theoretisch eine Urkunde geben konnte, die einer *foedus*-Urkunde in der Diktion glich, aber dennoch nicht beeidet worden war, fragt man sich, ob eine solche Urkunde noch *foedus* genannt werden darf; denn in einem solchen Fall ist der Text der Urkunde keine *lex sacrata*, und auch die eigentlich das *foedus* ausmachende Zeremonie (Eid/Opfer) fehlt.

9,54ff.). Während bei Flavius Josephus Judas Makkabäus zur Zeit der jüdischen Gesandtschaft nach Rom das Amt des Hohepriesters bekleidet, weiß das erste Makkabäerbuch über das Hohepriesteramt des Judas Makkabäus nichts und kennt nur Alkimos als Hohepriester.

Weiterhin können die Texte der Bronzetafel, wie sie Flavius Josephus (Josephus ant. 12,10,6 [417ff.]) einerseits und das erste Makkabäerbuch (1 Makk. 8,23-30) andererseits wiedergeben, in der Urkundenausfertigung und weiterhin im Wortlaut, Anzahl und der Abfolge der Stipulationen nicht vollständig zur Deckung gebracht werden, woraus sich erhellt, dass die Quelle des Flavius Josephus einerseits und die des ersten Makkabäerbuches andererseits nicht dieselbe war. Die Überlieferungen im ersten Makkabäerbuch und bei Flavius Josephus bilden also zwei voneinander unabhängige Überlieferungen zum Beginn politischer Beziehungen zwischen Rom und den Juden. Die Erzählungen des ersten Makkabäerbuches und des Josephus lassen sich – zumindest in diesem Erzählabschnitt – in ihrem Wortlaut in der Ereignisabfolge und in der kausalen und chronologischen Verkettung der historischen Ereignisse inhaltlich nicht in Übereinstimmung bringen,²⁵ auch wenn Flavius Josephus sonst nachweislich die Überlieferung des ersten Makkabäerbuches kennt und auch als direkte Vorlage für seine einschlägige Darstellung der Ereignisse zur Zeit der Makkabäer ausführlich verwendet.²⁶

4) Es gibt weiterhin, was bereits Hugo Willrich (1900/1924) erkannte,²⁷ eine Überlieferung mit hohem Zeugniswert, die den Anfang der römisch-jüdischen Beziehungen in die Zeit nach dem Tod des Judas Makkabäus legt, als die Makkabäer die Kontrolle über Joppe gewannen, Josephus ant. 14,10,6 (205): Ἰόππην τε πόλιν, ἣν ἀπ' ἀρχῆς ἔσχον οἱ Ἰουδαῖοι ποιούμενοι τὴν πρὸς Ῥωμαίους φιλίαν αὐτῶν εἶναι, καθὼς καὶ τὸ πρῶτον ... (Die Übersetzung lautet: Die Stadt Joppe, welche die Juden schon früher, als sie mit den Römern *amicitia* schlossen, besaßen, soll ihnen wie früher gehören ...).²⁸ Diese Aussage findet sich im

²⁵ So bereits A. Giovannini/H. Müller, Die Beziehungen zwischen Rom und den Juden im 2. Jh. v. Chr., *Museum Helveticum* 28, 1971, 156-171. insbes. 167 A. 39, anders aber der Großteil der übrigen Forschung, z.B. D. Timpe, Der römische Vertrag mit den Juden von 161 v. Chr., *Chiron* 4, 1974, 133-152. insbes. 142 mit A. 20.

²⁶ K. Berthelot, In search of the promised land? The Hasmonean dynasty between biblical models and Hellenistic diplomacy (Göttingen 2018) 78-80 mit der älteren Literatur und J.-Chr. Bernhardt, Die Jüdische Revolution: Untersuchungen zu Ursachen, Verlauf und Folgen der hasmonäischen Erhebung (Berlin/New York 2017) 58-67.

²⁷ H. Willrich, *Judaica. Forschungen zur hellenistisch-jüdischen Geschichte und Litteratur* (Göttingen 1900) 62-85; H. Willrich, *Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur* (Göttingen 1924) 44-50.

²⁸ Zur Chronologie der mit C. Iulius Caesar verbundenen Dokumente im Dokumentenkonvolut des Flavius Josephus im 14. Buch der *antiquitates Iudaicae* siehe meinen zur Publika-

Text eines Ediktes des C. Iulius Caesars aus dem Jahr 47 v. Chr.²⁹ Caesar wusste also nichts von einer römisch-jüdischen Freundschaft, die bis in die Zeit des Judas Makkabäus zurückging; denn Joppe geriet erst unter dem Hohepriester Jonathan unter die Oberhoheit der Makkabäer.³⁰ Diese Überlieferung hat in der Antike weiterhin auch einen Niederschlag in der außerjüdischen historiographischen Überlieferung bei Justin 36,3,9 gefunden, die, wenn man den Kontext der gesamten (durch einen Exkurs zerrissenen) justinischen Erzählung 36,1ff. nachvollzieht, mit Demetrios II. Nikator und nicht – wie Z. es im Anschluss an die *communis opinio* meint – mit Demetrios I. Soter zu verbinden ist (Justin 36,3,9: *A Demetrio cum descivissent, amicitia Romanorum petita primi omnium ex Orientalibus libertatem acceperunt, facile tunc Romanis de alieno largientibus.*)³¹ Die im Text des Justin vorausgehende Sequenz um *Demetrio patre* (Justin 36,1,9f.³²) widerspricht dieser Deutung nicht, sondern sie ist in der Art verständlich, dass die Juden zur Zeit des Demetrios I. Soter die Freiheit für sich lediglich beanspruchten (!) und sie die Freiheit zur Zeit von Demetrios II. Nikator auch tatsächlich errangen und erst zu diesem Zeitpunkt von Rom

tion bevorstehenden Beitrag in *Electrum. Journal of Ancient History* 2018: A. Zack, C. Iulius Caesar und Hyrkanus II. Überlegungen zur chronologischen Abfolge der Dokumente bei Flavius Josephus ant. 14,10,2-10 (190-222) und ant. 14,8,5 (145-148).

²⁹ Im Rechtsverhältnis Roms zu fremden Gemeinwesen war der *status quo* zum Zeitpunkt der erstmaligen Gewährung der *amicitia* durch Rom im Diskurs über die Rechtsverhältnisse von großer rechtlicher und politischer Bedeutung, so dass die Worte Caesars nicht nur so dahergesagt sein können. Bezugnahmen auf den *status quo* zur Zeit der erstmaligen Gewährung der *amicitia* vgl. die Nachweise bei: A. Zack, *Forschungen über die rechtlichen Grundlagen der römischen Außenbeziehungen während der Republik bis zum Beginn des Prinzipats*. VII. Teil: Die juristische Form und der rechtliche Gehalt der intergesellschaftlichen *amicitia* und *amicitia et societas* mit Rom. Zweiter Abschnitt: Die „Urkundehandlung“ der Dokumente, *GFA* 18, 2015, 115-178. insbes. 163-168.

³⁰ 1 Makk. 14,4f. (Loblied auf Simeon feiert die Gewinnung des Hafens Joppe durch Simeon); 1 Makk. 10,75f. (Einnahme Joppes durch Simeon in der Zeit des Jonathan); 1 Makk. 12,33f. (Simeon legt Besatzung nach Joppe); 1 Makk. 13,21 (Jonathan, Sohn des Absalom, zieht mit einem Heer gegen Joppe, vertreibt die Bürger und bleibt in der Stadt); Josephus ant. 13,4,4 (91-101) (Jonathan und Simeon nehmen Joppe ein).

³¹ Hierzu ausführlich der bevorstehende Beitrag von Altay Coşkun, *The liberation of Judaea and early Maccabaeon diplomacy with Rome. The testimonies of Justin (36.3.9) and Diodorus (40.2/4) und zuvor bereits in diesem Sinne: H. Willrich, Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur (Göttingen 1924) 48f.; H. Graetz, Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, Bd. 3,2 (Leipzig 1906) 659.*

³² Justin 36,1,9-10: 9 *Igitur Antiochus, memor quod et pater propter superbiam inuisus et frater propter segnitiam contemptus fuisset, ne in eadem vitia incideret, recepta in matrimonium Cleopatra, uxore fratris, civitates, quae initio fraterni imperii defecerant, summa industria persequitur, domitasque rursus regni terminis adicit; 10 Iudaeos quoque, qui in Macedonico imperio sub Demetrio patre armis se in libertatem vindicaverant, subegit. Quorum vires tantae fuere, ut post haec nullum Macedonum regem tulerint domesticisque imperiis usi Syriam magnis bellis infestaverint ... [Exkurs] ... Justin 36,3,9: *A Demetrio cum descivissent, amicitia Romanorum petita primi omnium ex Orientalibus libertatem acceperunt, facile tunc Romanis de alieno largientibus.**

auch bestätigt bekamen. Justin 36,3,9 ist also nicht – was bisher die fast einhellige Meinung und auch die von Z. ist – auf Demetrios I. Soter, sondern auf Demetrios II. Nikator zu beziehen. Eine allgemeine Entsprechung findet diese historiographische Tradition weiterhin bei Diodor 40,2, dessen Text ohne weiteres so zu verstehen ist, dass auch die Vorlage des Diodor bzw. Diodor selbst den Beginn der römisch-jüdischen Freundschaft in die Zeit nach dem Tod Judas Makkabäus legte.³³ Die fassbare Überlieferung außerhalb der jüdischen Historiographie im ersten Makkabäerbuch und bei Flavius Josephus wusste also nichts von einem direkten römisch-jüdischen Kontakt, der auch in eine politische und urkundliche Handlung Roms gemündet wäre. Die referierte Interpretation des justinischen Berichts hebt damit einen Angelpunkt der Deutung von Z. aus. Denn Z. nimmt den Bericht des Justin gerade als einen Beleg für den römisch-jüdischen Kontakt zur Zeit des Demetrios I. Soter und zur Zeit des Judas Makkabäus.

Ein weiterer Aspekt der Interpretation von Z. des justinischen Berichtes ist problematisch (Justin 36,3,9: *A Demetrio cum descivissent, amicitia Romanorum petita primi omnium ex Orientalibus libertatem acceperunt, facile tunc Romanis de alieno largientibus.*). Z. möchte zwischen einerseits der *amicitia*, um welche die Juden den „Demetrius“ baten, und andererseits der *libertas*, die die Juden von Rom zugestanden bekamen, unterscheiden.³⁴ Die Juden hätten also zur Zeit des Judas Makkabäus von Rom nur die *libertas* zugestanden bekommen. Damit nimmt Z. zugleich eine gedanklich verwandte Deutung des Justin von Jörg-Dieter Gauger (1977) in ihre Rekonstruktion des technisch-rechtlichen Geschehens in Rom zur Zeit des Judas Makkabäus auf.³⁵

³³ Der Text der Loeb-Ausgabe gibt Demetrios im Text; aber dies ist eine moderne Textverbesserung (!); vgl. J.-G. Gauger, Zur Rekonstruktion der römisch-jüdischen Beziehungen im 2. Jh. v. C., in: H. Kalcyk u.a. (Hgg.), Studien zur alten Geschichte: Siegfried Lauffer zum 70. Geburtstag, Bd. 1 (Rom 1986) 263-291. insbes. 273f. Tatsächlich ist der Text chronologisch nicht eindeutig zu verorten, aber dennoch grundsätzlich mit der Zeit des Demetrios II. und Antiochos VII. Sidetes zu verbinden, als die Makkabäer die Hohepriester stellten. Ohne diese Einsicht in die Textgeschichte des Loeb-Textes verbindet Z. auf S. 197 den konjizierten „Demetrius“ von Diodor 40,2 mit Demetrios I. Soter.

³⁴ In diesem Sinne Z. bereits in ihren vorherigen Veröffentlichungen: L. Zollschan, Justinus 36.3.9 and Roman-Judaeian diplomatic relations in 161 BCE, *Athenaeum* 96, 2008, 153-171; L. Zollschan, Roman diplomatic procedure and the senate's response to the Jewish embassy of 161 BCE, in: M. Pucci Ben Zeev/D. Gera (Hgg.), *The path of peace. Studies in honour of Israel Ben Shalom* (Beersheva 2003) 1-31.

³⁵ J.-G. Gauger, Beiträge zur jüdischen Apologetik (Köln/Bonn 1977) und zusammenfassend J.-G. Gauger, Zur Rekonstruktion der römisch-jüdischen Beziehungen im 2. Jh. v. C., in: H. Kalcyk u.a. (Hgg.), Studien zur alten Geschichte: Siegfried Lauffer zum 70. Geburtstag, Bd. 1 (Rom 1986) 263-291. Eine merkwürdige Inkongruenz der Argumentation von Z. bezüglich der den Juden gewährten *libertas* und/oder *amicitia* hat ihren Ursprung dem Anschein nach darin, dass Z. bei der Justin-Analyse (im Anschluss an Gauger) beide

Gegen diese Deutung kann erstens eingewendet werden, dass sich Justins Worte nicht auf Demetrius I. Soter, sondern auf Demetrios II. Nikator beziehen (s.o.). Für den mutmaßlichen historischen Vorgang zur Zeit des Judas Makkabäus ist der Text des Justin also ohne Aussagekraft. Zweitens kann, selbst wenn man Z. bei ihrer Identifikation des Demetrios bei Justin folgen möchte, die Diktion des Justin nur mit großer Mühe im Sinne einer semantischen und rechtlichen Konfrontation von *libertas* und *amicitia* gedeutet werden. Die Überlieferung bei Appian Mithr. 61 (250) zeigt beispielsweise, dass die beiden rechtlichen Handlungen für Ilion, Chios, Lykien, Rhodos und Magnesia und einige andere Gemeinden zu einem Zeitpunkt aufeinander folgten. Stratonikeia, das zu den bei Appian genannten „anderen“ Städten gehört, bekommt den Status einer *civitas libera* nach Sullas Rückkehr nach Rom (nach einem vorangegangenen Beschluss über die *acta* Sullas durch die Komitien) vom Senat gleichzeitig mit den Status der *amicitia et societas* verliehen (Sherk, RDGE Nr. 18 mit dem neuen Fragment SEG 52 Nr. 1059). In den Fällen, in denen (ohne vorherige *deditio* – also wie im Fall der Juden) der Personenstatus einer *civitas libera* im Verhältnis zu Rom mit Hilfe inschriftlicher Überlieferung überprüft werden kann, ist der Personenstand der Einwohner einer *civitas libera* derselbe wie von *amici et socii populi Romani*.³⁶ Im Fall der *lex Antonia* bzgl. Termessos werden der Status der *civitas libera* für das Gemeinwesen Termessos und der Personenstatus der *amici et socii* für die einzelnen Bürger von Termessos zeitgleich und nicht zeitverschoben vom *concilium plebis* Roms verliehen (Crawford, Roman Statutes Bd. 1 [London 1996] Nr. 19). Die Begriffe *liber* und *amicus et socius* beleuchten also in der römischen Rechtsanschauung nur von verschiedenen Seiten her einen gegebenen (zusammengesetzten politischen und personenrechtlichen) Sachverhalt. Die politische Praxis Roms zwingt uns nicht, die Gewährung der *libertas* von der der *amicitia* begrifflich oder zeitlich zu trennen. Zudem spricht die Überlieferung im ersten und zweiten Makkabäerbuch und bei Flavius Josephus (die ihrerseits auf unterschiedliche literarische Traditionen zurückgeht) zum römisch-jüdischen Kontakt in der Zeit des Judas Makkabäus mit aller Deutlichkeit in der Diktion einhellig davon, dass den Juden die *amicitia*

Begriffe rechtlich-semantisch voneinander trennen will, aber im weiteren Verlauf ihrer Deutung bei der Analyse des ersten Makkabäerbuches im Ergebnis dann die Meinung vertritt, *amicitia* und *libertas* seien anlässlich der Gesandtschaft der Juden gleichzeitig gewährt worden. Beide Argumentationen stimmen aber m.E. nicht überein. Denn stimmt Z.s Analyse des Berichts im ersten Makkabäerbuches, dann ständen, unter Voraussetzung eines tatsächlichen historischen Geschehens, *amicitia* und *libertas* bei Justin logischerweise nicht im semantisch-rechtlichen Gegensatz zueinander, sondern wären als Homoionyme zu deuten.

³⁶ A. Zack, Forschungen über die rechtlichen Grundlagen der römischen Außenbeziehungen während der Republik bis zum Beginn des Prinzipats. IV. Teil: Der Unterschied zwischen den *civitates foederatae* und den *civitates liberae*. Der Personenstand einer Bürgerschaft und der Gemeindestatus, GFA 17, 2014, 131-180. insbes. 160-163 (<https://gfa.gbv.de/z/pages>).

et societas von Rom damals gewährt worden sei (1 Makk. 19ff. 31). Deshalb versteht Z. im weiteren Verlauf ihrer Analysen den Bericht des ersten Makkabäerbuches auch so, dass anlässlich der Gesandtschaft der Juden damals die *libertas* und die *amicitia* (in der von Heuss und Paradisi behaupteten rechtlichen Form) vom Senat gewährt worden seien, und dies aber von den jüdischen Gesandten politisch und rechtlich als Militärbündnis gleichberechtigter Vertragspartner missverstanden worden sei.

Z.s argumentative Entfaltung und Rekonstruktion des diplomatischen Kontakts zwischen den Juden und Rom in der Zeit des Judas Makkabäus hat mich nicht überzeugen können. Ich halte die Überlieferung zur römisch-jüdischen *amicitia et societas* mit einem *foedus* in der Zeit des Judas Makkabäus für eine geschickt gemachte (aber entlarvbare) Fälschung (keine Interpolation), die erzählerisch, wenn man einen historischen Kern der Überlieferung annehmen möchte, allenfalls an einen erfolglosen und ergebnislosen Kontaktversuch seitens der Juden mit Rom in der Zeit des Judas Makkabäus anknüpfte.³⁷ Den größten Gewinn aus der Lektüre des Buches habe ich aus Z.s linguistischer und urkundlicher Untersuchung der Überlieferung im ersten Makkabäerbuch (S. 118-153) und ihrer Analyse der Dokumente aus der Zeit der römisch-jüdischen Beziehungen nach Judas Makkabäus' Tod (S. 233-258) gezogen.³⁸ Man wird in Zukunft nun auch das Buch von Z. zu Rate ziehen, wenn man sich mit den Beziehungen zwischen Rom und den Juden im 2. Jh. v. Chr. befassen will; denn der Leser wird diesbezüglich von Z. insgesamt gut über die gegenwärtige Problemlage informiert. Das Buch sollte also in Bibliotheken größerer Universitäten vorhanden sein. Der interessierte Privatmensch wird angesichts des stolzen Preises der Buchausgabe (127,68 Euro bei amazon.de), der m.E. im Missverhältnis zu den sichtbaren Ergebnissen verlegerischer Arbeit (Satz/Layout/Lektorat) steht, allenfalls die erheblich preiswertere und gut gebrauchbare

³⁷ Im Rahmen meiner Auffassung bildet demnach der Rückverweis auf die jüdische Gesandtschaft nach Rom bei 2 Makk. 4,11 keinen Beleg für deren Historizität, sondern sie bildet lediglich einen Beleg dafür, dass zur Zeit der Abfassung des 2 Makk. Buches die literarische Überlieferung über eine jüdische Gesandtschaft nach Rom in der Zeit des Judas Makkabäus bereits existierte und sich demnach vielleicht schon bei Jason von Kyrene fand. Die Verbindung des Fannius Briefes (Josephus ant. 14,10,15 [233]) mit der Gesandtschaft der Juden nach Rom in der Zeit des Judas Makkabäus lehne ich, ebenso wie Z., ab und datiere dieses Dokument mit Flavius Josephus in die Zeit des römischen Bürgerkrieges. Diodor 40,2 ist, wenn man die tatsächliche Textüberlieferung und nicht den konjehzierten Text der Loeb Library beachtet, am ehesten mit der Zeit nach Judas Makkabäus zu verbinden, in der die Makkabäer den Hohepriester stellten.

³⁸ Der Senatsbeschluss des Prätors L. Valerius (Josephus 14,8,5 [145-148]) wird von mir in einem im Februar 2016 abgeschlossenen Manuskript ebenfalls in das Jahr 47 v. Chr. datiert: A. Zack, C. Iulius Caesar und Hyrkanus II. Überlegungen zur chronologischen Abfolge der Dokumente bei Flavius Josephus ant. 14,10,2-10 [190-222] und ant. 14,8,5 [145-148] (Electrum. Journal of Ancient History 2018; im Druck).

kindle-Version (31,52 Euro bei amazon.de) anschaffen wollen und diese am Bildschirm lesen.

Dr. Andreas Zack
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Institut für Geschichtswissenschaft
Historisches Seminar III
Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universitätsstraße 1
D-40225 Düsseldorf
E-Mail: Zack.Andreas@yahoo.com

Petra LINSCHIED, Die frühbyzantinischen Textilien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums. Kataloge Vor- und Frühgeschichtlicher Altertümer Bd. 48. Mainz: Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 2016, 176 S., 35 farb. Abb., 112 Farbtafeln

In ihrer Monographie zu den archäologischen Textilien des 1. nachchristlichen Jahrtausends aus Ägypten befasst sich Petra Linscheid mit einem Sammlungsbestand des RGZM, der erstmals vor knapp 85 Jahren von Wolfgang Fritz Volbach vorgelegt wurde.¹ Die Neubearbeitung geschah im Rahmen des RGZM-Forschungsschwerpunktes zu „Werkstätten und Handel im Byzantinischen Reich“ im Zeitraum 2011–2013. Sie ist überaus berechtigt, denn die heute üblichen und auch von Petra Linscheid verfolgten Ansätze unterscheiden sich grundlegend von denen Volbachs.

Die Autorin ist in Fachkreisen gut bekannt, da sie seit langem vor allem ägyptische Textilien genannter Zeitstellung erforscht. Sie ist außerdem Mitglied der „Textiles from the Nile Valley“-Arbeitsgruppe,² in der Textilfachleute, Archäologen, Ausgräber, Chemiker und Physiker aus aller Welt zum interdisziplinären Austausch zusammenkommen und neue Standards für die Erforschung ägyptischer Textilien nachchristlicher Zeit setzen. Entsprechend verbindet Petra Linscheid bei ihren Betrachtungen Erkenntnisse aus textiltechnischen Analysen mit Informationen aus chemischen Färbemittelbestimmungen und 14C-Datierungen mit dem Ziel, die „Wechselwirkungen zwischen Textiltechnik, Funktion und Chronologie der Stücke“³ zu erfassen. Wolfgang F. Volbach widmete dagegen einen großen Teil seiner Veröffentlichung einer eher globalen Betrachtung von antiker und frühmittelalterlicher Kleidung, der formalen Entwicklung von Seidengeweben und der Auflistung ihrer Fundorte. Seine Katalogeinträge sind eher cursorisch, während die Betrachtungen Linscheids auf der genauen Analyse der Objekte basieren.

Linscheid unterteilt ihre Monographie in zwei Bereiche, einen erläuternden Text mit 55 Seiten und einen Katalog mit 90 Seiten und 112 Tafeln, ergänzt durch ein Abkürzungsverzeichnis, ein textiltechnisches Glossar, einen Beitrag von Ina Vanden Berghe zur Farbenanalyse, ein Literaturverzeichnis und eine Konkordanzliste.

¹ Volbach (1932), Textband mit 119 Seiten, Tafelband mit 15 Tafeln, davon sechs Farbtafeln.

² Initiator*innen waren Prof. Dr. Martin Krause, Dr. Cäcilia Fluck und Prof. Dr. Sabine Schrenk. Die erste Tagung fand 1996 im Rahmen des Koptologenkongresses in Münster statt. – Linscheid ist Mitherausgeberin folgender Tagungsbände: De Moor/Fluck/Linscheid (2013); De Moor/Fluck/Linscheid (2015); De Moor/Fluck/Linscheid (2017).

³ Vorwort, VII, 2. Absatz.

Das Kapitel „Die frühbyzantinischen Textilien in der Sammlung des RGZM“ führt in acht Unterkapiteln in die Thematik der archäologisch überlieferten Textilien Ägyptens ein. In „Fundvorkommen und Forschungsgeschichte frühbyzantinischer Textilien“ legt Linscheid knapp dar, unter welchen Umständen sie die Zeit überdauert haben, wie sie seither gehandhabt wurden, welche Schwierigkeiten daraus heute bei der Bearbeitung resultieren und welche gut dokumentierten Grabungsstätten in Ägypten Hinweise zur Datierung von Altfunden geben. Es folgt die „Geschichte der Sammlung frühbyzantinischer Textilien im RGZM“. Verschiedene Quellen sind für die Textilien auszumachen: Grabungen in Karara, ausgeführt von der Akademie der Wissenschaften Heidelberg und vermittelt über Hermann Ranke; berühmte Forscherpersönlichkeiten wie Ludwig Borchardt in Kairo, Robert Forrer, der in Achmim tätig war und Carl Schmidt, der Objekte aus Sohag beitrug. Auch entstammen manche Textilien dem seinerzeit üblichen Tausch von „Doubletten“, hier mit dem Kaiser-Friedrich-Museum Berlin, sowie dem Ankauf aus dem Kunsthandel und Schenkungen.

Des Weiteren widmet sich die Autorin den Fundorten der Mainzer Textilien und den Datierungsmöglichkeiten. Bemerkenswert ist, dass das Römisch-Germanische Zentralmuseum zehn repräsentative Objekte ausgewählt und einer 14C-Datierung unterzogen hat. Die Ergebnisse sind nicht nur für die Sammlung von Bedeutung, sondern auch für einen Datenpool, der Forschern ein langsam dichter werdendes Raster aus 14C-datierten Textilien bietet.⁴ Es folgen kurze textiltechnische Beschreibungen, in denen die in der Textilherstellung Ägyptens nachgewiesenen Materialien und Verarbeitungsformen erläutert und mit Beispielen der Mainzer Sammlung belegt werden. Schilderungen zu den Färbemitteln legen den Fokus auf Rot und Violett, während Blau- und Gelbfärbungen, v.a. aber die vielfältigen Schattierungen der Mischöne Grün und Orange, keine besondere Erwähnung finden. Schließlich widmet sich Linscheid den charakteristischen Merkmalen der Textilien, anhand derer sie bestimmten Funktionen und Formen zugewiesen werden können. Bekleidungstextilien wie die Tunika, das Manteltuch und verschiedene Formen der Kopfbedeckung werden in ihrer Konstruktion geschildert, ebenso wie Einrichtungs- und Gebrauchstextilien. 53 Objekte rechnet Linscheid der Kategorie Kleidung zu, 44 dem Hausrat, 113 Fragmente aber sieht sie in ihrer Funktion als nicht bestimmbar an. Der letzte Abschnitt befasst sich mit der Textilproduktion, unter besonderer Berücksichtigung der Umsetzung von Mustervorlagen in Wirkereitechnik.

⁴ Siehe dazu die Datenbank des Instituts für Christliche Archäologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn www.textile-dates.info (18.07.2017). Da die Anzahl der Textilfunde extrem groß ist und die Analysen selbst kostspielig sind, werden auch zukünftig nur repräsentative Objekte untersucht werden können.

Im Titel nicht erwähnt und daher unerwartet sind Kapitel zwei und drei zu islamzeitlichen Textilien ägyptischer Herkunft und altägyptischen Textilien aus der Zeit des Mittleren Reiches bis zur Spätzeit. Von besonderer Bedeutung sind dabei Indikatoren wie Baumwolle, die zunehmend für islamzeitliche Objekte verwendet wurden, und die Spleiß-Technik, die altägyptische Fäden kennzeichnen. Beide Teile sind sehr knapp gehalten.

Im Katalog sind die Objekte zunächst in frühbyzantinisch, islamzeitlich und altägyptisch gruppiert. Innerhalb dieser Kategorien sind sie unterteilt in Kleidungsstücke, Einrichtungs- und Gebrauchstextilien, und solche unbestimmter Funktion.⁵ Die Länge der Einträge variiert je nach Informationsgehalt des Objektes, die wechselnde Ausführlichkeit wird jedem Objekt gerecht. Ergänzende Zeichnungen verdeutlichen die Herstellung, Gewandkonstruktion, Rekonstruktion des Dekors und dessen Verortung im früheren Gewebeverband. Zudem ist jedes Stück mit ein bis zwei Gesamtaufnahmen und bis zu sechs Detailaufnahmen abgebildet, darunter auch heute verschollene Stücke. Etwas unklar bleibt die Anzahl der ehemals in der Sammlung vorhandenen Textilien, von 204 bei Volbach aufgeführten Stücken sind seither 71 verschollen.⁶

Die vorliegende Monographie ist eine aktuelle und notwendige Neubearbeitung der ägyptischen Textilien des 1. Jahrtausends im RGZM. Die Sammlung, ihre Geschichte und ihre Objekte sind detailliert dargestellt und zeigen viele Facetten. Dafür werden interdisziplinäre Ansätze verfolgt, ebensolche Methoden angewendet und ihre Ergebnisse kombiniert. Textiltechnische Untersuchungen widmen sich der Beschaffenheit der Fasern, Fäden, Gewebebindungen, Textiltechniken und Gewandschnitten; exemplarische chemische Analysen bestimmen einzelne Färbemittel; 14C-Analysen liefern relativ konkrete Datierungen für zehn ausgewählte Gewebe; Vergleiche mit anderen Objekten führen zu Rekonstruktionen und ein historisches Quellenstudium gibt Aufschluss über die Sammlungsgeschichte. Dem Leser wird ein umfassendes, reich illustriertes Bild von der Beschaffenheit der Sammlung und den Eigenheiten ihrer Stücke vermittelt. Die meist farbige Dokumentation der Objekte mit Fotos und Zeichnungen macht es v.a. Einsteigern leicht, in das komplizierte Feld der Textilforschung hineinzufinden und den Thesen zu Verwendung und früherer Form zu folgen. Die von Linscheid selbst gestellte Aufgabe, die „Wechselwirkung

⁵ Kat. Nr. 224 wird zu dieser Gruppe gezählt, obwohl dem Stück im Katalog die Funktion als Mumienbinde zugewiesen wurde.

⁶ Auf S. 5 nennt Linscheid 46 Totalverluste und 25 weitere, d.h. 71 fehlende Objekte. In der Konkordanzliste auf S. 163–167 werden lediglich 47 Objekte aufgeführt, unterschieden nach Verlusten seit Volbachs Bearbeitung (30 Objekte) und Verlusten ohne Erwähnung bei Volbach (17 Objekte).

zwischen Textiltechnik, Funktion und Chronologie“⁷ zu erfassen, ist erfüllt und in einer soliden Veröffentlichung vorgelegt. Dennoch seien folgende Anmerkungen erlaubt: Aus dem Titel geht leider nicht hervor, dass auch pharaonische und frühislamische Textilien vorgelegt werden. Gerade hinsichtlich der vorrömischen Textilien wäre dieser Hinweis relevant, da es nur wenige Veröffentlichungen zu diesen frühen Textilien gibt und man sie in diesem Buch nicht suchen würde. Zudem ist die Anordnung der Materialgruppen nicht chronologisch. – Die Sortierung der im Textteil behandelten Fundorte zeigt keine nachvollziehbare Ordnung, eine Landkarte des geographischen Raumes Ägypten–Palästina–Syrien würde dem Leser zudem die Orientierung erleichtern. – Zwar sind die Tafeln sehr großzügig angelegt, die Fotos aber recht klein und es bleiben ungenutzte Flächen, die Raum für großformatige Detailaufnahmen geboten hätten.⁸ – In der Monographie kommt eine weitere Autorin, Ina Vanden Berghe, zu Wort, die in englischer Sprache über ihre chromatographischen HPLC-DAD-Analysen an ausgesuchten Mainzer Objekten schreibt. Dieser Text befindet sich etwas verloren zwischen Katalog und Tafelteil, obwohl er eine Ergänzung zu Linscheids Schilderungen über die Farbigkeit von Textilien darstellt. Zudem wird die Autorin dem Leser nicht vorgestellt.⁹ Bedauerlicherweise sind in ihrer Textpassage zwei Absätze jeweils zwei Mal abgedruckt worden (S. 152–153). – Das Buch verfolgt einen allumfassenden Anspruch, weshalb ein Kapitel zur Ikonographie der Textildekore auf der Basis der Mainzer Sammlung wünschenswert wäre.¹⁰ Auch hält die Mainzer Sammlung bemerkenswerte Beispiele für frühe Restaurierungsmethoden an archäologischen Textilien bereit, so dass sich zu diesem Thema ein Kapitel angeboten hätte.¹¹ – Verwirrend ist die Sortierung der Objekte in der Bekleidungsgruppe. Ungeachtet von Dekor und zeitlicher Stellung sind die Gewebe nach Funktionen (Tunika, Ärmel, Clavus) sortiert. So stehen frühe neben späten Dekoren, die weder in der Verzierung, noch in der Form und Konstruktion Zusammenhänge aufweisen, was es dem Leser erschwert, das Spektrum der Verzierungsstile zu erfassen. Die Bestimmung als Clavus, Orbiculus oder Manicae ist dagegen zweitrangig, da Tuniken mit Sets in durchgehendem Dekor- und Farbkonzept verziert sind. Eine Sortierung nach Farbkombinationen in enger Verknüpfung mit Materialien und Techniken, die in der Summe auch Hinweise auf die Datierung bieten,

⁷ Vorwort, VII, 2. Absatz.

⁸ Z.B. Taf. 24, 25, 46.

⁹ Ina Vanden Berghe ist Chemikerin am KIK-IRPA in Brüssel und auf die chemische Analyse von Färbemitteln an archäologischen und historischen Textilien spezialisiert.

¹⁰ Vorhanden sind z.B.: dionysische Themen, Jagdmotive, christliche Kreuze, eine Joseph-aus-Ägypten-Darstellung.

¹¹ Z.B. zeigen Kat. Nr. 69, Taf. 50,2, und Nr. 148, Taf. 82,2 einen dickflüssigen Farbauftrag in den Bereichen des Dekors, an denen das Wollgarn der Wirkerei ausgefallen ist. Die Farbe ummantelt die Kettfäden und verklebt sie so, dass der Eindruck einer noch vollständig vorhandenen Wollwirkerei entsteht. Vgl. dazu: Katalog Krefeld (2003) 101 Nr. 208.

wäre überzeugender. – Was schließlich Diskussionsthema für Fachkreise wie die „Textiles from the Nile Valley“-Arbeitsgruppe sein sollte, ist die hier von Petra Linscheid eingeführte Bezeichnung der ägyptischen Textilien des 1. Jahrtausends nach Christus als „frühbyzantinisch“. Bislang sind Zuweisungen wie „koptisch“, „spätantik-ägyptisch“, „spätromisch“ etabliert und die Autoren erläutern üblicherweise ihre Begriffswahl,¹² denn diese liefert bereits Informationen zum kulturhistorischen Verständnis der Bearbeiter – unter denen sich klassische und christliche Archäologen, Koptologen, Byzantinisten und auch Vertreter anderer Fachrichtungen befinden. Z.B. gehen klassische Archäologen eher von einer lang wirkenden, hellenistisch-römischen Tradition aus, die sich, insbesondere bei Erzeugnissen des Kunsthandwerks für den Alltagsgebrauch wie Textilien, ohne merkliche Einschnitte und Brüche fortsetzt. Andere Fachrichtungen betrachten die Objekte als Überreste einer klar begrenzten Epoche, die mit dem Jahr 395 n. Chr. beginnt, als das Römische Reich geteilt und Ägypten dem Oströmischen Reich zugerechnet wurde. Die Bezeichnung „frühbyzantinisch“ mag daher mit Petra Linscheids Perspektive als Byzantinistin/christliche Archäologin begründet oder auch ein Zugeständnis an den Mainzer Forschungsschwerpunkt sein, in dessen Rahmen die Neubearbeitung der Textilien vorgenommen wurde. Diese Interpretation erfordert jedoch eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Selbstverständnis der Byzantiner, das durchaus ein römisches war.¹³

Literatur:

De Moor/Fluck/Linscheid (2013)

De Moor / C. Fluck / P. Linscheid (Hgg.), Drawing the threads together. Textiles and footwear of the 1st millennium AD from Egypt. Proceedings of the 7th conference of the research group 'Textiles from the Nile Valley'. Antwerp, 7–9 October 2011, Tiel 2013.

De Moor/Fluck/Linscheid (2015)

De Moor / C. Fluck / P. Linscheid (Hgg.), Textiles, tools and techniques of the 1st millennium AD from Egypt and neighbouring countries. Proceedings of the 8th conference of the research group 'Textiles from the Nile Valley'. Antwerp, 4–6 October 2013, Tiel 2015.

De Moor/Fluck/Linscheid (2017)

A. De Moor / C. Fluck / P. Linscheid (Hgg.), Excavating, analysing, reconstructing: Textiles of the First Millennium AD from Egypt and neighbouring countries. Proceedings of the 9th conference of the research group 'Textiles from the Nile Valley'. Antwerp, 27–29 November 2015, Tiel 2017.

¹² Linscheid lehnt die Bezeichnung „koptisch“ ab, siehe S. 2 Fußn. 12.

¹³ Vgl. dazu Koder (2016) 11, 35.

Katalog Krefeld (2003)

Paetz gen. Schieck, Aus Gräbern geborgen. Koptische Textilien aus eigener Sammlung. Ausstellung des Deutschen Textilmuseums Krefeld, 25. Mai – 14. September 2003, Krefeld 2003.

Koder (2016)

J. Koder, Die Byzantiner. Kultur und Alltag im Mittelalter. Wien/Köln/Weimar 2016.

Volbach (1932)

W.F. Volbach, Spätantike und frühmittelalterliche Stoffe, Mainz 1932 (= Kataloge des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Nr. 10).

Dr. Annette Paetz gen. Schieck
Deutsches Textilmuseum Krefeld
Andreasmarkt 8
D-47809 Krefeld
E-Mail: Annette.schieck@krefeld.de

Manuel FLECKER (Hg.), Neue Bilderwelten. Zur Ikonographie und Hermeneutik Italischer Sigillata. Kolloquium vom 16.–18. April 2015 in Tübingen. Tübinger Archäologische Forschungen Bd. 23. Rahden/Westf.: Verlag Marie Leidorf 2017, 288 S., 161 s/w-Abb.

Der klar gegliederte Tagungsband enthält eine Einführung, 13 Einzelbeiträge sowie ein Resümee. Die Einzelbeiträge werden fünf Themenbereichen zugeordnet, die sich aus den Fragen zur Herkunft, der Idee, dem Inhalt, der Verbreitung und der Rezeption entwickeln. Jeweils ein Abstract in englischer, deutscher oder italienischer Sprache ist den Einzelbeiträgen vorgeschaltet und erleichtert den Einstieg.

Im Vordergrund der Erforschung der italischen Terra Sigillata standen bislang Fragen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, zur Typologie und Chronologie sowie archäometrische Untersuchungen. Dagegen wurden Ikonographie und Bilddeutungen nicht in ausreichendem Maß berücksichtigt, wie Manuel Flecker in seiner Einführung (S. 9–21) feststellt. Den Grund für diese disparate Forschungslage sieht er in der Aufteilung der archäologischen Fachwissenschaft in eine Klassische und eine Provinzialrömische Archäologie. Eine Beschäftigung mit den Bildinhalten einer antiken Massenware mag einerseits als zu dürftig empfunden und andererseits können Aussagen zur Chronologie der Fundorte als wichtiger angesehen worden sein. Konsequenz ist daher der interdisziplinäre Diskurs der Tübinger Tagung, um das brachliegende Potenzial dieses augusteischen Tafelgeschirrs zu fassen: „Die Darstellungen sollen als umfassende Zeugnisse antiker Kommunikationskontexte und damit der antiken Lebenswirklichkeit erschlossen werden“ (S. 14).

Andreas Grüner leitet (S. 25–36) den Themenkomplex zur Herkunft der Bilder mit einer materialimmanenten Bestandsaufnahme ein. Zur Klärung der Frage nach dem kommerziellen Erfolg der italischen Sigillata stellt er ästhetische Kategorien auf, die sich auf das Material, die Oberflächenaspekte, die Farbe, die Schrift und die Bilddekore beziehen. An den Anfang gestellt wird die Analyse von zwei antiken Textstellen, nach denen spezielle keramische Gefäße mit Reliefdekor den Eliten der späten Republik und frühen Kaiserzeit durchaus bekannt gewesen sein dürften. Eine prestigeträchtige Stellung wie die Gefäße aus Edelmetall konnten keramische Produkte in der Oberschicht jedoch nicht erreichen. Die Erfolgsgeschichte der Sigillata war letztlich nicht an die Eliten gekoppelt. Auch wenn die Sigillata-Töpfer bestimmte Aspekte der äußeren Formgebung und Dekoration der Edelmetallgefäße nutzten, stellen die keramischen Reliefgefäße keine Kopie der toreutischen Erzeugnisse dar. Der

Oberflächenglanz und die rote Farbgebung sind als genuine Gattungsmerkmale der Sigillata aufzufassen und keine pure Nachahmung des Metallglanzes. Nicht erklärt werden kann der schnelle Wechsel in der Frühphase der Sigillataproduktion von der schwarzen zur roten Farbe. Im Sinne einer Konträsthetik wird der roten Gefäßfarbe jedoch ein stärkerer Kaufanreiz unterstellt. Auch den Töpferstempeln wird als „individuelles Firmenbranding“ losgelöst von einer innerbetrieblichen Funktion eine Steigerung der Produktattraktivität unterstellt, wobei die Lesefähigkeit der Käufer von nachrangiger Bedeutung ist. Einen emotionalen Mehrwert erzielte die reliefierte Sigillata durch Haptik und die gewählten Bilddekore, deren Bildpunzen das vertraute ikonographische Standardrepertoire des späten Hellenismus widerspiegelten. Ohne größeres Bildungspotenzial vorauszusetzen, steigerten die mythologischen, erotischen und dionysischen Themen schließlich die Produktbindung des Käufers.

Frank Hildebrandt stellt sich die Frage, inwieweit Silberne Prunkbecherpaare Vorbilder für die Italische Sigillata darstellen könnten (S. 37–49, Abb. 1–11, Taf. 1,1–3). Er stellt dazu anhand bekannter Beispiele, wie des Warren Cups im British Museum (Abb. 1–2), den beiden Achill- und Philoktet-Bechern aus Hoby (Abb. 3–6) sowie einem Kantharos mit der Darstellung der Iphigenie auf Tauris (Taf. 1,1–2), die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Silberbechern und reliefierten Keramikgefäßen zusammen. Aufeinander abgestimmte paarige Zusammenstellungen von Bildszenen, wie von Silberbechern bekannt, sind bei Reliefsigillata bislang nicht nachweisbar. Trotz einiger formaler und dekorativer Gemeinsamkeiten kann er keine unmittelbaren Beeinflussungen erkennen. Während die zumeist dionysischen Szenen und weniger mythologischen Darstellungen auf den Silberbechern bei Gesellschaften Anlass zu geistreichen Diskussionen bieten können, sind die Darstellungen auf Reliefsigillata inhaltlich einfacher und populärer aufgebaut. Einzig mythologische Motive sind auf beiden Gefäßgattungen in gleicher Weise vertreten. Dass Toreuten, Töpfer oder Steinschneider dabei aus einem gemeinsamen ikonographischen und motivischen Repertoire schöpften, ist hinlänglich bekannt und der Schluss auf die Existenz von Musterbüchern ist nicht neu.

Der zweite Themenkomplex zu Ideologie und Mythos versucht die Triebkräfte hinter den Bildern zu ergründen. Sehr aufschlussreich legt Paolo Sangriso hier die Verbindungen der etruskischen Oberschicht zur Sigillataproduktion (S. 53–62, Fig. 1–7, Taf. 2,1–3) dar. Von der loyalen Haltung zu Caesar und Oktavian konnte Pisa wirtschaftlich profitieren, worauf nicht zuletzt die an mehreren Stellen im Stadtgebiet vorhandenen Reste von Sigillataproduktion hindeuten. Sangriso sieht im Hintergrund des kommerziellen Erfolgs der Töpfereien Familien der etruskischen Ritterschaft. Die Beteiligung an der Sigillataproduk-

tion durch etruskischen Adel wird weiterhin durch einen Brief des Augustus an Gaius Cilnius Maecenas untermauert, den Macrobius, *Saturnalia* II 4 12, überliefert. Sehr anschaulich herausgearbeitet wird die besondere Stellung von Cn. Ateius, der mit seinen Betrieben in Pisa äußerst erfolgreich war. Das klientele Verhältnis der gens Ateia zu Augustus (vgl. dazu den Stammbaum der Ateii in Fig. 3) kann ein gewichtiger Grund für den hohen Anteil des Cn. Ateius an der Versorgung der Truppen am Rhein gewesen sein. Im zweiten Teil des Beitrags mag Simonetta Menchelli (S. 62–65) ein staatlich gelenktes System nicht erkennen. Die Töpfereien folgten den Mechanismen des freien Marktes und produzierten hauptsächlich unverzierte Ware. Neben den Soldaten am Rhein zählten zunehmend die lokale Mittelklasse in den *canabae* und *vici* zur Käuferschaft. Reliefverzierte Sigillata erreichte gemessen am Gesamtvolumen der Sigillataproduktion nur einen sehr geringen Anteil und belief sich z.B. in der Töpferei des Ateius in Arezzo auf 5–10 %. Innerhalb dieser kleinen Gruppe reliefierter Gefäße scheinen nur wenige Stücke Reminiszenzen augusteischer Politik zu bringen, wie die in Arezzo geläufige Zentauro- und Amazonomachie, der Umzug von Hercules und Omphale oder in Pisa das Motiv der römischen Wölfin mit den Zwillingen. Die Interpretationsversuche werden nicht hinterfragt.

Äußerst wichtige Grundlagenforschung stellen die beiden Beiträge von Margherita Bergamini, Cristina Troso und Valentina Dezza zu Töpferbetrieben in Scoppieto (S. 73–89, Fig. 1–31, Taf. 3,1–7) sowie Gianluca Soricelli zur Lokalisierung der Töpferei des N. Naevius (S. 91–111, Fig. 1,1–24) dar. In beiden Fällen werden Beeinflussungen durch Töpfer aus anderen Regionen deutlich. Bei Scoppieto (Umbrien) am Mittellauf des Tibers führten Grabungen der Universität Perugia in den Jahren 1995–2011 zur Aufdeckung eines Töpfereiwerkstattbereichs in einem zwischen dem 3. Jh. v. Chr. bis zur Mitte des 5. Jhs. n. Chr. genutzten Areal (Perioden I–VIII). Der eher seltene Fall der vollständigen Ausgrabung einer Töpfereiwerkstatt erlaubt über das stratifizierte Fundmaterial die Herausarbeitung einer klaren Chronologie und zeigt zudem Verbindungen zu anderen Töpfereien auf. Die Aktivitäten der Sigillatatöpferei (Periode III) datieren in das 1. Jh. n. Chr. (vgl. dazu die Zeittabelle auf S. 74). Vermutlich begann L. Plotidius mit der Produktion von unverzierter Sigillata zu Beginn des 1. Jhs. n. Chr. Die Produktion von dekorierte Ware kann bis etwa 20 n. Chr. namentlich mit Stempeln des L. Plotidius Porsilius (Taf. 3,3) und C. Titius Nepos verbunden werden. Der zuvor nur als Produzent unverzierter Sigillata bekannte C. Titius Nepos nutzte in Scoppieto Formschüsseln, die archäometrischen Analysen zufolge aus Arezzo stammten (Fig. 9–15; Taf. 3,1–2). Um die Mitte des 1. Jhs. n. Chr. brachte dann der bekannte Arretiner M. Perennius Crescens weitere Formschüsseln in die Werkstatt des L. Plotidius (Fig. 18–26 u. 28), wie z.B. ein Model mit der Darstellung des trojanischen Pferds (Fig. 18).

Zuletzt stellte L. Plotidius Zosimus in spätflavischer bis trajanischer Zeit Reliefsigillaten her (Taf. 3,3–4). Schließlich wird auch die besondere Wahl des Werkstattplatzes deutlich, denn die scheinbar ungünstige Lage der Töpferei hoch über dem Tiber wird durch das Vorhandensein der nötigen Rohstoffe vor Ort und vor allem durch die schnelle Erreichbarkeit von Rom, dem Hauptmarkt, kompensiert.

Demgegenüber stellt sich die exakte Positionierung der Töpferei des N. Naevius Hilarus am Golf von Neapel immer noch als Problem dar. Eine grundlegende Auswertung der in den Jahren 1873–1874 in Puteoli geborgenen und auf unterschiedliche europäische Museen verteilten Funde fehlt. Eine ausgiebige Quellenkritik beleuchtet zu Beginn die damaligen Fundumstände und das Zustandekommen des Fundmaterials. Beibehalten wird die bisherige Annahme, derzufolge die Produktion des N. Naevius Hilarus in Cumae begann (Fig. 1). Der Wechsel nach Puteoli erfolgte später. Über Stempel sind 15 Mitarbeiter bekannt, von denen Atticus, Pharnaces und Primus Reliefsigillaten herstellten. Die Produktion wird zwischen 5/10–30 n. Chr. angesiedelt. Innerhalb des motivischen Repertoires bemerkenswert sind dionysische Themen, wie etwa die Bacchische Weihe und die Hermenschmückung. Neben Arezzo sind jetzt auch Verbindungen zu Xanthus aus einem der pisanischen Betriebe des Cn. Ateius erkennbar.

Auf der Untersuchung von keramischem Fundmaterial der Grabungen von 1994–1995 in Ariano Ferrarese beruht die Untersuchung von Giulia Lodi (S. 113–135, Fig. 1–30, Taf. 4,1–4). Die Stratigrafie erlaubt eine Einteilung der Keramik in drei Phasen. Hellenistischer Einfluss ist bei den Herzblattlampen (Taf. 4,1) und den Sarius-Schalen erkennbar. Auf den Aco-Bechern finden sich neben der sonst seltenen Darstellung von sagittarii (Fig. 11–13), Gladiatoren und typische Kommaregen (Fig. 7–10), die sich mit Aco-Bechern in Lyon, La Muette, vergleichen lassen. Eine Reminiszenz auf die Neuordnung der *ludi scaenici* durch Oktavian könnten tragische Masken auf Sarius-Surus-Schalen sein. Eine Formschüssel mit den noch erhaltenen Buchstaben [...]TVS des Herstellers zeigt die Darstellung von Selene (Taf. 4,3, Fig. 21–23), die bei den Feiern des Augustus als *pater patriae* eine Rolle spielte. Blattpalmetten auf Krateren mit hohem Fuß erinnern an Punzen der Arretina.

Die drei folgenden Beiträge von Maria Teresa Marabini Moevs, Christian Ellinghaus und Jörn Lang beschäftigen sich intensiv mit der inhaltlichen Deutung der Bilder und zeigen Möglichkeiten und Grenzen ihrer Lesbarkeit auf. Dabei wird deutlich, wie problematisch es ist, die Perspektive des antiken

Menschen einnehmen zu können, da individuelle Intentionen des antiken Betrachters bzw. Käufers kaum abzuschätzen sind.

Auf eine ältere Untersuchung zu den Musen von Ambrakia greift M.T. Marabini Moevs (S. 139–145, Fig. 1–14) zurück. Die heute verlorene Statuengruppe wurde nach dem Sieg des Konsuls M. Fulvius Nobilior im Jahr 187 v. Chr. nach Rom überführt und zunächst in der *aedes Herculis Musarum* auf dem Marsfeld ausgestellt, bevor sie L. Marcus Philippus nach 31. v. Chr. neu aufstellen ließ. Die Wiedergabe auf Modellschüsseln und Kelchfragmenten erlaubt die Rekonstruktion der Statuengruppe, die danach aus vier Musen und Herkules mit Schauspielermaske bestand. Die künstlerisch hochwertige Umsetzung dieser Figurengruppe für die Gattung der Arretina wird Cerdo aus dem Betrieb des M. Perennius in Arezzo verdankt. Die Ableitung seines Namens vom griechischen κερδός – sonst im ursprünglichen Sinne als „Künstler“ – wird als Synonym für „figulus“ vorgeschlagen. Marabini Moevs sieht in der figürlichen Darstellung der ambrakischen Musen und Herakles auf dekoriertes Sigillata eindeutig ein politisch motiviertes Thema, dem sie das Hercules- und Omphale-Motiv anschließt.

Diesem Interpretationsansatz konträr gegenüber steht die Untersuchung von Chr. Ellinghaus (S. 147–159, Abb. 1–5). Die Verbindung des Hercules-Omphale-Mythos und historischen Ereignissen mit Bezug auf M. Anton und Kleopatra als Ausdruck augusteischer Propaganda gilt mit Verweis auf Plutarch als Standarderklärung. Dieser grundsätzlichen Gleichsetzung wird in überzeugender Weise insoweit widersprochen, als der Mythos in der römischen Literatur in „unterschiedlichen inhaltlichen Kontexten Verwendung findet“, eine vergleichende Funktion besitzt, bei Bedarf austauschbar ist und damit nicht immer personenbezogen aufgefasst werden muss. Es wird deutlich, dass die Verbindung von einzelnen Mythenbildern und historischen Gegebenheiten zu Fehlinterpretationen führen kann, wenn nicht der gesamte kunsthistorische Hintergrund und die Aktualität des Themas beachtet werden. Im speziellen Fall wird das Motiv auf einem Arretina-Kelch im Hauptlager von Haltern daher im Sinne der Allmacht der Frau über den Mann innerhalb des bildlichen Umfeldes römischer Legionäre im Themenbereich von Liebe und Sexualität gesehen.

Für J. Lang (S. 161–173, Abb. 1–5, Taf. 5,1–2 u. 6,1–3) steht „die Intention, die Sigillaten exemplarisch als Zeugnisse bildhistorischer Phänomene zu befragen und das Potenzial, das sie für die Rekonstruktion antiker Form- und Vorstellungswelt(en) bereithalten, in den Blick zu nehmen“, im Vordergrund. Dazu nutzt er als Ausgangspunkte zur Gewinnung von Perspektiven für die Lesbarkeit inhaltlicher Dimensionen die Gestaltungselemente „Figur“ und „Ornament“, wie vor ihm schon Hans Dragendorff 1948 in seiner grundlegenden

Bearbeitung der Tübinger Arretina-Sammlung. Die Ergebnisse des sprachlich komplexen Beitrags sind insgesamt bodenständig. Narrativen Charakter können Figuren aufweisen, soweit sie in Szenen angeordnet sind. Dagegen bestehen Ornamente aus geometrischen Mustern oder vegetabilen Formen und fügen anderen Bildelementen nur etwas hinzu, ohne selbst die Fähigkeit zur Bezeichnung zu besitzen. Vegetabile Formen und auch Gegenstände, wie z.B. Kandelaber, separieren die oft parataktisch aufgebauten figürlichen Szenen, wodurch der bildliche Zusammenhang verloren gehen und das umlaufende Bildfeld in eine Abfolge von Einzelformen zerfallen kann. Menschen-, tier- oder pflanzen-gestaltige Formen erzeugen durch regelmäßige Reihung Muster. Wiederholung wird als grundlegendes Gestaltungsprinzip erkannt. Während des Gebrauchs kann der Dekor durch den als aktiv-dynamisch beschriebenen Prozess der Drehung des Gefäßes an beliebiger Stelle beginnend betrachtet werden.

Noch sehr unübersichtlich ist das Umfeld der unter dem Oberbegriff *Norditalica decorata* zusammengefassten Modelkeramik. Aus diesem Grund ist der Beitrag von Eleni Schindler-Kaudelka, Valentina Mantovani und Jure Krajssek (S. 177–198, Abb. 1–5, Taf. 7–8) zu begrüßen. Der von ihnen durchgeführte Vergleich zwischen Aco-Bechern, Kelchen und Sarius-Schalen der Fundorte Adria, Celje und der Stadt auf dem Magdalensberg mahnt insgesamt zur Vorsicht bei einer vorschnellen Interpretation von Bilddekoren, da ständig neue Funde bestehende Erklärungsmodelle relativieren. Die Bilddekore der in der Padana zu lokalisierenden und zwischen ca. 25 v. Chr. und dem Ende der Herrschaft des Augustus produzierenden Werkstätten entstammen dem zeitgenössischen Fundus. Produziert werden Szenen, die das Alltagsleben und hier vor allem Gelage berühren. Versteckte Hinweise auf politische Ereignisse finden sich nicht. Die Gefäße und Dekore wenden sich offenbar nicht an einen spezifischen Kundenkreis. So bleibt das Verhältnis zwischen Bild und Rezeption bzw. Produzent und Kunde unklar. Es wird gefolgert, dass der Kunde nur auf das vom Händler zusammengestellte Handelsgut zurückgreifen und damit nicht auf die Produktion und die Bildgestaltung einwirken konnte.

Gegenteilige Beobachtungen macht Stefan Ardeleanu (S. 199–228, Abb. 1–8, Taf. 9,1) bei seiner verdienstvollen Zusammenstellung italischer Sigillata in Nordafrika. Schon seit den Provinzgründungen in der späten Republik kam italische Sigillata aus der frühesten Produktion Arezzos in großen Mengen nach Nordafrika. Davon nahm die reliefierte Sigillata nur einen geringen Prozentsatz ein. Alle großen und mittelgroßen Betriebe Arezzos sind vertreten (vgl. dazu die informative Karte auf Taf. 9,1), wobei die Bevorzugung bestimmter Manufakturen die oft thematisierte Marktaufteilung zu bestätigen scheint. In claudischer Zeit ging der Handel mit italischer Sigillata zugunsten

von südgallischer und hispanischer Sigillata zurück. Die konsequente Auswertung von Fundkontexten zeigt Vorlieben und auch lokalspezifische Verwendungen von Gefäßformen und Bildthemen in Wohnbereichen und Gräbern. Die Auswahl der Bildthemen kann daher beim Kauf durchaus eine Rolle gespielt haben. So finden sich Jagdszenen nur im Fezzan und in der Tingitana kommen verstärkt Hercules-Darstellungen vor, was mit dem lokalen Kult begründet werden kann. Sonst sind dionysische Züge beliebt. Reliefkelche stammen vorwiegend aus häuslichen Kontexten und nicht aus Gräbern. Dort finden sich eher Teller mit Delphin-Appliken, was überzeugend mit dem Totenkult in Verbindung gebracht wird. Interessanterweise scheinen dekorierte Gefäße in Heiligtümern im Gegensatz zu den dort häufig vorkommenden glatten Sigillaten keine Rolle zu spielen.

Die breit angelegte Untersuchung von Kathrin Lieb (S. 231–240, Abb. 1–2 u. Karte 1–2) scheint ebenfalls nahezu legen, dass die Käufer von dekorierte Sigillata durchaus einen Einfluss auf die Wahl der Bildthemen hatten. Verglichen wird die Darstellung und Bekleidung von Gottheiten, mythologischen und nichtmythologischen Figuren auf Punzen von Arezzo (1180), La Graufesenque (450), Lezoux (621), Trier (139) und Rheinzabern (434). Es überrascht nicht, dass die Anzahl der Punzen sowie Detailreichtum und Schärfe des Umrisses von den ersten Produkten in Arezzo bis zu den Waren aus Trier deutlich zurückgeht. Gegenüber den Darstellungen des hellenistisch geprägten Motivschatzes mit Gottheiten, mythologischen und nichtmythologischen Figuren in Arezzo kommen in den nachfolgenden Werkstätten Figuren aus dem alltäglichen Lebensumfeld hinzu, wie z.B. Fischer, Jäger, Handwerker, Gladiatoren und auch Gefangene. Vermehrt findet sich auch die Wiedergabe regionaler Bekleidungsstücke, wie etwa des Kapuzenmantels. Bemerkenswert ist die Darstellung von Togati, in Trier sogar mit deutlich erkennbarem Sinus, was als Hinweis auf einen fortschreitenden Romanisierungsprozess gedeutet wird. Lediglich die Darstellung von Gottheiten folgt weiterhin althergebrachter Bildtradition. Die Aufnahme von Alltagsdarstellungen sowie von regionalen Kleidungsstücken der keltisch-germanisch geprägten Provinzen zielt damit deutlich auf einen anderen Kundenkreis ab als die Produkte des augusteischen Klassizismus aus Arezzo, die vorwiegend in den Mittelmeerraum verhandelt wurden. Es stellt sich die Frage, ob die Punzenschneider, die – soweit namentlich bekannt – selbst immer mehr einem keltischen Umfeld entstammten, auf Wünsche des jeweiligen Kundenkreises reagierten.

Offenbar zielten auch die epigrafischen Stempel mit positiver Konnotation („Grußstempel“) auf Eastern Sigillata A (ESA) und B (ESB) auf einen bestimmten Kundenkreis ab. Zu diesem Schluss kommt Philip Bes (S. 241–270, Fig. 1–12,

Taf. 9,2 u. 10,1–2ab) nach seiner Untersuchung von 577 Stempeln auf ESA und 602 auf ESB. Die vermutlich in der Umgebung von Antiochia am Orontes zwischen Ende des 2. Jhs. v. Chr. bis Mitte des 3. Jhs. n. Chr. produzierte ESA kann als älteste Sigillataware bezeichnet werden, bei der es sich möglicherweise sogar um die bei Cicero erwähnten Rhosica vasa handelt. Deutlicher Einfluss italischer Produzenten ist bei der ESB vorhanden, die seit dem späten 1. Jh. v. Chr. im Raum Ephesos und im Mäandertal hergestellt wurde. Die Variationsbreite der Stempelformen ist bei beiden Sigillatawaren mit zumeist rechteckigen Formen erheblich geringer als bei der italischen Sigillata. Auf ESA dominieren die Stempel mit positiver Konnotation mit 81,3 % (Fig. 12). Darunter besitzt der Stempel XAPIC allein 43,5 % der Anteile. Bei der ESB sind 37,3 % den epigrafischen Stempeln zuzuweisen. Die Vermutung liegt nahe, dass soziokulturelle Dimensionen durchscheinen, wonach besonders griechisch sprechende Kunden angesprochen werden sollten.

Zum Schluss kommentieren und diskutieren M. Flecker und A. Haug (S. 273–286) die zum Teil kontroversen Forschungsbeiträge intensiv und versuchen neue Sichtweisen und Forschungsansätze zu entwickeln. Wie der gesamte Band ist auch die Schlussbetrachtung mit den Themenschwerpunkten Produktion, Handel, Ressourcen, Konsumenten, Herstellungstechnik und Bedingungen des Visuellen, Bild und Ornament, Ikonographie sowie Schrift klar strukturiert. Der zügig vorgelegte, sorgfältig redigierte und gut bebilderte Band zeigt eindrucksvoll das noch nicht ausgeschöpfte Potenzial der Terra Sigillata neben der nach wie vor wichtigen sozial-, handelsgeschichtlichen und typenchronologischen Forschung. Aufgegangen ist vor allem der interdisziplinäre Ansatz verschiedener Bereiche der Altertumswissenschaften, die zudem aus so unterschiedlichem Umfeld, wie Universität, Bodendenkmalpflege, aber auch der ambitionierten Privatwissenschaft stammen. Die Beiträge zeigen deutlich abweichende Sichtweisen bei den Möglichkeiten und Grenzen des Verständnisses von Dekoren und Bildthemen. Neben gediegener Grundlagenforschung ist auch Experimentierfreude zu erkennen. Schließlich muss manch verkrustete Sichtweise aufgebrochen und bislang vermeintlich sichere Interpretation kritisch hinterfragt werden. Die Forderung nach grundlegender Untersuchung einzelner Werkstätten und ihrer lokalen Besonderheiten ist, wenn auch nicht neu, sehr zu begrüßen. Stellt doch die wissenschaftliche Vorlage selbst lange bekannter Fundplätze immer noch ein dringendes Desiderat dar. Angesichts der Fundmassen wird dies jedoch nicht immer einfach zu realisieren sein und bedarf der Teamarbeit. Besonders vielversprechend erscheint vor allem die konsequente Analyse von Befundkontexten, lassen sich die Interessen der sonst anonymen Käuferschaft nur auf diesem Weg näher einschätzen.

Insgesamt liegt hier ein gelungener Band vor, der durch die Vielschichtigkeit an Beiträgen und Fragenstellungen zahlreiche Diskussionsansätze liefert, die den wissenschaftlichen Diskurs nachhaltig beleben werden.

Bernhard Rudnick
LVR-Archäologischer Park Xanten / LVR-RömerMuseum
D-Bahnhofstr. 46-50
E-Mail: Bernhard.Rudnick@lvr.de

Wolfgang FILSER, Die Elite Athens auf der attischen Luxuskeramik. ICON Image & Context Bd. 16. Berlin/Boston: De Gruyter 2017, XI + 790 S.

Bereits im Titel dieser imposanten Publikation der Promotionsarbeit von Wolfgang Filser werden zwei Konzepte angesprochen, die in der Forschung zum Athen des 6. und 5. Jh.s v. Chr. und zur dort produzierten figürlichen Keramik immer wieder Anlass für Diskussionen boten und weiter bieten: Elite und Luxus. Dem Autor ist dies ebenso wie die Tatsache, dass seine Interpretation zum Teil im Konflikt „mit einem Hauptstrom der althistorischen Forschung“ steht (S. VIII), durchaus bewusst.¹ Damit werden das Interesse und die Erwartung des Lesers auf einen unkonventionellen und innovativen Zugang zur athenischen Elite geweckt.

In der Einführung (S. 1–3) werden Thema und Materialbasis präsentiert: Im Mittelpunkt steht die Elite Athens – Filser vermeidet zu Recht die Begriffe „Adel“ und „Aristokratie“, die zu sehr von ihren neuzeitlichen Bedeutungen überprägt sind – des 6. und 5. Jh.s v. Chr., die anhand schriftlicher und bildlicher Quellen untersucht wird. Nur flüchtig wird hier angesprochen, wie der Autor „Luxuskeramik“ als ein Medium einer Luxuskultur versteht, das nämlich den Lebensstil der attischen Elite wiedergäbe und in Folge dessen nur die Vorstellungswelt der Athener zu berücksichtigen und die Fundkontexte dementsprechend zu vernachlässigen seien.

Das Buch ist anschließend in zwei Hauptteile gegliedert: Im Ersten wird eine ausführliche Betrachtung zur Theorie und Geschichte der Elite entfaltet, im Zweiten werden die aus der attischen Bildwelt als Abbild der Elite ausgewählten Themen – Symposion, Athletik und Pferdehaltung – detailliert dargelegt.

Zu Beginn werden die Elite Athens und die Quellen ihres Reichtums definiert (S. 7–32). Die griechische, und besonders die athenische, Gesellschaft habe sich in historischer Zeit zu einer Eigentumsgesellschaft entwickelt. In diesem Rahmen könne aus der Konzentration von Eigentum eine Elite entstehen und sich parallel dazu die Tendenz zu ausgeprägter Konkurrenz und zur Nachahmung entwickeln. Beginnend in der Zeit Hesiods setze sich dieser Prozess bis zur solonischen Phase fort und führe zur Durchsetzung einiger weniger wohlha-

¹ Zwei rezente Publikationen (die Filser wegen des Erscheinungsdatums wohl nicht mehr berücksichtigen konnte) zeigen, dass die Debatte darüber noch offen ist und dass es keinen allgemeinen Konsens über die Definition von Elite und Reichtum gibt: N. Fisher/H. van Wees, *Aristocracy in antiquity. Redefining Greek and Roman elites* (Swansea 2015); R. Evans, *Mass and Elite in the Greek and Roman Worlds. From Sparta to Late Antiquity* (London 2017).

bender Familien, die dann die Elite bildeten. Neben Landeigentum könne der Besitz von Sklaven, Handel oder eine geschickte Heiratspolitik ebenso zum Aufstieg in die Kategorie der reichen Elite führen. Somit unterscheide sich die Gesellschaft Athens in eine arme, arbeitende Bevölkerung einerseits und eine *leisure class* andererseits, die Exklusivität anstrebe.

Im nächsten, methodischen Abschnitt (S. 33–54) werden die Thesen Thorstein Veblens über die *leisure class* als Instrumentarium für die Analyse der attischen Elite vorgestellt. Die Ostentation von Luxuskonsum und von Verschwendung des ökonomischen Überschusses würde als Vorstellung des Lebensstils der Elite unter anderem durch die Darstellungen figürlicher Keramik zur Schau gestellt und spornte ihrerseits die andere soziale Schichte an, die Elite zu emulieren. Der Emulationstheorie wird bis zu dem Punkt gefolgt, dass auch Vasen in diesem System dazu beitragen, den sozialen Aufstieg zu verhindern, denn sie beförderten, dass die Arbeitenden Ersparnisse in dem Versuch, die Elite nachzuahmen, verschwendeten (vgl. auch S. 583).

Im Folgenden wird die historische Entwicklung der Eigentumselite im 6. und 5. Jh. skizziert (S. 55–88). Ein zentraler Punkt der These Filser ist, dass kein Unterschied in den Strukturen und Quellen der Eigentumselite zwischen der aristokratischen archaischen Zeit und der demokratischen Polis zu erkennen sei und dass es im gesamten Zeitraum keine feudale Adelsgesellschaft gegeben habe. Eine sich auf Landeigentum stützende Elite wird hingegen strukturell durch die solonischen Zensusklassen gestärkt. Nachdem die Tyrannen das Landeigentum und die Elitenstrukturen für sich monopolisiert haben, kehre die Eigentumselite mit Kleisthenes zurück und trete nun offiziell auch in politischen Rollen und Ämtern auf, was sowohl zur Stärkung als auch zur konsequenten Bereicherung dieser Klasse führe. Mit Perikles sei dann schließlich das „Ende der alten Elite“ festzustellen, denn wegen seiner Abneigung von Luxus und Müßiggang konzentriere der Stratege die Macht auf sich und schwäche dadurch die Eigentumselite wieder. Nach dieser Erfahrung ändere sich das nach außen gerichtete Ostentationsmodell der Elite, die sich nun kritisch gegen Geltungskonsum positioniere. Diese Luxuskritik entspräche grosso modo dem Scheitern der Elite und ihrer Mußekultur, was Filser mit dem Ende der Darstellungen des Luxus in Verbindung bringt.

Nach einem Tafelteil (S. 89–101), in dem unter anderem einige Farbbilder und vier Statistikdiagramme erfasst sind, beginnt der Hauptteil des Buchs programmatisch mit der Analyse der „Gegenbilder zu den gewöhnlichen Darstellungen auf der attischen Luxuskeramik“ (S. 105): In diesem inhaltsreichen Kapitel führt Filser den Leser in die Bildwelt der Arbeiter (S. 105–126). Obzwar das

Fischen anhand einiger Bilddetails zweideutig – als Gelderwerb oder eben als eine Tätigkeit der Mußekultur der Elite – zu verstehen sei, seien laut Filser Darstellungen von Töpfern, Schustern, oder Bronzegießern, die eine klar ausgedrückte Hierarchie zwischen Arbeitenden und Kunden zeigen, sowie von Bauern im Hinblick auf eine „negative Emulation“ (S. 126), als Kontrast zur Bildwelt der *leisure class* zu interpretieren. Trotz interessanter Anmerkungen und einigen Interpretationsvorschlägen, vermisst man in der Beschäftigung mit viel diskutierten Themen (wie der Nacktheit oder der sozialen Relevanz von Arbeiterdarstellungen) oder lange bekannten Bildern (wie der Kylix des Erzgießerei-Malers der Berliner Antikensammlung, F2294) eine Auseinandersetzung mit anderen Forschungsmeinungen.²

Die drei folgenden Abschnitte beschreiben und analysieren die Vorstellungswelt der Elite in chronologischer Folge mittels einer reichen und wirkungsvollen Auswahl an Bildern.

Eine forschungsgeschichtliche „Einführung zur Gelagesitte in Athen“ eröffnet das Kapitel zum Symposion (S. 127–277). In den ersten Gelagebildern am Anfang des 6. Jh.s heben die Maler hauptsächlich den materiellen Reichtum durch die Darstellung von Innenarchitektur, Mobiliar und Ausstattungsdetails sowie durch die Anwesenheit von Dienern (als „Werkzeuge der Statusemulation“, S. 142) hervor.

Beginnend mit dem Vergleich mit dem Gartenfestrelief aus dem Palast des Assurbanipal (London, British Museum, 124920) werden die Darstellungen von Einzelzechern betrachtet, die im späten 6. Jh. erstmalig auftauchen. In dieser Phase sei die Gelagemode besonders von orientalischen Sitten und Vorstellungen beeinflusst (S. 155 f.) und die Darstellungen von Bodengelagen, die überzeugend als bukolische, idealisierte Gegenwelt zum städtischen Symposion gedeutet werden (S. 185–187), werden immer gewöhnlicher. Bei den Smikros-Gelagen stellt Filser eine Grenze beim „Realismus“ der Bilder fest. Da Smikros sich bestimmt kein Symposion habe leisten können, so der Autor, seien diese Abbildungen als „Traumgebilde“ und „Scherz“ zu verstehen, der seine Wirkung aber nur in der Werkstatt entfaltet und von den Zechern gar nicht so wahrgenommen worden sein könne (S. 167 f.). Auffällig scheint an dieser Stelle, dass die zurecht postulierte ideale Wiedergabe eines Status gleichzeitig in die Beschreibung der realen und echten Konditionen von An-

² Eine differenziertere historische und soziokulturelle Kontextualisierung der Arbeiterdarstellungen findet man z.B. in A. Haug, Handwerkerszenen auf attischen Vasen des 6. und 5. Jh.s v. Chr. Berufliches Selbstbewusstsein und sozialer Status, *JdI* 126, 2011, 1–31.

gehörigen einer sozialen Schicht mündet, obwohl fiktionale Figuren und Konstrukte, wie Smikros,³ so eine dezidierte Definition nicht erlauben.

In der ersten Hälfte des 5. Jh.s bleibt das Bild des Symposions relativ unverändert: Ländliche und luxuriöse Bodengelage, mythologische Gelage sowie Zecher mit orientalischen Gewändern, die den Kontakt mit der persischen Elite belegen sollen, überdauern in der rotfigurigen Vasenmalerei trotz einer Vereinfachung des Mobiliars. Besonders interessant ist die Analyse der Vasen der Perizoma-Gruppe (S. 190–193), die in dem Kapitel zur Athletik weitergeführt wird (S. 332–339). An dieser Stelle erklärt Filser die Abbildungen überzeugend durch ihre „Kompatibilität“, weswegen sie sowohl etruskische als auch griechische Betrachter ansprechen, obwohl sie in den jeweiligen Kontexten verschiedene Assoziationen auslösen.

Qualitativ bliebe das Bild des Symposions in der zweiten Hälfte des 5. Jh.s unverändert, sodass laut Filser keine „Verbürgerlichung“ festzustellen sei; quantitativ erkenne man aber einen starken Rückgang des Symposionsmotivs, das im Laufe des 4. Jh.s zu einem „nebensächlichen“ Thema werde (S. 257).⁴

Die Athletenbilder (S. 278–397), die bereits in der ersten Hälfte des 6. Jh.s entstanden seien, nehmen ab der Mitte des Jahrhunderts stark zu, und zwar am häufigsten auf Bankettgeschirr. Die Preise der Athleten bildeten ein zentrales Element dieser Darstellungen und konnotierten zusammen mit der Anwesenheit von Spielern, Paidotribai und reich bekleideten Zuschauern den athletischen Raum als privilegiertes Umfeld für die wohlhabende Elite. Palästren sowie Banketträume seien entsprechend als „exklusive Räume der Oberschicht“ zu sehen, „in welchen sich die Identität der Elite durch Konsum und die Anwesenheit möglichst seltener, teurer Diener und Gegenstände formierte“ (S. 343 f.).

³ Zum fiktionalen Charakter von Smikros vgl. G. Hedreen, Smikros and Epilykos. Two Comic Inventions in Athenian Vase-Painting, in: J.H. Oakley/H.A. Shapiro, Athenian potters and painters III (Oxford 2014), 49–62; G. Hedreen, The Image of the Artist in Archaic and Classical Greece. Art, Poetry, and Subjectivity (New York 2016), bes. 33. 242 f.

⁴ Eigentlich wäre auch das allgemeine Phänomen des Rückgangs der attischen Vasenproduktion im letzten Viertel des 5. Jh.s zu berücksichtigen; nichtdestotrotz bleibt das Symposion eines der Hauptthemen z.B. auf außerhalb Athens gefundenen Krateren im 4. Jh., vgl. F. Fless, Rotfigurige Keramik als Handelsware. Erwerb und Gebrauch attischer Vasen im mediterranen und pontischen Raum während des 4. Jh.s v. Chr (Rahden 2002), 37 f.; 97 f.; M. Langner, Kam es auf die Bilder an? Handelskontakte, Verwendungskontexte und lokale Imitationen spätrotfiguriger Vasenbilder aus Athen, in: S. Schmidt/A. Stähli (Hgg.), Vasenbilder im Kulturtransfer. Zirkulation und Rezeption griechischer Keramik im Mittelmeerraum, München 8.–10. September 2010, CVA Beih. 5 (München 2012) 35–50, bes. 37 f. Beide setzen sich auch mit der Übernahme des Themas außerhalb Athens auseinander.

Zunächst werde aber der Körper der Athleten durch das neue Interesse der Maler an der Wiedergabe der Schönheit in den Vordergrund gerückt (S. 310–316), sodass sich der Luxus nun durch das Ideal des gepflegten und trainierten nackten Körpers entfalte (S. 363–372). Dies sei für den gesamten Zeitraum bis zu den späten vereinfachten Szenen festzustellen, wo die Strigilis immer noch als „Referenz auf die schönen Körper“ auftauche (S. 381–392), und stehe natürlich in Zusammenhang mit päderastischen Interessen (S. 339–342. 345 f. 355–363).

Mit dem Ende des 6. Jh.s treten neue thematische Aspekte hinzu: Die Körperpflege und die Vorbereitung der Palästren, deren architektonische Ausstattung immer mehr Aufmerksamkeit erhielt, seien erfolgreiche Kompositionen geworden, ebenso wie die Darstellung der Ehrung siegreicher Athleten. Dabei entstünde eine gewisse Ambiguität zwischen Arbeitern und Athleten, die nun auch mit Hüfttuch das Trainingsfeld vorbereiteten und die mit dem Aufkommen eines ironischen Obertons in Verbindung gebracht würden (S. 327–332. 395). Als „Reflex auf die gewonnene Schlacht von Marathon“ erlebten die Darstellungen des Waffenlaufs in der ersten Hälfte des 5. Jh.s ihren Höhepunkt (S. 350–354), um dann in Folge der Einführung der Ephebie ab der Jahrhundertmitte auszustarben (S. 376–378). Allgemein erkenne man ab diesem Zeitpunkt einen Rückgang der Athletenbilder, obwohl, wie Filser betont, ihre Produktion im gesamten untersuchten Zeitraum relativ stabil bleibe (S. 374–376).

Zuletzt werden zahlreiche Themen unterschiedlichen Inhalts, wie die Jagd, Kampfdarstellungen, Abschiedsszenen, Hochzeitsprozessionen, Wettkämpfe oder Stallarbeiten, die Pferde als Luxusobjekte präsentierten, betrachtet (S. 398–565). Zunächst definiert Filser die *hippeis* und beschreibt drei Phasen der Geschichte der Kavallerie des 6. und 5. Jh.s, die in der Pferdeikonographie Spuren hinterlassen hätten: Die solonische Reiterei, die Phylenreform und die „perikleische“ Reform der Kavallerie (S. 401–405).

Pferdedarstellungen finde man bereits im späten 7. Jh. und frühen 6. Jh. besonders im Zusammenhang mit Reitern – häufig als Reitersoldaten konnotiert –, wobei Krieg und Agone sich nicht leicht unterscheiden lassen. Zur Ostentation des Reichtums dienen auch Viergespanne, die bereits am Anfang des 6. Jh.s mit prachtvollen Schmuckelementen erscheinen (S. 418–424) und an denen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die gesamte Familie des Kriegers sich emotional beteilige (S. 451–462). Ähnlich entwickeln sich die Anschirrungszenen, die ihren Höhepunkt in den imposanten Kompositionen von Exekias und seinen zeitgenössischen Malern erleben (S. 424–426. 469–478).

In der zweiten Hälfte des 6. Jh.s scheinen Krieg und Kampf zum dominanten Hintergrund von Pferdehaltung und -besitz zu werden. Somit werden hippische Agone, die zusammen mit Wagen- und Pferderennen in der vorherigen Phase verbreitet waren, immer seltener (S. 481–488. 529–536). Auch in Hochzeitsszenen werden Reichtum und Prestige in der schwarzfigurigen Malerei durch die Verwendung von Pferden wiedergegeben, denn dadurch würde die „finanzielle Kraft der Oikoi“ offenbart (S. 495–501). Für das berühmte Bild der Schale des Amasis-Malers (New York, Metropolitan Museum of Art, 1989.281.62) entscheidet sich Filser bewusst gegen die allgemein akzeptierte Interpretation als Ställe des Poseidon⁵ (s.S. 729 Anm. 367) und schlägt vor, dass es sich um ein Familienbild eines reichen Oikos handele (S. 501–504).

Ab dem Ende des 6. Jh.s erleben die Darstellungen der Pferdehaltung eine neuerliche Veränderung, wobei allgemein die Produktion von Pferdedarstellungen – vermutlich infolge der kleistenischen Reform – zurückgehen. Bilder von schönen Einzelreitern oder Gruppen von prachtvoll ausgerüsteten Reitern, die nun zur Inszenierung des Pferdebesitzes dienen (S. 505–517. 551–555), sowie von der Reiterdokimasia (S. 517–520. 549–551) treten hervor.

Entsprechend der Tendenz der Symposions- und Athletendarstellungen werden auch Bilder von Pferdehaltung in der zweiten Hälfte des 5. Jh.s immer seltener. Abschiede von Jungen und Kriegern sowie hippische Agone seien immer noch präsent, obwohl sich die Kompositionen erheblich geändert haben, sodass z.B. bei Agonen auch fliegende Niken auftauchen, um die Athleten zu preisen. Besonders in der Verspottung des Pferdebesitzens in Aristophanes' Wolken liegt für Filser ein Beweis, dass die Pferde, trotz des frühen Bilderrückgangs, noch am Ende des 5. Jh.s ein Instrument des Geltungskonsums geblieben seien (S. 562 f.).

In einer Synthese werden die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit zusammengefasst und ein Gesamtüberblick über die Bildwelt der Elite vorgestellt (S. 566–580). An dieser Stelle betrachtet Filser einen einzigen Fundkotext, den Bankettraum an der Nordwestseite der Agora von Athen, als Bestätigung seiner These, dass das Symposion nie eine „Verbürgerlichung“ erlebt habe. Das *floruit* der Symposionsdarstellungen finde parallel zur Wiederbelebung und Stärkung der Elite nach dem Fall der Tyrannis statt und ihre Bilder gäben den materiellen Luxus wieder, auch wenn sie deutlich abnehmen. Die Produktion von Athleten-

⁵ Ausführlich zur Interpretation vgl. C. Marconi, Early Greek Architectural Decoration in Function, in: D.B. Counts/A.S. Tuck, Koine. Mediterranean studies in Honor of R. Ross Holloway (Oxford 2009), 6–9.

darstellungen bleibe im Gegensatz dazu relativ stabil und sei scheinbar nicht von politischen Ereignissen beeinflusst. Als einzige Ausnahme würden die Waffenläufer im Laufe des 5. Jh.s immer mehr von der Demokratisierung der Institutionen verdrängt. Die Pferdedarstellungen, besonders beliebt während der Tyrannis, seien weiterhin von den Kavalleriereformen sowohl quantitativ als auch qualitativ beeinflusst.

Anschließend werden die Resultate in einer englischen Zusammenfassung präsentiert (S. 581–590) und es folgt eine kurze Auswertung der statistischen Daten (S. 591–594). Die 6507 Vasen, die als Grundlage dieses Buch dienten, seien in eine Datenbank aufgenommen und klassifiziert worden, woraus die vier Diagramme auf Taf. IX, 1–4 resultieren (S. 100 f.). Kurz skizziert Filser dann die quantitative chronologische Entwicklung der drei Themen. Im Anhang, nach Anmerkungen, Literatur- und Abbildungsverzeichnissen, ist auch ein hilfreicher Index zu finden (S. 787–790).

Zweifellos muss der Versuch, eine solche Datenmenge auszuwerten, hervorgehoben werden. Obwohl jedoch typologische und ikonographische Entwicklungen nicht primär in Filser's Frageinteresse liegen (S. 591), wäre es durchaus angezeigt gewesen, die Materialbasis ausführlicher statistisch zu bearbeiten. Eine differenzierte quantitative Auswertung gerade z.B. des so heterogenen Motivs der Pferdehaltung hätte einige Thesen zur Entwicklung einzelner Themen und des Einflusses historischer Ereignisse durchaus effektiv verstärken können, wie unter anderem bei dem Postulat eines Rückgangs militärischer Themen unter den Pferdedarstellungen ab dem Ende des 6. Jh.s als Konsequenz der Entwicklung der Polis (S. 505).⁶ Von diesen über 6500 Vasen betrachtet der Autor ca. 400 ausführlich, eine weitere statistische Auswertung der Ikonographien hätte vermutlich helfen können, die nicht beschriebenen Vasen, die zahlreich in den Anmerkungen zitiert sind – obwohl das Endnotenformat deren Überprüfung erschwert –, auch in die Analyse direkter und intuitiver miteinzubeziehen.

Eine quantitative Auswertung hätte auch in Bezug auf die Fundkontexte fruchtbringend eingesetzt werden können. Bei gelungenen aussagekräftigen und weiterführenden Thesen – wie die über die Perizoma-Gruppe (S. 190–193; 332–339) oder über das Gelagebild von der Akropolis (S. 255–257) – bedauert man, dass

⁶ Als Beispiel quantitativer Auswertung ikonographischer Daten für die Analyse eines Motivs kann C. Servadei, *La Figura di Theseus nella Ceramica Attica. Iconografia e Iconologia del Mito nell'Atene Arcaica e Classica* (Bologna 2005) erwähnt werden, wo die Autorin u.a. die These der Athenisierung des Mythos sowie dessen Zusammenhang mit dem sozio-politischen Kontext auch mittels der quantitativen Auswertung neu diskutiert.

der Autor sich programmatisch dazu entschieden hat, die Fundkontexte der Gefäße außer Acht zu lassen.

Ein solcher Diskurs hätte eventuell auch zur Milderung der athenozentrischen Perspektive führen können. Pauschal wird angenommen, dass die reiche Elite Athens Hauptkunde der „Luxuskeramik“ und dieses Medium „für die Denkformen der Elite konzipiert“ gewesen sei (S. 579); so finden alle Thesen primär durch ihre Wahrnehmung Erklärung. Würde man aber Fundorte und Verwendungskontexte attischer Vasen hinzuziehen, ergäbe sich ein komplexeres Bild. Vorausgesetzt, dass die „schlaun Vasenmaler [...] doch nur zu gut“ wussten, „wo die Gefäße letztendlich landen würden“ (S. 167 f.), bliebe zu fragen, ob die Vorliebe für ein bestimmtes Repertoire „elitärer“ Themen u.a. in Unteritalien und Etrurien nicht auch Gestaltung und Inhalt der Darstellungen beeinflusst haben könnte. Wenn sich ein breites – und nicht unbedingt elitäres – Publikum außerhalb Athens dieser Motive bedient hat, könnte man vielleicht eine allgemeine Akzeptanz eines gemeinsamen Ideals postulieren oder sollte man möglicherweise eine unterschiedliche Wahrnehmung eines Elitenbildes thematisieren?⁷

Eine Kontextualisierung der Vasen hätte außerdem eine ausführlichere Begründung des Begriffs Luxuskeramik gefördert, vor allem im Hinblick darauf, dass die sozialen Strukturen in Nutzungskontexten außerhalb Athens durchaus unterschiedlich sind. Eine Analyse der Fundkontexte – auch in Athen selber – würde meistens wohl dagegen sprechen, von Luxuswaren zu sprechen.⁸ Eine „zunehmender Einigkeit“ (S. 3) bezüglich dieser Bezeichnung, wie Filser postuliert, herrscht in der archäologischen Forschung nicht,⁹ weshalb man eine stär-

⁷ Zum Thema der Verbreitung und des Verständnisses attischer Vasen außerhalb Athens mit besonderer Berücksichtigung des Publikums s. unter anderen C. Reusser, *Vasen für Etrurien. Verbreitung und Funktionen attischer Keramik im Etrurien des 6. und 5. Jahrhunderts vor Christus* (Zürich 2002), bes. 146–151. 188–190. 203–206; C. Marconi, *Images for a Warrior on a Group of Athenian Vases and their Public*, in Clemente Marconi (Hg.), *Greek Vases. Images, Contexts and Controversies* (Leiden 2004), 27–40; L. Puritani, *Die Oinochoe des Typus VII. Produktion und Rezeption im Spannungsfeld zwischen Attika und Etrurien* (Frankfurt am Main 2009), bes. 146–148.

⁸ Dazu Reusser a.O. (Anm. 7) der sich unter Berücksichtigung verschiedener etruskischer Fundkontexte gegen das Konzept von Luxusware wendet. Zu athenischen Kontexten aus nicht-elitären Wohnverhältnissen s. K.M. Lynch/M.L. Lawall/L.M. Little, *The Symposium in Context. Pottery from a Late Archaic House near the Athenian Agora*. *Hesperia Suppl.* 46 (Athen 2011); A. Heinemann, *Der Gott des Gelages. Dionysos, Satyrn und Mänaden auf attischem Trinkgeschirr des 5. Jahrhunderts v. Chr.*, *ICON Image & context* 15 (Berlin/Boston 2016), 24–28.

⁹ Alexander Heinemann hat z.B. ausführlich und überzeugend argumentiert, dass geographische und soziale Verwendungskontexte gegen das Konzept der Luxuskeramik sprechen, s. Heinemann a.O. (Anm. 8), 14–41.

kere Argumentation und Auseinandersetzung damit, was unter Luxus und Luxuskeramik konkret gemeint ist, erwarten würde.

Trotz dieser offen gebliebenen Frage, die vielmehr als Ansporn, ein so spannendes Thema auch unter Berücksichtigung weiterer Gesichtspunkte zu vertiefen, verstanden werden sollen, stellt dieses umfangreiche Werk ein bedeutendes Sortiment an Vasen dreier wichtiger Themen der attischen Vasenmalerei vor und legt eine reichhaltige Auswahl daraus in Beschreibung, Abbildung und mit oft innovativen Interpretationsvorschlägen vor. Abgesehen davon, ob man mit Filser's Thesen und Herangehensweisen einverstanden ist oder nicht, sind seine Fragestellungen methodisch klar formuliert und die Argumentation führt zu interessanten Ergebnissen, deren provokativer Wirkung sich der Autor bewusst war (s.o.); zweifellos wird daher das Buch zu einem wichtigen Instrumentarium für die Vasenforschung werden und zu weiteren produktiven Debatten zu den Aspekten Luxus und Elite in der attischen Vasenproduktion anregen.

Dott.ssa Mariachiara Franceschini
Universität Zürich
Institut für Archäologie
Fachbereich Klassische Archäologie
Rämistrasse 73
CH-8006 Zürich
E-Mail: Mariachiara.franceschini@archaeologie.uzh.ch

Nathan T. ELKINS, *The Image of Political Power in the Reign of Nerva, AD 96–98*. Oxford u.a.: Oxford University Press 2017, XVI + 207 S., zahlreiche s/w-Abb.

M. Cocceius Nerva gilt gemeinhin als ein Interimskaiser. Die literarischen Quellen zeichnen von ihm das Bild eines letztlich auch aufgrund seines Alters recht schwachen Herrschers, der in einem zeitlich überschaubaren Rahmen zwischen dem *malus princeps* Domitian und dem *optimus princeps* Trajan die Geschicke des Römischen Reiches bestimmte. In der altertumswissenschaftlichen Forschung spielt die Regierungszeit dieses Kaisers keine sonderlich prominente Rolle.¹ Die Herrschaftsrepräsentation und damit das unmittelbare Selbstverständnis dieses Regenten lassen sich jedoch nur relativ schwierig konkretisieren. Ein Zugang zu Nervas Selbstdarstellung über die Monumentalarchitektur und Skulpturen erscheint aufgrund des Materialmangels kaum möglich. Als umso wichtiger kann daher die Münzprägung Nervas angesehen werden, die als das umfangreichste Quellencorpus aus der Herrschaftszeit dieses *princeps* gelten kann, das bislang jedoch von der Forschung in seinem Erkenntnispotential für die Herrschaftsideologie und das Selbstverständnis Nervas nicht hinreichend ausgewertet wurde.

N. Elkins macht es sich zur Aufgabe, die Herrschaftsrepräsentation dieses Kaisers durch eine Analyse der Fundmünzen sowie der numismatischen Stücke zu untersuchen, die in Hortfunden zutage kamen, und nimmt für sich nicht weniger in Anspruch, als zu einer Neubewertung der Münzprägung und über diese der gesamten Regierung Nervas zu gelangen. Er kritisiert in diesem Zusammenhang den Zugriff vornehmlich von Historikern, die die von ihnen postulierte Schwäche der Herrschaft dieses Regenten auch in seinem numismatischen Programm zu entdecken glaubten, indem sie bestimmten Prägungen einen dezidiert reaktiven Charakter unterstellen. So habe Nerva beispielsweise mit Hilfe seiner CONCORDIA EXERCITVVM-Prägungen auf den Prätorianeraufstand des Jahres 97 n. Chr. reagiert und an die Loyalität der Truppe appelliert.² Es kann in der Tat als wenig plausibel gelten, dass in einem zeitgenössischen Medium bewusst auf potentielle Desiderata der Herrschaft verwiesen wurde.

¹ Biographisch wird Nerva von A. Garzetti und J.D. Grainger behandelt; vgl. Garzetti, A.: *Nerva*, Rom 1950 (Studi pubblicati dall'Istituto Italiano per la storia antica 7); Grainger, J.D.: *Nerva and the Roman Succession Crisis of AD 96–99*, London/New York 2003. Außerdem entfällt ein beträchtlicher Anteil der Studie U. Morellis auf die Regierungszeit Nervas; vgl. Morelli, U.: *Domiziano. Fine di una dinastia*, Wiesbaden 2014 (Philippika 71), S. 241–319.

² So zum Beispiel Mattingly, H.: *Roman Coins from the Earliest Times to the Fall of the Western Empire*, ND der 2. Aufl. von 1962, London 1977, S. 154; Brennan, T.C.: *Principes and Plebs. Nerva's Reign as a Turning-point?*, in: *AJAH* 15, 2000, S. 40–66, hier S. 63; Grainger, J.D.: *Nerva and the Roman Succession Crisis of AD 96–99*, London/New York 2003, S. 47.

In diesem Sinne sind allerdings die entsprechenden Aussagen der Historiker und Numismatiker auch nicht gemeint, und somit sind diese Bemerkungen kaum generalisierend auf die gesamte Herrschaft Nervas, sondern auf sehr spezifische Kontexte innerhalb dessen Regierungszeit zu beziehen, wo es für den Kaiser durchaus notwendig geworden war, auch mit Hilfe des Mediums Münze auf die aktuelle politische Entwicklung zu reagieren. Es fällt allerdings auf, dass Elkins nicht nur an dieser Stelle einem Denken in dichotomen Fächergrenzen verhaftet zu sein scheint, wobei doch gerade seine Thematik einen interdisziplinären Zugriff verlangt. Außerdem sind letzten Endes die Analysen der kaiserlichen Herrschaftsrepräsentation und der politischen Ideengeschichte als Forschungsgegenstände für die römische Kaiserzeit gerade durch Historiker forciert worden.³

Elkins reklamiert für sich im Vergleich dazu ausdrücklich einen archäologisch-kunsthistorischen Zugriff und versteht die kaiserliche Münzprägung als „state-sanctioned art“ (S. 3), die ebenso wie die literarischen Quellen dazu angetan war, zeitgenössische politische Diskurse zu kommunizieren und zu reflektieren. Dementsprechend betrachtet Elkins die Münzen als Teil des Dialogs, den der Kaiser mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppierungen pflegte und auf den diese replizierten. Die ikonographischen Programme und Legenden der Münzen sowie die zeitgenössischen politischen Diskurse, die sich nicht zuletzt in literarischen Quellen und Inschriften thematisiert finden, beeinflussten demnach einander wechselseitig. So macht Elkins identische Themen auf Münzen, im „Agricola“ des Tacitus, im „Panegyricus“ des Plinius, in der Schrift des Frontinus über die Aquädukte Roms und in diversen Epigrammen Martials aus. Allerdings wäre es gewiss sinnvoll gewesen, hier die individuellen Kontexte und Intentionen der Autoren gebührend zu berücksichtigen. Dies hätte jedoch unter Umständen für Elkins' These von einer „correspondence between text and image“ (S. 146) und vor allem für deren Verifikation zusätzliche Herausforderungen mit sich gebracht.

Elkins postuliert, dass auf den Münzen für das jeweilige Publikum zielgruppenspezifische Bildprogramme Verwendung fanden. Die konkrete Relevanz dieser Botschaften im politischen Konzept Nervas analysiert der Verfasser mittels quantitativer Analyse der Fund- und Hortmünzen. Methodisch kombiniert Elkins damit die Ansätze von C. Noreña und F. Kemmers.⁴ Gleichwohl

³ Vgl. unter anderem Weber, G./Zimmermann, M. (Hgg.): Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jh. n. Chr., Stuttgart 2003 (Historia-Einzelschriften 164).

⁴ Vgl. Noreña, C.: Imperial Ideals in the Roman West. Representation, Circulation, Power, Cambridge/New York 2011; Kemmers, F.: Coins for a Legion. An Analysis of the Coin Finds

sind überlieferungsbedingt empirisch-quantifizierende Aussagen anhand von Fundmünzen und Münzhorten nicht in jedem Fall unproblematisch, wie auch Elkins eingesteht (vgl. S. 15–17), und dennoch erweist sich dieser Zugriff als heuristisch recht lohnend, indem er es ermöglicht, den politischen Konzepten Kaiser Nervas auf den Grund zu gehen.

Allerdings erscheinen Elkins' Vermutungen zur Genese der numismatischen Programme nicht in jeder Hinsicht als überzeugend. So konstatiert der Autor anhand der Tatsache, dass die politisch-ideologischen Diskurse der kaiserlichen Herrschaftsrepräsentation innerhalb der römischen Elite und in den von diesen Kreisen produzierten literarischen Werken zirkulierten, sowie auf der Grundlage des Befundes, dass sich Parallelen zwischen diesen textuellen Diskursen und den Programmen der Münzen ergeben, ein unmittelbares persönliches Nahverhältnis der für die Münzprägung Verantwortlichen zum Kaiser. Dieses sei vergleichbar mit der Beziehung zwischen dem *princeps* und der senatorisch-ritterlichen Führungsschicht, und es ergebe sich somit gleichsam eine Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen Elite (vgl. S. 147–149, 154). Für die stadtrömische Münzprägung ließe sich diese Annahme vielleicht noch aufrechterhalten. Bei auswärtigen Prägungen hingegen dokumentieren sich eindeutig die Schwierigkeiten dieser Interpretation. Es lässt sich hier wohl eher von einer an einem Diskurs partizipierenden Gemeinschaft ausgehen, in den sich unterschiedliche Akteure einschreiben konnten. Dementsprechend ist es wohl eher der Diskurs, der hier die Gemeinschaft konturiert, und nicht ein wie auch immer geartetes Nahverhältnis zum römischen Kaiser. Zu Recht versteht Elkins die Entwicklung von Diskursen und Bildern innerhalb der Regierungszeit eines *princeps* nämlich als einen interaktiven Prozess, und in diesem Zusammenhang wären vielleicht auch die Personen, die die kaiserliche Münzprägung koordinierten, regelrecht mit einer Art Mittlerfunktion anzusiedeln.

Auch im historischen Urteil offenbaren sich hin und wieder kleinere Schwächen. So erscheint bei Elkins die kaiserliche Garde im Zusammenhang mit dem Prätorianeraufstand als selbstständig handelnder und ausschließlich eigene Interessen verfolgender Akteur (vgl. S. 26). Inzwischen geht die Forschung jedoch davon aus, dass die Prätorianer und ihr Präfekt seinerzeit von M. Cornelius Nigrinus, einem Kandidaten, der sich in Konkurrenz zu Trajan ebenfalls Hoffnungen auf die Adoption durch Nerva und somit auf dessen Nachfolge machte, als *ultima ratio* und zur Wahrung der eigenen Interessen zu

einer Revolte veranlasst wurden.⁵ Zudem sei Nerva von den Prätorianern nach der Ermordung Domitians bereits akklamiert worden, bevor der Senat in der Lage gewesen sei, zu handeln (vgl. S. 46). Dies impliziert aber, dass die kaiserliche Garde in die Ermordung des letzten Flaviers maßgeblich involviert war. Wie ist es aber angesichts dessen zu erklären, dass die Prätorianer während ihres Aufstandes von Nerva die Bestrafung der Mörder Domitians forderten? Auch ist es wenig wahrscheinlich, dass domitianische Delatoren, die sich gegen Senatoren richteten, auf ein Vergehen gegen den *fiscus Iudaicus* rekurrierten (so aber S. 84f.). Viel eher initiierten diese professionellen Ankläger einen Prozess, indem sie dem betreffenden Kandidaten ein Majestätsverbrechen zur Last legten.

Abgesehen davon erweist sich die Untersuchung als überaus gewinnbringend. Die Studie gliedert sich in drei Kapitel, in denen thematisch Nervas militärische *imago*, das Verhältnis des Kaisers zu Senat und Volk von Rom sowie zu Italien und schließlich zum Römischen Reich, wie es sich jeweils anhand der Hort- und Fundmünzen dokumentiert, im Mittelpunkt stehen. Die Münzen Nervas, die auf militärische Inhalte rekurrieren, zeigen Nerva in der Tradition eines charismatischen Feldherrn, der über eine profilierte militärische *imago* verfügt. Darüber hinaus fällt in Nervas Münzprägung die Prominenz von Bildmotiven auf, die volksfreundliche Maßnahmen propagieren, beispielsweise in Form des Verweises auf *congiaria* oder öffentliche Bauten. Umfangreiche Appendices zur typologischen Verteilung der fünf Emissionen Nervas, zu deren Datierung, relativer Häufigkeit und regionalen Verteilung schließen die Publikation ab.

Elkins postuliert für Nerva ein progressives, aktives Handeln und kein reaktives Agieren. Es sind aber auch immer wieder bestimmte Ereignisse, die den Kaiser zum Handeln veranlassten und mithin auch auf das numismatische Programm Einfluss ausübten. Daher unterscheidet Elkins wohlervogen zwischen unterschiedlichen Kategorien innerhalb der Münzprägung Nervas, wenngleich er insgesamt den Einfluss des *princeps* auf die Gestaltung der numismatischen Programme als gering bewertet. Elkins macht einerseits Münzen aus, die auf konkrete Anlässe zu beziehen sind, und andererseits Stücke, die besonders durch die ikonographische Tradition des entsprechenden Münztyps bestimmt sind und somit eher kontextunabhängige, übergeordnete Botschaften vermitteln wollen. Dies treffe vor allem auf Personifikationen zu, die unter

⁵ Vgl. dazu ausführlich Alföldy, G./Halfmann, H.: M. Cornelius Nigrinus Curiatius Maternus, General Domitians und Rivale Trajans, in: Chiron 3, 1973, S. 331–373; Schwarte, K.-H.: Trajans Regierungsbeginn und der ‚Agricola‘ des Tacitus, in: BJ 179, 1979, S. 139–175. Beide Publikationen fehlen im Übrigen in Elkins’ Bibliographie.

Nervas Regentschaft besonders häufig begegneten. Diese Münzen – Elkins konzentriert sich auf LIBERTAS PVBLICA-Typen – wurden in unterschiedlichen Nominalen geprägt und sind in diversen Regionen des Imperium Romanum belegt. Dementsprechend muss sich die Aussage und Relevanz dieses Typs an unterschiedliche Publika richten. Elkins argumentiert hier schlüssig, dass diese Stücke von verschiedenen Rezipientenkreisen inhaltlich unterschiedlich besetzt und wahrgenommen werden konnten und sollten. Demnach ergab sich hier ein breites Interpretationsangebot für die jeweiligen Betrachter der Münze. Allerdings wäre es wünschenswert gewesen, wenn Elkins diesem wichtigen Befund auch anhand anderer Personifikationen, die sich auf Münzen Nervas finden, zusätzliche Plausibilität verliehen hätte.

Der Anspruch des Verfassers, über die Münzprägung erstmals einen Zugang zum Selbstverständnis Nervas und zu seinen politischen Ideen zu eröffnen, ist verdienstvoll. Es gelingt Elkins, ein anderes Bild von der Herrschaft dieses Regenten zu entwerfen, das sich so nicht ohne weiteres zeigt und das durchaus überraschende Dimensionen der Herrschaft Nervas erschließt. Zudem bietet das Buch einen wichtigen Beitrag einerseits zur politischen Rhetorik sowie zur inraelitären Diskurskultur und andererseits zur Entstehung numismatischer Programme, auch wenn hier noch nicht das letzte Wort gesprochen sein dürfte.

Dr. Isabelle Künzer
Justus-Liebig-Universität Gießen
Historisches Institut
Professur für Alte Geschichte
Otto-Behaghel-Straße 10 G
D-35394 Gießen
E-Mail: Isabelle.Kuenzer@geschichte.uni-giessen.de

Anastasia DAKOURI-HILD – Michael J. BOYD (Hgg.), Staging Death. Funerary Performance, Architecture and Landscape in the Aegean. Berlin/Boston: De Gruyter 2016), XI + 399 S.

Menschliches Handeln in Ritualen und in der Gestaltung des Begräbnisplatzes sowie Bestattungen als andauernde Prozesse mit postmortaler Wirkung stehen im Zentrum der Betrachtung. Die Anregung für das Thema geht auf ein 2012 veranstaltetes, gleichnamiges Kolloquium am McIntire Department of Art and the College of Arts and Science an der Universität von Virginia zurück. Die Beiträge der 15 Autoren werden durch zwei Einleitungen der beiden Herausgeber vorbereitet und sind inhaltlich in vier Rubriken unterteilt.

Der zeitliche Rahmen erstreckt sich von der frühen bis zur späten Bronzezeit, mit Ausblicken in die frühe Eisenzeit; kulturell werden minoische, mykenische und helladische Bestattungen analysiert. Neben ganzen Landschaften wie Attika, Bötien, Thessalien, Phokis, Lokris, den Kykladen, der Peloponnes und hauptsächlich Kreta wird die Sepulkralkultur einzelner Orte wie Apesokari, Argos, Eleusis, Kirrha, Kouphovouno, Lebena Ierokambos, Lefkandi, Knossos, Malthi, Mitron, Mykene, Pylos, Sissi, Theben, Tiryns und Tsepi in den Blick genommen.

Die Einleitungen von Michael J. Boyd und Anastasia Dakouri-Hild (S.1-9 und 11-30) führen in Thema, Theorien und Forschungsstand ein und bieten kurze Inhaltsangaben der folgenden Beiträge (S. 3-8). Ziel des Bandes sei es, neue Herangehensweisen im Betrachten und Analysieren von bronzezeitlichen Bestattungen und die Erarbeitung eines phänomenologischen Ansatzes – in ausdrücklicher Abgrenzung von der Rekonstruktion vergangener hierarchischer Gesellschaftsstrukturen anhand der Bestattungsriten – zu zeigen (S. 8). Die Zeit stelle einen wichtigen Faktor dar, in Form der Wiederholungen, Anknüpfungen und Rückbezüge, die nach der eigentlichen Beisetzung erfolgen. Dakouri-Hild widmet sich mittels eines theoretischen Ansatzes zu Raumanalysen dem Bestattungsort und dessen Umgebung, denn das durch Menschen gestaltete Umfeld wirkt in eben dieser Gestalt auf die Menschen zurück, teils zeitnah, teils deutlich später. In ihm agieren der einzelne wie die Gesellschaft; durch zeremonielle Handlungen können Spannungen, Grenzen oder Brüche temporär ausgesetzt, betont oder überwunden werden. *Performance* wird hier als situationsgebundene und handlungsbetonte, ephemere Darbietungsform in bezug auf Bestattungssitten und -orte verstanden. Begräbnispraktiken antiker Gemeinschaften können als symbolisches oder projektives Subsystem aufgefaßt werden, das zu den sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Dynamiken einer Gesellschaft gehört.

Im ersten Block zu den ‚Performative Places‘ stehen bronzezeitliche Gräber auf Kreta, in Mykene und in der Lokris im Fokus. Anhand des spätminoischen Tempelgrabes und des Königsgrabes in der Isopata-Nekropole von Knossos möchte Maria Chountasi zeigen, daß durch performative Praktiken temporär rituelle Übergangsräume geschaffen werden (S. 33-56). Die monumentalen Gräber seien Teil einer künstlich kreierte heterotopischen Umgebung, die durch Repräsentation, Negation oder Umkehrung gesellschaftliche Verhältnisse reflektiert. Michael J. Boyd (S. 57-88) sieht in den verschiedenen Bestattungspraktiken Aktionsfelder, die verschiedene Formen der Partizipation erlauben. Er betont besonders die Funktion der Prozession als strukturierendes Element innerhalb der Zeremonien. Außerdem würden die fortgesetzt genutzten Grabzirkel (Gräberrund) langfristig ein rituelles Narrativ bilden. Aleydis Van de Moortel (S. 89-113) interpretiert am Beispiel des lokrischen Mitrou frühmykenische Gräber als Aktionsorte (*stages*) der Eliten, um durch die Inszenierung von Grab und Bestattung ihren eigenen Status zu bestätigen. Sie können verbunden sein mit zeitgleich gebauten langen Straßen in und außerhalb der Siedlung, die für Prozessionen und Zeremonien genutzt werden konnten.

Im zweiten Block mit der wenig passenden Bezeichnung ‚Familial Places‘ sind drei Beiträge zu Grabareal- und Siedlungsbezug, Formen der Grabzerstörungen und der Übertragung von Hausstrukturen in den Grabbau versammelt. Kalliope Sarri (S. 117-138) untersucht die Bedeutung mittelhelladischer Intramural-Bestattungen. Sie interpretiert sie als generationenverbindende Plätze, die als Teil des kulturellen Gedächtnisses räumlich und emotional Vergangenheit und Gegenwart verbinden. Kinderbestattungen im Wohnumfeld seien dagegen anders zu bewerten, beispielsweise in bezug auf den besonderen sozialen Status der Kinder. Kate Harrel (S. 139-154) analysiert die Verknüpfung von Beigaben und Raumkonstruktion für die aufsteigende Palastgesellschaft von Pylos auf der Peloponnes und deren Entwicklung für die Manifestation sozialer Ansprüche. So könnte die Vernichtung oder die rituelle Zerstörung von Beigaben (verbogene Schwerter) anfangs (LH I) auf den Bereich der Toten verweisen, später (LH IIA) Teil des Übergangsrituals zu den Ahnen sein und sich wiederum später (LH IIB) auf Palastfestivitäten beziehen. Vor diesem Hintergrund sieht sie das Abtragen und visuelle Auslöschung der Tholoi III und IV als Inszenierung eines Neubeginns, das die Beseitigung des Alten, des Überkommenen erfordere. Yannis Galanakis (S. 155-177) untersucht die motivischen und konstruktiven Anleihen des Grabbaus im Wohnbau. Zum einen geschähen diese selektiv und absichtsvoll und könnten zum anderen eine soziopolitische Veränderung spiegeln, die Abwendung von der linearen zur familiären Struktur.

Den dritten Block ‚Placing Bodies, embodying Places‘ bilden drei Aufsätze zu Bestattungen im Wohnareal in Kirrha, zum Charakter der ‚gewöhnlichen‘ Bestattungen in Kouphovouno und zu postmortalen Modifikationen der Überreste in Sissi. Anna Lagia, Ioanna Moutafi, Raphaël Orgeolet, Despina Skorda und Julian Zurbach, (S. 181-206) verdeutlichen am Beispiel spätbronzezeitlicher Intramural-Bestattungen im phokischen Kirrha die Diversität im Umgang und in der Verehrung dieser Gräber. Die nachträgliche Modifizierung älterer Grabkontexte ist eine Konstante in der mittelhelladischen Bestattungskultur. Für die sekundäre Umlagerung älterer Beisetzungen wurden nicht nur verschiedene Lagerungen und Deponierungsformen erfaßt, sondern auch ein Altersbezug rekonstruiert. Zudem könnte die Umnutzung ehemaliger „toter“ Wohnareale als Bestattungsplätze in dieser Interaktion als Wiederbelebung gedeutet werden; *recurrence, rearrangement, redefinition, reenlivening* sind hier die Stichworte (S. 200). Bill Cavanagh, Anna Lagia und Chris Mee (S. 207-226) möchten anhand der Untersuchung des Knochenmaterials der Bestattungen in Kouphovouno auf der Peloponnes mögliche lokale Konzepte zum ‚richtigen‘ Umgang mit den Verstorbenen herausarbeiten. Sie analysieren sowohl den Umgang mit den sterblichen Überresten bei der Bestattung als auch bei späteren Eingriffen und Veränderungen im und am Grab. Der Körper oder das, was von ihm bleibt, stehe in unmittelbarer Beziehung zum Toten, so könne die Imagination seiner selbst und der Erinnerung an ihn einbezogen werden. Ilse Schoep und Peter Tomkins (S. 227-250) führen an, inwiefern sterbliche Überreste Teil einer komplexen gesellschaftlichen Kommunikation und Interaktion am Grab sind. Am Beispiel der Bestattungen im minoischen Sissi erarbeiten sie auf Basis der Archäothanatologie vier Formen der Modifikation eines Grabes, um stärker zwischen ‚gestörtem‘ und ‚ungestörtem‘ Kontext zu differenzieren.

Im vierten Block ‚Biographies and Memories of Place‘ stehen langandauernde Beziehungen zwischen Grab, Bestattungspraxis und Umfeld im Zentrum: so die soziohistorische Bedeutung des Grabes (Apesokari), das Grab als Verehrungsort der Ahnen (Lebena Ierokambos) und seine mögliche Legitimierungsmacht für Herrschende. Giorgos Vavouranakis (S. 253-274) untersucht an den früh- und mittelbronzezeitlichen Tholoi in Apesokari mögliche Bräuche, Normen und Neuerungen, die die Menschen während der Ausbildung der frühen Palaststrukturen auf Kreta für ein gesellschaftliches Miteinander geschaffen haben. So zeigt er an der älteren Tholos B die tendenzielle Entindividualisierung des Verstorbenen zugunsten einer gruppenbezogenen Ahnenverehrung, die sich bis auf die Grabgestaltung auswirkt, indem nicht nur die Grabbeigaben und die menschlichen Überreste isoliert und umgelagert werden, sondern auch das Grab selbst Umbauten erfuhr. Bei der protopalastzeitlichen Bestattung in Tholos A dagegen ist eine deutliche Monumentalisierung der Grabarchitek-

tur zu fassen, verbunden mit einer zeitgleichen Reduzierung im Zugang für den einzelnen. Die Instrumentalisierung der Bestattungssitten der Palastkultur ist bereits ablesbar. Emily Miller Bonney (S. 275-296) zeigt anhand eines vorpalastzeitlichen Tholosgrabes in Lebena Ierokambos, welch eine starke Klammer ein solches Grab zwischen Landschaft und Gesellschaft, Vergangenheit und Gegenwart sein kann. Es biete eine Vielzahl von memorialen und performativen Anknüpfungsmöglichkeiten für die Gesellschaftsmitglieder und sei Teil der kollektiven Identität. Angélique Labrude (S. 297-314) beschäftigt sich mit der Ahnenverehrung an wüstgefallenen Siedlungsplätzen. In der späten Bronzezeit wurden auf Kreta Bestattungen in neupalastzeitlichen Strukturen angelegt, während in der Eisenzeit eher Sakralstätten in den Ruinen entstanden. Auch die Ruinen in Mykene und Tiryns werden derart genutzt. Lefkandi bietet dagegen mit dem rituell niedergelegten Langhaus-Heroon eine eigene Form der inszenierten und manifestierten Ahnenverehrung.

Zum fünften und letzten Block ‚From Deathscapes to Beliefscales‘ gehören Beiträge zu Diskontinuitäten und Kontinuitäten im Bestattungsbrauch sowie performativen und konstruktiven Elementen in den Grabsitten und die Veränderungen eisenzeitlicher Bestattungen gegenüber den vorhergehenden. Olivier Dickinson (S. 317-334) untersucht Traditionen in der bronzezeitlichen Bestattungskultur in der Ägäis. Das gemeinsame Erinnern und Partizipieren während des Totenmahls am Grab der Ahnen gehöre zu den langlebigen Sitten. In Frühhelladisch III ging mit der Einführung des Tumulusgrabes wohl ein Umbruch in den Glaubensvorstellungen einher. Differenzierungsmöglichkeiten bieten intramurale und statusbezogene Bestattungen sowie altersbedingte Sonderbehandlungen.

Nikolas Papadimitriou (S. 335-360) deutet die neugeschaffene mykenische Bestattungslandschaft im griechischen Raum als Folge eines Paradigmenwechsels im Zeitkonzept jener Tage: Vergangenheit sei mit den Gräbern verknüpft und räumlich separiert worden. Die Einführung der Tumulusgräber und extramuralen Nekropolen ermöglichte gemeinsame wiederholte Zeremonien wie die Prozession zum Grab, die Gemeinschaft und Siedlung mit den Ahnen und dem Ort der Toten verbinden und Teil einer neuen identitätsstiftenden Bestattungspraxis seien. Er stellt seinem Beitrag einen Appendix mit Katalogeinträgen jener Orte mit vielen mittel- und späthelladischen Befunden zur Seite.

Sam Farnham (S. 361-388) beschäftigt sich mit Aspekten der realen und imaginierten Verschmutzung und Reinigung in den Grabsitten der Argolis und der Korinthia in der frühen Eisenzeit. Er sieht in den Bestattungsriten den Versuch einer Reinigung, um der Gemeinschaft der Lebenden den Rückweg in den

Alltag zu ermöglichen, da der Verstorbene selbst und der Umgang mit ihm zu Verunreinigung führten. Über Spektrum und Anzahl der Grabbeigaben und die Belegungszeiten der Bestattungsareale erarbeitet er lokale und regionale Eigenheiten innerhalb einer übergreifenden Bestattungspraxis. Beispielsweise wurden im frühgeometrischen Korinth deutlich mehr Gefäße als in der Argolis in und am Grab deponiert, und während in der Argolis Trink- und Aufbewahrungsgefäße dominieren, steigt in der Korinthia der Anteil der Salbgefäße und Hydrien. Beide beziehen sich laut Farnham auf die vollzogenen Reinigungsriten im Totenkult.

Karten der Grabareale, Grundrisse, Zeichnungen und Photographien der Grabbauten und Bestattungen sind den Artikeln oft beigegeben; Tabellen und Graphiken führen das Erarbeitete noch einmal konzentriert vor Augen. Seitenaufbau und Textbild sind ansprechend und die Abbildungen in ausreichender Größe abgedruckt. Jedem Beitrag ist das eigene Literaturverzeichnis nachgestellt, wodurch die Einzelrezeption erleichtert wird. Der Gesamtband wird mit einer Auflistung der Kurzbiographien der Autoren und einem eher knappen Sach- und Ortsindex abgeschlossen. Glücklicherweise hat Angélique Labrude eine Karte Griechenlands einschließlich Kretas in ihren Aufsatz integriert (S. 300 Abb.1), die in der Einleitung und in den Einzelbeiträgen fehlt, aber für einen Eindruck von der Lage der einzelnen Orte zueinander wichtig ist.

Die Wortschöpfungen wie *Deathscape*, *Mnemoscape* oder *Staging Death* sowie die Verwendung Foucaultscher Begriffe wie *heterotopisch* oder seltener Fachbegriffe wie *taphonomic* verunklären die Bedeutung zwar nicht, lassen aber Buchstruktur und einzelne Texte künstlich und aufgesetzt wirken, was den Inhalten nicht gerecht wird. Qualität und auch Originalität sollten mit Inhalten zum Ausdruck kommen und nicht durch Imponierworte oder durch die Abwertung der Leistung anderer: „Most field archaeologists enjoy and cultivate their own peripatetic experiences of Aegaen landscapes.“ (Dakouri-Hild S. 23) oder „They [previous researchers] effectively parked a single proscenium arch at the wrong spatial resolution ...“ (Farnham S. 361).

Ungeachtet solcher Kleinigkeiten ist die Herangehensweise der Autoren wegweisend und führt zu erweiterten Erkenntnissen im Bereich der Sepulkralkultur. Die prähistorischen Bestattungen in der Ägäis werden auf ihre gesellschaftliche Rückbindung durch Prozessionen und Grabriten hin analysiert, als Repräsentation einer ideologischen Performanz, die es zu rekonstruieren gilt. Umfängliche archäologische Untersuchungen auch des Knochenmaterials erlauben wie im Falle der Nekropole des phokischen Kirrha detaillierte Analysen (S. 181-204). So wurde beispielsweise rekonstruierbar, wann und in wel-

chem Zustand Körper(teile) sekundär umgelagert wurden oder ob auch Heranwachsende dem gleichen Ritus wie Erwachsene unterliegen (S. 197-198). Die regional übergreifenden Auswertungen bronzezeitlicher Bestattungskultur basieren auf umfassenden Kenntnissen der Autoren (z.B. Dickinson und Papadimitriou) und erfassen Langzeitphänomene und Brüche deutlicher. So zeigen helladische Bestattungsriten auf dem griechischen Festland Strategien sozialer Konkurrenz und Nachahmung in lokalen Gemeinschaften auf und können in Hinblick auf eine enge Beziehung zwischen sozialer und symbolischer Bedeutung der Ahnen(gräber) ausgewertet werden.

Nadin Burkhardt
Professur für Klassische Archäologie
KU Eichstätt-Ingolstadt
Universitätsallee 1
D-85072 Eichstätt
E-Mail: Nadin.Burkhardt@ku.de

Jenny H. SCHLEHOFER, Nekropolen der Polis Halieis (Argolis). Bestattungs- und Beigabensitten in archaischer und klassischer Zeit. Berlin: Logos Verlag 2018, 270 S.

In den 1970er Jahren wurden von einem Team der Indiana University (USA) unter der Leitung von Wolf W. Rudolph Grabungen in den Nekropolen der kleinen Polis Halieis in der Argolis durchgeführt. Das nur in kurzen Vorberichten veröffentlichte Unternehmen blieb aus unterschiedlichen Gründen unpubliziert; einzelne Fundobjekte von kunsthistorischem Interesse wurden verstreut publiziert. Eine geplante Aufarbeitung der Grabungsdokumentation und Funde durch Birgitte Rafn ab den 1980er Jahren wurde durch ihr Ableben jäh unterbrochen. Rafn, der der Band auch gewidmet ist, ist aber eine Systematisierung der Dokumentation zu verdanken, auf die Jenny H. Schlehofer in ihrer Dissertation zurückgreifen konnte. Diese 2014 an der Humboldt-Universität zu Berlin approbierte Abschlussarbeit erschien nach einer kurzen Überarbeitungszeit im Frühjahr 2018 und ist Gegenstand der folgenden Rezension. Die Autorin tritt an, eine umfassende Rekonstruktion und Interpretation von Bestattungssitten der archaischen und klassischen Nekropolen von Halieis unter Einbeziehung der gesamten materiellen Kultur vorzulegen. Schlehofer verharret in ihrer Interpretation aber nicht auf Halieis, sondern versucht in einer vergleichenden Analyse, Parallelen und Unterschiede im funerären Kontext an anderen Orten in der Argolis auszuloten.

Die Publikation liegt in zwei Bänden vor: Band 1 „Auswertung“ als Druckwerk und Band 2 „Dokumentation“ als digitale, im Internet abrufbare open-access Datei. Es ist grundsätzlich zu begrüßen, wenn Publikationen auch online und frei zur Verfügung gestellt werden (parallel zur Publikation als Druckwerk). Warum sich der Verlag für eine Hybridversion entschieden hat, ist nicht nachvollziehbar. Die Publikation ist somit weder zur Gänze frei im Internet noch zur Gänze als Druckwerk erhältlich. Vorab: Die Autorin dieser beeindruckenden Arbeit hätte sich mehr verdient. Der Umfang des Werkes ist beachtlich: So folgen auf einen 270 Seiten starken Band 1 gut 160 Seiten Katalog sowie 325 Tafeln und 6 Beilagen in Band 2, in Summe somit mehr als 760 bedruckte Seiten. Die Druckqualität ist prinzipiell gut, das Erscheinungsbild ansprechend. Die hohe Zahl an unscharfen Abbildungen wird von der Autorin dadurch erklärt, dass teilweise nur Kontaktabzüge zur Verfügung standen, die beim Vergrößern entsprechend an Qualität verloren hätten. Eine etwas kleinere Form der Darstellung wäre hier die bessere Variante gewesen.

Ein kurzweiliges und lesenswertes Vorwort des ehemaligen Leiters der Grabungen, Rudolph, der Schlehofer das Material zur Bearbeitung übergeben hat,

gewährt spannende Einblicke in die Entstehung und den Verlauf der Forschungen in Halieis jenseits wissenschaftlicher Resultate. Von großem Wert sind seine Beschreibungen der Landschaft der Südspitze der Argolis, die sich in den letzten Jahrzehnten durch touristische Nutzung massiv verändert hat. Diese Beobachtungen sind umso wichtiger, als heute keine Spuren der in diesem Band besprochenen Gräber mehr zu sehen sind und Schlehofer die Befunde nicht in Autopsie untersuchen konnte. Auffallend ist eine gewisse Diskrepanz in der Deutung der Befunde des 5. Jhs. v. Chr., die nicht vollständig ausgeräumt wird: Während hinsichtlich der Gründung der Polis um 700 v. Chr. und der Aufgabe der Siedlung um 300/290 v. Chr. weitestgehend Konsens herrscht, postuliert Rudolph zwischen 460/450 und 400 v. Chr. einen Hiatus in der Siedlungsaktivität in Halieis. Dies steht im Widerspruch zur von Schlehofer formulierten Zeit der Blüte und größten Ausdehnung im 5./4. Jh. v. Chr. (19. 102).

Die Publikation von Altgrabungen ist eine oft undankbare Aufgabe. Die Qualität der Dokumentation entspricht oft nicht dem aktuellen Stand, ist teilweise lückenhaft oder nur noch schwer zu rekonstruieren; dazu kommen veraltete Grabungsmethoden. So erfolgte die Grabung in Halieis der Zeit entsprechend in Abhüben, die nicht immer der antiken Stratigrafie folgten. Schlehofer ist sich dieses Umstandes bewusst. Und obwohl die Autorin Fundzeichnungen vor Ort überprüfen und gegebenenfalls korrigieren konnte, bleiben wesentliche Faktoren, wie die tatsächlichen Ausmaße der Nekropolen, unbekannt. Weitere wichtige Daten, wie etwa ein Survey der Stanford University („Argolid Exploration Project“) aus den 1990er Jahren, im Zuge dessen weitere Nekropolenareale entdeckt wurden, fließen nur am Rande ein, da eine ausführliche Vorlage der Funde bei Verfassung des Manuskriptes noch ausstand. Dem nicht genug: Die Stichprobe ist generell gering. 85 Bestattungen und ein Scheiterhaufen in einer 400 Jahre andauernden Stadtbesiedlung ermöglichen nur bedingt übergreifende Aussagen. Es fehlen zudem gesicherte Bestattungen aus dem 7. Jh. v. Chr. Es muss somit weitere, bis dato unbekannte Nekropolenareale gegeben haben, wie die Autorin zu Recht bemerkt.

Um bei dieser Ausgangsposition dennoch wichtige Erkenntnisse extrahieren zu können, bedarf es zuallererst einer ausgeprägten systematischen Konsistenz und Stringenz in der Darstellung der Befunde. Eine solche klare und logische Darstellung vermittelt Schlehofer nicht nur im Katalog des zweiten Bandes überzeugend, sondern insbesondere auf den knapp 80 Seiten (21-99), auf denen sie die zumindest sechs zur Polis Halieis gehörenden Nekropolenareale deskriptiv vorstellt. Zwei Bereiche stehen dabei im Zentrum: Nekropolenareal 3 und Nekropolenareal 1/Bereich 3. Die Kapitel sind konsequent aufgebaut, wobei die Gräber in einer chronologischen Folge – jedes Jahrhundert in einem eigenem Kapitel – präsentiert werden. Es wird jeweils zwischen der äußeren

und inneren Anlage der Gräber unterschieden, gefolgt von einer anthropologischen Analyse und einer Darstellung der Grabinventare. Zusätzliche Analysen, wie die geschlechts- und altersspezifische Zuordnung der Grabbeigaben sind ein wichtiger Baustein in der späteren Auswertung der Befunde. Besondere Befunde, die einer genaueren Beurteilung bedürfen, werden in Unterkapiteln behandelt. Zu erwähnen ist die Interpretation eines Grabes aus dem 5. Jh. als Bestattung einer unverheirateten Frau in der Gestalt einer Braut (83-87) und die Deutung von Feuerstellen im Umfeld von Gräbern als Orte, wo Mahlzeiten im Rahmen fune­rerer und/oder postfunerärer Riten stattfanden (87-93). In beiden Fällen ist sich die Autorin der Problematik um die Interpretation solcher Befunde bewusst, die Gegenstand intensiver Diskussionen in der Fachwelt sind. Während in ersterem Fall die aufwändige Grabgestaltung und die Existenz von Sandalen (sog. *Krepídes*), die bei festlichen Anlässen getragen wurden, ins Treffen geführt werden, führt in letzterem Fall eine präzise Analyse der Befunde zu einer Interpretation von Feuerstellen als Orte, wo Mähler (sog. *Perídeipna*) abgehalten wurden. Den exakten Kontext, wie etwa den konkreten Anlass dieser Mähler (Tag der Bestattung, Schließung des Grabes, Ende der Trauerzeit, etc.) muss Schlehofer freilich offen lassen. Dass ein wesentlicher Mosaikstein in dieser Interpretation nie analysiert wurde, nämlich die Tierknochen, verschweigt die Autorin nicht.

Auf knapp 30 Seiten (100-128) werden die vorgestellten Befunde schließlich ausgewertet. Schlehofer verortet sich nicht in einem spezifischen theoretischen Modell oder einer hypothesengesteuerten Fragestellung. Sie versucht vielmehr auf Basis der Analyse der Befunde eine Rekonstruktion des fune­ren Kontextes durchzuführen, wobei sie konkrete Fragen stellt. Fragen nach sozialer Repräsentation, der Funktion von Grabbeigaben, Bestattungssitten, Jenseitsvorstellungen, usw. versucht sie unter der Prämisse zu klären, dass es möglich ist, aus archäologischen Befunden Rückschlüsse auf rituelles Verhalten zu ziehen. Diese Einschätzung teilen freilich nicht alle Archäologinnen und Archäologen. Da die Evidenz der Befunde für weitreichende Interpretationen oft nicht ausreicht, werden die Themenkreise in diesem Kapitel mitunter auch nur allgemein und nicht Halieis-spezifisch beleuchtet.

In zwei folgenden Kapiteln (129-172) widmet sich die Autorin schließlich der Frage, ob ein allgemeiner Bestattungs- und Beigabensittenkanon in der Argolis der archaischen und klassischen Zeit existierte, wobei sie aber bereits vorwegnimmt, dass es selbst in Halieis Abweichungen bei Grabanlagen und Beigaben geben würde. Insgesamt kann Schlehofer zusätzliche 436 Gräber aus 20 Orten in ihre Untersuchung aufnehmen, die sie in der Folge diachron präsentiert. Das Ergebnis dieser verdienstvollen Studie überrascht die Leserin/den Leser nicht: In dieser kleinräumigen Region gibt es einerseits viele Überschneidun-

gen (größtenteils extramurale Lage der Bestattungsplätze, Dominanz von Inhumation, etc.), andererseits aber auch lokale Eigenheiten (sog. *Perídeipna* in Halieis, intramurale Bestattungen in Argos, Persistenz von Grabformen, etc.), die die Gesamttendenz aber kaum tangieren. Mitunter sind Spezifika aber auch dem unterschiedlichen Forschungsstand geschuldet.

Auf 16 Seiten (173-188) wird die Arbeit schließlich zusammengefasst (lediglich in englischer Sprache). Ergänzt wird die Arbeit um einen Appendix mit einer vorläufigen anthropologischen Analyse der Menschenknochen (mit Ausnahme des Leichenbrandes) durch Marshall J. Becker, die grundsätzliche Eckdaten zu Alter und Geschlecht, teilweise auch rekonstruierte Körperhöhen enthält, über diese Informationen aber nicht hinausgeht.

Die vorliegende Publikation lässt kaum Raum für negative Kritik. Mitunter wird die kleine Stichprobe an Bestattungen in der Interpretation überstrapaziert, etwa wenn die Autorin sehr detailreich die differenzierte Bestattungspraxis von Kindern in Halieis beurteilt (102-104). Nicht unwidersprochen bleiben kann die einleitende Bemerkung Schlehofers, wonach nach der Grablegung des Leichnams und der Durchführung fune­rerer Riten Gräber versiegelt und nicht wieder geöffnet worden wären (15). In den meisten Epochen ist das Gegenteil der Fall: Gräber werden – aus unterschiedlichsten Gründen – immer wieder geöffnet. Ebenso kritisch zu betrachten sind Aussagen, wonach Bestattungssitten im gesamten griechischen Kulturbereich grundlegend auf die gleiche Weise ausgeführt worden wären (104). Tätigt man eine solche, vermeintlich allgemeingültige Aussage, müsste man in der Auswertung über die Argolis und das griechische Mutterland hinaus­blicken, was den Umfang dieser Dissertation freilich gesprengt hätte.

Schlehofers Publikation besticht durch Akribie, logischen Aufbau und inhaltliche Konsistenz. Sie hat die Aufarbeitung einer Grabung, an der sie selbst nicht beteiligt war, mit Bravour gemeistert. Sie hat damit nicht nur eine Altlast abgearbeitet, sondern einen Befund vorgelegt, der großes Interesse in den Kreisen, die sich mit den Nekropolen in der griechischen Welt beschäftigen, erwecken wird.

Martin Steskal
Österreichisches Archäologisches Institut
an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften
Franz Klein-Gasse 1
A-1190 Wien
E-Mail: martin.steskal@oeai.at

Douglas CAIRNS – Damien NELIS (Hgg.), Emotions in the Classical World. Methods, Approaches, and Directions. Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien Bd. 59. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2017, 271 S., 10 s/w-Abb.

Der hier besprochene Sammelband geht auf eine Konferenz zurück, die im Mai 2013 unter dem gleichnamigen Titel in Vandœuvres (Genf) abgehalten wurde. Die Frage nach dem Wesen von Emotionen in der Reflexion antiker Texte hat in den letzten Jahren vermehrt das Interesse unterschiedlicher Teildisziplinen der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft im Allgemeinen auf sich gezogen. Sowohl unter philosophischen als auch rhetorischen und literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten sind hier enorme Fortschritte erzielt worden. Dies wird besonders in der informativen Einleitung der Herausgeber (Cairns/Nelis, „Introduction“, S. 7-30, bes. S. 19) deutlich. Diese beginnt mit einem kurzen Überblick über den *status quo* der Emotionsforschung und daran beteiligten Einrichtungen. Die Einleitung würdigt auch wichtige Vorarbeiten¹ und fasst abschließend kurz die einzelnen Beiträge zusammen. Ein reiches Literaturverzeichnis gibt einen fundierten Überblick über wichtige Arbeiten, nicht nur klassisch-philologischer Provenienz, wenngleich einige deutschsprachige Titel fehlen².

Der erste Beitrag von **Donald Lateiner** (L.) („The emotion of disgust, provoked and expressed in earlier Greek literature“, S. 31-51) befasst sich mit der Emotion des Ekels. In der Hinführung (S. 31-36) wird Ekel als Emotion näher erläutert und seine evolutionspsychologische Bedeutung ausgewiesen (dies auch unter Einbezug von gängigen evolutionsbiologischen Arbeiten); Ekel ist, so wird festgehalten, aversiv und schützt das Individuum vor Gefahren von jeglichen Pathogenen. L. weist dabei zu Recht darauf hin, dass Ekel keine universelle Emotion ist, sondern durch kulturellen Kontext und soziale

¹ Darunter insbesondere die Arbeiten von William Fortenbaugh zu Aristoteles' Theorie der Emotionen (Aristotle on Emotion: A Contribution to Philosophical Psychology, Rhetoric, Poetics, Politics and Ethics, London 1975), Douglas L. Cairns zur Emotion der Scham (Aidōs, The Psychology and Ethics of Honour and Shame in Ancient Greek Literature, Oxford 1993) und die umfassende Arbeit von David Konstan (The Emotions of the Ancient Greeks: Studies in Aristotle and Classical Literature, Toronto 2006).

² Hier wären vor allem zu nennen: Jacob Krajczynski/Christof Rapp, Emotionen in der antiken Philosophie: Definitionen und Kataloge, in: Martin Harbsmeier/Sebastian Möckel (Hgg.): Pathos, Affekt, Emotion, Frankfurt a.M. 2009, 47-78; Michael Krewet, Die Theorie der Gefühle bei Aristoteles, Heidelberg 2011 und ders., Die stoische Theorie der Gefühle: ihre Aporien, ihre Wirkmacht, Heidelberg 2013; Christof Rapp, Aristoteles: Bausteine für eine Theorie der Emotionen, in: Ursula Renz/Hilge Landwehr (Hgg.), Klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein, Berlin/New York 2008, 45-68.

Interaktion geprägt wird. Nach dieser evolutionspsychologischen Einleitung werden drei literarische Gattungen – gesperrt durch einen Exkurs zum Geruch (S. 41-43) – exemplarisch mit Blick auf den in diesen dargestellten Ekel besprochen. Der erste Teil ist dem Epos gewidmet (S. 36-38): L. stellt einige Szenen zusammen, die Ekel beschreiben und sich auf konkrete Gegenstände (Kadaver, Eingeweide etc.) richten, betont aber auch, dass Homer selten detaillierte Ausformungen von Ekel beschreibt (S. 38: „Homer rarely details disgust-arousing encounters [...].“). Interessant in diesem Abschnitt sind vor allem die Überlegungen zum moralischen oder sekundären Ekel („moral or secondary disgust“, S. 37), der dann eintritt, wenn Leichen misshandelt werden. Im Kontext der Tragödie (S. 38-41) wird von L. die Idee formuliert, wenn auch wenig detailliert ausgeführt, dass durch Ekel, der bei den Zuschauern erzeugt wird, der Anteil an Mitleid mit den Figuren erhöht werden könnte (S. 41: „Tragic disgust [...] may make room for pity.“). Der Abschnitt zum Ekel in der Komödie (S. 43-48) fragt nach dem Zusammenhang zwischen Szenen, in denen Handlungen vollführt werden, die Ekel hervorrufen können, und dem Lachen der Zuschauer. Die Reaktionen auf Ekel können, so L., auch ambivalent gesehen werden: Wir wenden uns ab, können Ekel aber auch als ‚be-lustigend‘ empfinden (S. 43). Ausführlicher werden keine Stellen analysiert oder diskutiert; vielmehr nennt L. einige Szenen aus Aristophanes (etwa *Pax* 1-175, *Ran.* 8-11 und andere) und demonstriert daran die verschiedenen Auslöser für Ekel in der attischen Komödie. Auch Reaktionen auf Ekel (Erbrechen, Spucken) werden kurz gestreift (S. 47-48).

Douglas Cairns (C.) behandelt in seinem Beitrag („Horror, pity, and their visual in ancient Greek aesthetics“, S. 53-77) das Gefühl des Schauders (φρίκη). Am Beispiel der Reaktion des Chores auf das Erscheinen des Ödipus nach seiner Blendung (*Oid. T.* 1297-1306) verdeutlicht C., dass φρίκη sowohl visuell und kognitiv als auch somatisch vermittelt wird (S. 54-55). Anschließend werden detailliert somatische Reaktionen des Schauders angeführt; in diesem Zusammenhang scheinen mir besonders die Ausführungen zu *rhigos* (ῥίγος) interessant zu sein. Daraus folgernd zeigt C., dass die – besonders somatisch zu verstehende Reaktion – des Schüttelns mit der Emotion der Furcht einhergeht und somit das Verb als Indikator für Furcht fungieren kann: „[...] the verb *phrissein*, ‚to shudder‘, governs a direct object in the same way as would a verb meaning ‚to fear‘.“ (S. 56). Als Belege werden dann Hom. *Il.* 24,774f. und Eur. *Hipp.* 415-418 besprochen und näher analysiert. Im Folgenden wird das hinter dem Begriff liegende Konzept von φρίκη unter Rückgriff auf Aristoteles (*probl.* 886b9-11 und 964b34-37) näher bestimmt. So wird φρίκη als instinktive und direkte Reaktion auf spezifische visuelle oder auditive Stimuli beschrieben. Neben der Furcht als Ursache für Schauder kann φρίκη auch im Kontext

sexueller Erregung (Soph. *Ai.* 693) oder auch in rituellem Kontext auftreten, wie C. zeigt (S. 61). Eine besonders gelungene Auseinandersetzung bietet C. mit dem einzigen Beleg von φρίκη in der aristotelischen *Poetik* (14,1453b1-7). Dort wird neben Mitleid nicht – wie man erwarten könnte – Furcht genannt, sondern Schauer. Im Anschluss daran bespricht C. weitere Stellen von φρίκη bei Gorgias (*Hel.* 9). C. zeigt weiterhin ausführlich (S. 61-66), welche Emotionen mit dem Schauer assoziiert sein können und weist in seinem Beitrag überzeugend φρίκη als vielschichtige und mehrdimensionale Emotion aus. Auch die Rolle von φρίκη im Kontext der Tragödie wird besonders gewinnbringend beleuchtet (S. 71-74).

Mit der Emotion der Trauer (*grief*) und dem dabei oft erforderlichen Trost (*consolation*) befasst sich **Dana LaCourse Muntenau** (M.) ausführlich („Grief: the power and shortcomings of Greek tragic consolation“, S. 79-103). Nach einer kurzen Einleitung zu den biologischen und psychologischen Hintergründen von Trauer und Trost³, wendet sich M. der Frage zu, inwieweit mythische Figuren, die schweres Unglück und Leid erfahren haben, als *exempla* zur Tröstung dienen können und wie diese in Narrativen eingesetzt werden. Eine Person, die im Anfangsstadium der Trauer ist, kann – so die These von M. – durch Erzählungen von anderen Figuren, die Leid erfahren haben, wieder emotional stabilisiert werden. Somit liege die Funktion solcher Partien darin, den Trauernden wieder an sein eigenes Leben und die Notwendigkeit der eigenen Versorgung zu erinnern, die im Zuge der Trauer häufig vernachlässigt wird⁴ (dies wird mehrfach von M. betont⁵). Das erste näher besprochene Beispiel stammt aus *Il.* 24,600-613. Dort führt Achill das Beispiel der Niobe an, die zahlreiche Kinder verlor, um Priamos, der um seinen verlorenen Sohn trauert, wieder daran zu erinnern, dass diese Trauer überwunden werden kann. Daran anschließend wird eine Stelle aus dem *Agamemnon* des Aischylos (Aes. *Ag.* 1035-1041) angeführt, in der von Klytaimnestra ein ähnliches mythisches Narrativ eingesetzt wird, um das Leid der Cassandra, die als Gefangene im Wagen sitzt, nachdem ihre Stadt zerstört worden ist, zu mildern. Auch in der Analyse dieser Partie arbeitet M. heraus, wie Klytaimnestra gezielt darauf aus ist, Cassandra zum Aussteigen zu bewegen. Dass diese mythischen Exempla auch anders genutzt werden können, zeigt M. im Folgenden.

³ Hierbei werden auch psychologische Arbeiten genannt, jedoch m.E. etwas zu wenig in die Analyse einbezogen. So wäre beispielsweise ein stärkerer Bezug zu der zitierten Arbeit von Elisabeth Kübler-Ross, *On Death and Dying*, New York 1969 für die Analyse der Trauer gewinnbringend gewesen.

⁴ So hört Achill etwa nach dem Tod des Patroklos auf zu essen; vgl. dazu M. S. 85.

⁵ Etwa S. 85 („bring the mourner back to life“), S. 93 („the mourner can return to routine activities“) und S. 94 („rejoin the world“) sowie S. 99 („provide temporary solace at a very critical moment“).

Die Geschichte um Niobe wird nämlich in anderer Weise in Soph. *El.* 147-152 eingesetzt, um gerade endlose Trauer zu rechtfertigen. M.s Analyse zu diesem völlig anderen Einsatz desselben Narrativs fällt etwas kurz aus und erklärt nicht vollständig diesen Sachverhalt⁶. Auch philosophische Positionen zur öffentlichen Trauer werden in dem Beitrag von M. einbezogen; vornehmlich werden Platon, der öffentliche Trauer abzulehnen scheint (S. 93-95), und Cicero (S. 95-98) diskutiert und deren Position bestimmt.

Emotionen, deren Darstellung wie auch deren Erzeugung, können in einem Text auf verschiedenen Ebenen auftreten. Doch wo sind Verfahren der Emotionsexpression in einem Text genau lokalisierbar und welche Verbindung stellen die Ebenen untereinander her? **Stephen Halliwell** (H.) formuliert in seinem Beitrag („The poetics of emotional expression: Some problems of ancient theory“, S. 105-123) drei konkrete Fragen bezüglich dieser Ebenen (S.105): 1. Wenn Emotionen von dem Autor eines Textes selbst erfahren werden, beziehen sie sich dann auf den ‚biographischen‘ Autor oder den ‚fiktiven‘ Autor im Text? 2. Liegt der emotionale Ausdruck in dem literarischen Werk selbst? 3. Wie werden Emotionen beim Rezipienten erzeugt? H. weist zu Recht darauf hin, dass sich diese drei Möglichkeiten zeitweise überlappen können. Im Anschluss an kurze theoretische Ausführungen werden drei zentrale Texte zum Ausdruck von Emotionen („emotional expression“) analysiert. Die erste Stelle, die einer genaueren Analyse unterzogen wird, ist eine prominente Partie aus der *Poetik* des Horaz (*ars* 99-111). H. bietet für diesen Abschnitt in Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur eine kleinschrittige Analyse an, die besonders auf die Frage nach dem Verhältnis von Emotion und Autor sowie Text eingeht. In einer weiteren Analyse werden besonders Demetrius (*De elocutione* 27-28), Longin (*Über das Erhabene* 10,1-3 und 22,1 sowie 38,3) und Aristoteles (*poet.* 17,1455a22-34) näher betrachtet und besonders hinsichtlich der oben genannten Ebenen diskutiert. H. will in seinem Beitrag abschließend zeigen, dass der Zugriff auf diese Texte in der Sekundärliteratur häufig zu unspezifisch scheint und es einer tieferen Betrachtung dieser Stellen bedarf (S. 122: „[...] to counteract over-confident generalisations about how ancient critics construed the various relationships at play in the ‚triangle‘ of author, work, and audience.“).

In seinem Beitrag („The Pseudo-Aristotelian *Problems* on sympathy“, S. 125-142) konzentriert sich **William Fortenbaugh** (F.) auf eine weitere Einzelemotion, die allerdings enorm komplex scheint: *sympatheia*⁷. Im Fokus stehen dabei die

⁶ Die Rezeption der Trauer der Niobe wird noch weiter ausgeführt, dazu S. 91.

⁷ Eine angemessene deutsche Übersetzung des Begriffs *συμπάθεια* scheint schwierig, da hierunter sowohl Empathie gefasst wird, aber auch andere mentale Phänomene des

pseudo-aristotelischen *Problemata*. Ausgehend von der in 887a15-18 gestellten Frage, warum man Schmerz fühlt beim Anblick einer Person, die Schmerz zeigt, analysiert F. überzeugend, welche Rolle kognitive Aspekte dabei spielen: Der Terminus *διόνοια* wird explizit in der Partie genannt (*probl.* 887a17). Dies fügt sich gut in die, besonders von F. an anderer Stelle bereits herausgearbeitete, kognitivistische Emotionstheorie bei Aristoteles (Fortenbaugh 1975⁸; siehe oben Anm. 1). F. stärkt in weiteren Ausführungen diesen kognitivistischen Aspekt der Emotionen durch weitere Belege aus der *Rhetorik* (1385b14). Im Fortgang werden weitere Fälle von *sympatheia* – im Kontext von schmerzhaften Tönen (S. 129-130), ansteckenden Krankheiten (S. 131-132) und ansteckendem Gähnen und Urinieren (S. 132-140) – diskutiert und hinsichtlich der Bedeutung kognitiver Aktivität ausgewertet. So werden auch in den besprochenen Stellen kognitive Begriffe ausfindig gemacht und überzeugend mit der *sympatheia* in Beziehung gesetzt: 886b9-887a3 die *προσδοκία*, 886b3-8 die *πρόνοια* und in 886a24-28 die *ἀνόμνησις*. Die Analyse von F. ist besonders gewinnbringend, da die *sympatheia* im aristotelischen Corpus sonst nicht erwähnt wird, und F. zeigt, wie lohnend eine detaillierte Auseinandersetzung mit dieser Emotion in den *Problemata* besonders mit Beziehung zur kognitivistischen Emotionstheorie ist, da auch hier bestätigt wird, wie wichtig der kognitive Anteil bei der Entstehung von Emotionen nach Aristoteles ist (S. 140: „[...] the efficient cause of emotion is thought“.).

Angelos Chaniotis (Ch.) betont in seinem Beitrag die enge Verbindung zwischen Statuen und Emotionen, die drei Ebenen aufweisen kann. Entweder zeigen die Statuen direkt Emotionen, oder ihre Errichtung ist durch Emotionen motiviert (beispielsweise durch Stolz eines Siegers) oder aber die Statue soll selber Emotionen bei dem Betrachter evozieren (S. 144). Dass sich die Griechen der Wirkung solcher Statuen bewusst waren, ist nach Ch. evident. Dies werde auch in dem Begriff für Statue, *agalma*, deutlich, da dieser ein emotiver Terminus („emotional term“ S. 145) sei. Im Folgenden (S. 144-154) werden für alle drei oben genannten Funktionen Belege angeführt, wobei sich Ch. der methodischen Schwierigkeiten bewusst ist (S. 146: „Admittedly, the emotional context of statues – the representation, expression, or arousal of emotions – are often hard or even impossible to reconstruct [...]“.). Dabei weist Ch. einzeln

„geteilten Schmerzes“ wie etwa das Verziehen des Gesichts beim Anblick einer Person, die etwas Bitteres isst (*probl.* 886b89-14; S. 129-130); F. spricht in seinem Beitrag allgemein von „shared pain“ (S. 131) oder auch „shared affections“ (S. 141).

⁸ Dieser Aspekt ist in der Forschung vielfach aufgegriffen worden; vgl. etwa Konstan 2006, 34 (oben Anm. 1), Martha Nussbaum, *The Therapy of Desire. Theory and Practice in Hellenistic Ethics*, Princeton 1994, 80-81 und Gisela Striker, *Emotions in Context: Aristotle's Treatment of the Passions in the Rhetoric and His Moral Psychology*, in: Amélie Rorty (Hg.), *Essays on Aristotle's Rhetoric*, Berkeley 1996, 286-302, dort 291.

die emotionale Interaktion zwischen Statue und Betrachter aus und arbeitet besonders den Aspekt heraus, dass durch diese emotionale Interaktion den Statuen selbst ein gewisses Handlungspotential zukommt (S. 155: „[...] the impression that statues were filled with life and the illusion that they had agency of their own were created or enhanced by the strong emotional impact generated by their physical presence.“).

Glenys Davies (D.) konzentriert sich in ihrem archäologischen Beitrag auf die körperliche Nähe als Ausdrucksform eines Gefühlszustandes. Die körperliche Nähe, die Personen zu einer anderen Person herstellen (oder in welchem Maße wir zu ihr vordringen)⁹, und das Berühren dieser Person geben Hinweise auf die Gefühle, die diese Interaktion begleiten. Diese Feststellung bietet die Grundlage für D.s Auseinandersetzung mit archäologischen Zeugnissen, auf denen Personen oder Personengruppen abgebildet sind. Den Ausgangspunkt bildet eine Analyse der Personengruppe des Reliefs B auf dem Palazzo della Cancelleria. Der Forschungsmeinung folgend, dass es sich bei der Person links um Domitian handelt, während rechts Vespasian dargestellt ist und hier Vespasians Ankunft als Herrscher im Jahre 70 n. Chr. zu sehen ist, unternimmt sie eine detaillierte Analyse der körperlichen Nähe beider Figuren. Abschließend wird anhand weiterer Beispiele (Münzen, Säulenüberreste) diskutiert, ob die römische Kultur eher als ‚Kontaktkultur‘ zu verstehen ist oder nicht (S. 167-175). Dabei zeigt D., dass in der römischen Kunst Berührungen im Allgemeinen wohl selten sind; besonders in Darstellungen der römischen Elite. Damit erweise sich die römische Kultur der Kaiserzeit eher als ‚nicht-Kontakt‘-Kultur (S. 175: „It seems likely that imperial Rome was not a contact culture, at least as far as the dominant group, elite Roman men, was concerned.“).

Emotionen in der Historiographie („Emotions as historical dilemma“, S. 177-194) bilden den Schwerpunkt des Aufsatzes von **Cynthia Damon** (D.). Dabei werden drei Bereiche voneinander abgegrenzt: 1. Emotionen in der Geschichte (erfahren durch zentrale Personen der Geschichte oder auch als Auslöser für bestimmte Ereignisse); 2. Emotionalisierung der Rezipienten; 3. Emotionen beim Autor selbst. Mit Blick auf den ersten Punkt zeigt D. (S. 178-181), welchen Verdienst („merit“) die Geschichtsschreibung leistet; diese lägen in ihrer – auch durch Emotionen vermittelten – Signifikanz bestimmter Ereignisse, oder in deren Nutzen (denn es lässt sich aus der Geschichte lernen)

⁹ Im Deutschen als *Proxemik* bezeichnet; im Englischen dann „proxemics“. Dieses „Raumverhalten“ von Individuen gibt Aufschluss über soziale Stellungen und kulturelle Praktiken; zu dem Begriff und dem Konzept vgl. Edward Hall, *The Hidden Dimension*, New York 1966, dessen Arbeit bei Davies nicht genannt wird. Ein stärkerer Bezug zu dieser grundlegenden Studie wäre bei der Auswertung der archäologischen Zeugnisse vielleicht gewinnbringend gewesen.

sowie deren Unterhaltungswert. Exemplarisch werden Stellen aus Thukydides, der die Signifikanz der geschilderten Ereignisse im Methodenkapitel deutlich macht (hier werden die Leiden der Griechen, *pathēmata*, in 1,23,1 erwähnt), sowie Polybios und Cicero kurz besprochen. Bei der Auseinandersetzung mit der Erzeugung von Emotionen beim Leser von Geschichtsschreibung (S. 181-187) fragt D. danach, welche Emotionen beim Rezipienten entstehen, die diesen vor allem an den Text binden, wie Vitruv bereits festgestellt hat (Vit. 5, praef 1: *historiae per se tenent lectores*). Die einfachste Position wäre sicher, dass es dieselben sind, die bei den Akteuren im Text geschildert werden (dies betont, wie D. zeigt, bereits Plutarch *mor.* 347A). Doch D. führt eine weitere Position an (Seneca *dial.* 4,2,2-6), in der sich Seneca dafür ausspricht, dass es sich dabei nur um „rehearsals for emotion rather than emotions themselves“ (S. 182)¹⁰ handelt. Im Kontext dieser Fragen ist vor allem der Aspekt der Anschaulichkeit (ἐνάργεια, bei D. mit „vividness“ übersetzt) bei der Darstellung von Emotionen in einem historiographischen Text wichtig; D. adressiert dabei auch die Frage, inwieweit eine emotional starke Darstellung auch konkrete Beschreibungen von Emotionen im Text erfordert (als Beispiel wird Thuk. *hist.* 7, 29-30 besprochen, wo – obwohl der Text Gefühle beim Leser hervorruft – keinerlei Gefühle der Beteiligten geschildert werden; die Wirkung auf den Leser geschieht über die Situation, nicht über die Gefühle der Akteure).

Den Abschluss des Artikels (S. 188-192) bildet eine Diskussion der Frage, inwieweit der Historiker sich von Emotionen beeinflussen lässt bzw. seine eigenen formuliert; hier zeigt D., dass Autoren wie Flavius Josephus (1,9-12) und wahrscheinlich Theopomp¹¹ durchaus gegen das taciteische Credo *sine ira et studio* zu verstoßen scheinen und besonders stark auf ihre eigenen Gefühle verweisen. „Emotionale“ Autoren von Geschichtsschreibung seien somit nicht die Ausnahme, eher die Regel (S. 189). Dies diene, wie D. richtig bemerkt, natürlich auch der Bindung des Lesers: Parallelisiert werden Stellen aus Horaz (*ars* 102-103)¹² und Aristoteles (*rhet.* III 7,1408a23-25), deren Kernaussage ist, dass die Darstellung von Emotionen zum Erfolg führt (in der Rhetorik zur

¹⁰ Dies sind die *principia proludentia adfectibus*, die im Beitrag von Konstan thematisiert werden.

¹¹ Die Aussage zu Theopomp ist nicht aus seinen Schriften direkt ableitbar, da diese nur fragmentarisch erhalten sind. D. bezieht sich bei ihrem Urteil auf eine Aussage aus Dion. Hal. *epist. ad Pomp.* 6,247,9-11, wo ausgesagt wird, dass Theopomp sich in seiner Darstellung der Geschichte Philipps (*Philippikai istoriai*) besonders seinen Gefühlen hinwende (ἐπιτρέψη τοῖς πάθεσι). Hier wäre ein Hinweis auf die ‚tragische‘ oder auch ‚pathetische‘ Geschichtsschreibung (als deren Begründer gilt Duris von Samos, FGrHist 76) und eine kurze Auseinandersetzung mit dieser Unterform der Historiographie hilfreich gewesen.

¹² Hier gibt es, wenn auch nicht von D. ausgesprochen, gute Ergänzungen zu dem Artikel von Halliwell.

Persuasion, in der Poetik zu einer ergreifenden Darstellung). Im letzten Abschnitt werden beispielhaft Stellen verschiedener Autoren (Herodot, Thukydides, Sallust) genannt, in denen die Autoren selbst (emotionale) Urteile fällen und ihre Regeln als Autoren („authorial norm“, S. 191) – im Sinne des taciteischen Credos – nicht einhalten. Kontrastiert wird dies noch mit Belegen (Tacitus *hist.* 1,1,2 und Polybius 12,26d 4-5) dafür, dass sich Historiker auch der Gefahr des Verweises auf die eigenen Emotionen bewusst sind.

Margaret Graver (G.) richtet den Blick auf das Gefühl des Kummers und besonders die öffentliche Darstellung dieser Emotion („The performance of grief: Cicero, Stoicism, and the public eye“, S. 195-206). Ausgehend von dem – zum Ideal avancierten – Verhalten Julius Caesars nach dem Tod von Julia¹³ betont G., dass nicht nur die Beständigkeit und die Begrenzung der eigenen Trauer auf einen kurzen Zeitraum als Ideal einer Elite galt, sondern auch die Darstellung der eigenen Trauer bzw. des eigenen Kummers bezüglich anderer eine wichtige Rolle einnimmt. Besonders Cicero scheint durch die Darstellung des eigenen Kummers in manchen Texten diesem Ideal entgegen zu laufen (S. 195: „[...] reverses the expectation created by Caesar and others like him.“) und konkrete Absichten damit zu verfolgen. Das erste Beispiel stammt aus *Pro Murena* (55), wo Cicero explizit formuliert, dass er Bestürzung und Kummer empfinde beim Schicksal des Murena. G. bemerkt die Auffälligkeit, dass der Verweis auf das Mitleid nicht wie in Rhetorikbüchern empfohlen am Ende zu finden ist, sondern am Anfang der Rede. Die Erklärung ist überzeugend: Kummer und Mitleid werden zum Hauptthema gemacht und im Fortgang der Rede der Hauptankläger, Cato der Jüngere, im Kontrast zu Cicero selbst als besonders unbarmherzig („pitiless character“, S. 198) gezeichnet. Auch ein Exkurs zur stoischen Philosophie (61-62) wird eingestreut und dieser zum Aufbau einer Spannung zwischen dem mitleidigen Cicero und dem Ankläger genutzt.

Der Artikel von G. liefert im Anschluss weitere Beispiele zur Darstellung von Trauer und Kummer und deren politischer oder rhetorischer Funktion; etwa in Ciceros Brief an Atticus (12, 15), in dem Cicero den Tod Tullias beklagt (authentisch, wie G. urteilt) oder die – erneut unter Bezug zur stoischen Philosophie – beschriebenen Konsolationspraktiken in *Tusc.* 4,63. In ihrer Analyse zeigt G., dass sich Cicero des Potentials dargestellter Trauer durchaus bewusst scheint und diese Darstellung für seine eigenen Ziele einsetzt.

¹³ Caesar hatte im Jahr 54 v. Chr. von dem Tod von Julia auf seinem Feldzug in Britannien erfahren und nach einer kurzen Trauer von nur zwei Tagen sofort wieder seine militärischen Handlungen aufgenommen und dadurch besonders seine *virtus* und *gravitas* bewiesen; Cicero beschreibt dieses Verhalten in *Ad Q. fr.* 3,6,3.

Mit der Hoffnung, vornehmlich in Vergils *Aeneis* und Ovids *Metamorphosen*, befasst sich **Laurel Fulkerson** (F.) eingehend („The vagaries of hope in Vergil and Ovid“, S. 207-230). Anhand einer Analyse einzelner Partien, der eine kurze Einleitung in das Wortfeld Hoffnung im Griechischen und Lateinischen vorweggeschickt wird (S. 208-209), zeigt F. den divergierenden Gebrauch der Hoffnung in den beiden Werken. L. weist zunächst verschiedene Funktionen der Hoffnung in der *Aeneis* aus (S. 211-220): Gespielte Hoffnung in einer recht ausweglosen Situation wie in der *Aen.* 1,208-209 (*Talia voce refert curisque ingentibus aeger / spem vultu simulat*) diene dazu, andere zu motivieren. Im Anschluss daran werden weitere Funktionen der Hoffnung in der *Aeneis* besonders mit Blick auf den weiteren Verlauf der Erzählung ausgewiesen; oft stellt sich die Hoffnung als unangemessen oder täuschend heraus oder wird anders als erwartet erfüllt (S. 211-220). Im Gegensatz zur *Aeneis*, so die Beobachtung von F. in ihrer Analyse zu Ovid (S. 221-229), werde in den *Metamorphosen* Hoffnung vor allem dann erwähnt, wenn diese enttäuscht werde; damit nimmt die Darstellung von Hoffnung in diesem Text die Funktion eines narrativen Abschlusses ein (S. 229: „[...] the unfulfilled hopes that are cast aside as stories march to their conclusion.“).

David Konstan (K.) beleuchtet das Verhältnis von Urteil und Emotion in der stoischen Philosophie bei Seneca¹⁴ („Reason vs. emotion in Seneca“, S. 231-243). Emotionen stellen nach der stoischen Sicht Urteile dar und sind somit ohne einen kognitiven Akt nicht möglich. K. zeigt in einer detaillierten Analyse, dass die senecanische Theorie der Emotionen und deren Abgrenzung von anderen Urteilen nur zu verstehen ist unter Rückgriff auf die ‚Vorgefühle‘ (*propatheiai*)¹⁵, die ungewollt auftreten und nicht an ein Urteil geknüpft sind (S. 234), und die wir mit den Tieren gemeinsam haben; bei Seneca werden diese als *principia proludentia adfectibus* beschrieben. In dem Beitrag steht vor allem die Frage im Vordergrund, warum wir Emotionen nicht sofort stoppen können, wenn sie einmal aufgekommen sind. K. bezieht verschiedene Texte des senecanischen Corpus‘ ein (*De ira, Epistulae, De beneficiis* u.a.) und zeigt, dass jeder durch das Individuum erfahrenen Emotion ein besonderer Impuls (*impetus*) vorausgeht, der instinktiv ist und nicht dem Willen unterliegt (S. 236-242).

¹⁴ Ein umfassendes Thema, zu dem zahlreiche Arbeiten erschienen sind, von denen Konstan in seinem Beitrag – verständlicherweise – nur einen Teil einbezieht. Ergänzend sei hinsichtlich der Ausführungen zu den Vorgefühlen (*propatheiai*) noch auf Richard A. Layton, *Propatheia: Origen and Didymus on the Origin of the Passions*, in: *Vigiliae Christianae* 54,3 (2000), 262-282 und Friedemann Buddensieck, *Stoa und Epikur: Affekte als Defekte oder als Weltbezug?*, in: Ursula Renz/Hilge Landweer (Hgg.), *Klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein*, Berlin/New York 2008, 71-93 verwiesen.

¹⁵ Diese Vorgefühle stellen affektive Erregungen dar, die als Vorstadien ‚echter‘ Affekte gesehen werden können, und die zunächst nicht kontrollierbar sind und somit auch nicht willentlich den Menschen zukommen (Vgl. Sen. *epist.* 113,18).

Dies erkläre auch, warum wir Emotionen, wenn sie uns ergreifen, nicht abrupt stoppen können: „If we fail to understand the nature of these instinctive responses, and mistake them for shame, fear, anger, or whatever the relevant emotion may be, we are likely to resist altering our judgements and, instead, to justify the sentiments by holding firmly to our false beliefs.“ (S. 242).

Zorn ist die zentrale Emotion in Senecas *Medea*. **Chiara Battistella** und **Damien Nelis** widmen sich in ihrem Beitrag („Some thoughts on the anger of Seneca’s *Medea*“, S. 245-256) dem Ende der Tragödie und zeigen intertextuelle Bezüge zu Vergils *Aeneis* auf. Ihre These ist, dass die Darstellung der Tötung ihrer Kinder in der senecanischen Tragödie direkt in Beziehung zu setzen ist mit Vergils Tötungsszene des Turnus durch Aeneas in *Aen.* 12. Nach einer kurzen Reflexion des Wortfeldes und der Theorie des Zorns bei Seneca (*De ira* 2,4,1) wenden sich die Autoren der Tötung des Turnus durch Aeneas zu und zeigen durch eine Feinanalyse Parallelen zwischen den beiden Szenen auf (S. 250-253); dabei wird auch darauf hingewiesen, dass sicherlich aufgrund des Motivs sprachliche Überlappungen auftreten (S. 250-251: „One must always allow, of course, for the possibility of accidental verbal confluences, given that we are dealing with two climatic scenes of killing.“). Die Auswertung der sprachlichen und motivischen Übereinstimmungen ist dennoch überzeugend. Auch die *Medea* des Euripides wird in die Analyse einbezogen. Die Autoren konstatieren, dass – neben Euripides als Vorlage – besonders die Tötungsszene aus der *Aeneis* bei der Darstellung des Infantizids durch Medea auf Seneca Einfluss hatte.

Geschlossen wird der Band mit einem umfassenden Stellenregister (S. 257-271). Ein Schlagwortregister fehlt; dies ist in Anbetracht der gut strukturierten Beiträge, deren Inhalte bzw. Schwerpunkte sich schnell durch die Zwischenüberschriften erschließen lassen, nicht sonderlich störend, wenngleich ein solches Register bei den längeren Beiträgen sicher hilfreich gewesen wäre. Typographisch und hinsichtlich des Satzes ist der Band ansprechend gearbeitet.

Die jeweiligen Beiträge sind allesamt sorgfältig erstellt und bieten alle zentralen Stellen in Übersetzungen; wichtige Begriffe im Griechischen werden meist in Umschrift abgedruckt. Damit sind die Beiträge nicht nur für Philologen, sondern auch für Altertumswissenschaftler und Forscher angrenzender Disziplinen gut zu lesen. Insgesamt bietet der Band einen guten, anregenden Überblick über die unterschiedliche Methodik und die diversen Disziplinen der Altertumsforschung, in denen Emotionen untersucht werden, sodass die Herausgeber ihrem in der Einleitung formulierten Vorhaben durchaus gerecht wer-

den (Cairns/Nelis, S. 19: „[...] we hope that what we have managed to include gives a reasonably accurate impression of an exciting and developing field.“).

Dr. Marcel Humar
Goethe Gymnasium Berlin
Gasteinerstr. 23
D-10717 Berlin
E-Mail: m.humar@fu-berlin.de

Christiane NOWAK – Lorenz WINKLER-HORAČEK (Hgg.), Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Realismen in der griechischen Plastik. Begleitbuch zu einer Ausstellung der Abguss-Sammlung Antiker Plastik des Instituts für Klassische Archäologie der Freien Universität Berlin. Rahden/Westf.: Verlag Marie Leidorf 2018, 264 S., 100 Abb.

Der hier zu besprechende Sammelband ist das Begleitbuch zu einer Ausstellung der Abguss-Sammlung des Instituts für Klassische Archäologie der Freien Universität Berlin zum Thema „Realismen in der griechischen Plastik“, die von Februar bis Juli 2018 dort zu sehen war. Die Ausstellung war aus Lehrveranstaltungen der beiden Herausgeber hervorgegangen und folgte damit bekannten Vorgängern vergangener Jahrzehnte, deren begleitende Kataloge geradezu Handbuchstatus erlangt haben.¹ Jedoch handelte es sich dabei um konkrete, sich selbst erklärende Untersuchungsgegenstände, ganz anders als im Falle der komplexen und begrifflich disparaten Realismus-Thematik. Wohl deshalb hat das Buch nicht den Charakter eines Katalogs wie seine Vorgänger, sondern den eines Sammelbandes, dessen Beiträgen jeweils die Besprechung passender Exponate aus der Ausstellung angefügt ist. Die Publikation versammelt auf 264 Seiten elf Beiträge, die mit 100 – oft beklagenswert schlechten – Abbildungen illustriert sind. Die Beiträge stammen von den Herausgebern und einigen Teilnehmern der vorbereitenden Lehrveranstaltungen und von Ausstellungsmitarbeitern sowie von externen Autoren, die wohl wegen ihrer einschlägigen Forschungsschwerpunkte angefragt wurden.

Angesichts der diffusen und widersprüchlichen Verwendung des Realismusbegriffs allein schon innerhalb der Klassischen Archäologie haben die Herausgeber auf eine verbindliche Definition des Gegenstandes der Ausstellung und des Begleitbandes verzichtet und als Ziel des Projekts angegeben, „[...] die Vielschichtigkeit dieser Diskussion – oder besser gesagt: einen Teil davon – aufzudecken und einem breiteren Publikum zugänglich zu machen“ (5).

Dies war nicht ohne Orientierungshilfen zu erreichen, die in den beiden einleitenden Überblickskapiteln aus der Feder der Herausgeber gegeben werden. Das von Christiane Nowak verfasste ist forschungsgeschichtlich ausgerichtet, das von Lorenz Winkler-Horaček stärker problemorientiert. Ihm kommt es wesentlich darauf an zu unterstreichen, dass auch die von „realistischer“ Kunst bezeichneten Realitäten konstruiert sind – eine Feststellung, die auch in anderen Beiträgen artikuliert wird und, obwohl keineswegs neu oder überra-

¹ Klaus Stemmer (Hg.), *Kaiser Marc Aurel und seine Zeit*, Berlin 1988; Klaus Stemmer (Hg.), *Standorte – Kontexte und Funktion antiker Skulptur*, Berlin 1995.

schend, dem fachfernen Leser einen nachhaltigen Erkenntnisgewinn verschaffen könnte (22f.: „Konzeptuelle Wirklichkeiten“, im Anschluss an T. Hölscher).

Der Versuch von Ch. Nowak, auf dem zur Verfügung stehenden engen Raum eine Geschichte der archäologischen Realismusforschung zu skizzieren, ist naturgemäß ein schwieriges Unterfangen. Wegen der dabei unvermeidlichen Verkürzungen hier einige ergänzende Bemerkungen: Die terminologische Ausgangslage, wonach ‚Wirklichkeit‘, ‚Reales‘ und ‚Realismus‘ als Synonyme verstanden werden (14 Anm. 1), befremdet, weil die Begriffe doch auf verschiedenen Ebenen angesiedelt sind. Wirklichkeit ist das, was in realistischer Darstellungsweise (wie immer man diese definiert) abgebildet bzw. konstruiert wird, beides kann nicht synonym sein. Auch sonst sind die Formulierungen in diesem Beitrag gelegentlich geeignet, Missverständnisse zu begünstigen. Unverständlich scheint mir z.B. der Halbsatz „Indem Himmelmann die Bildsprache unterer Schichten als Abformungen (Abnormitäten) von einer Norm (dem idealen Menschen) versteht – [...]“ (11). Der folgende Abriss der klassisch archäologischen Realismusforschung zeigt sicher korrekt die Grundzüge der Entwicklung bis in die letzten Jahrzehnte auf, vermittelt aber in seiner Konzentration auf wenige Autoren und durch teilweise sehr pointierte Formulierungen ein m.E. in Teilen ergänzungsbedürftiges Bild. So erweckt die Autorin den Eindruck, mit dem Wirken Winckelmanns und der Formierung der Klassischen Archäologie seien die bis dahin von den Antiquaren betriebenen Anstrengungen, die antike Wirklichkeit durch Erfassung aller Materialgattungen zu erforschen, bis auf weiteres zum Erliegen gekommen (7). Das trifft so nicht zu, nur konzentrierte sich im Zuge beginnender Ausdifferenzierung der altertumswissenschaftlichen Disziplinen die Klassische Archäologie, wie Nowak zutreffend bemerkt, auf die bildende Kunst. Die Realismusforschung der letzten Jahrzehnte ist in diesem Kapitel durch die Namen Himmelmann und Laubscher vertreten. Es wäre anzumerken, dass daneben und danach noch substantielle Beiträge zu diesem Themenkreis publiziert wurden, die in weiteren Beiträgen des Sammelbandes auch Erwähnung finden.²

Die übrigen neun Beiträge behandeln verschiedenste Ausschnitte aus dem thematischen Spektrum der Ausstellung – vom Realismus im Porträt (Martin Kovacs, Carina Trabitza, Manuel Flecker) über ‚Genreplastik‘ und Grottesken

² Z.B. Luca Giuliani, Die seligen Krüppel: zur Bedeutung von Mißgestalten in der hellenistischen Kleinkunst, *Archäologischer Anzeiger* 1987, S. 701-722; Christian Kunze, *Zum Greifen nah. Stilphänomene in der hellenistischen Skulptur und ihre inhaltliche Interpretation*, München 2002; Ralf von den Hoff, *Naturalismus und Klassizismus: Stil und Wirkung frühhellenistischer Porträts*, in: Gerhard Zimmer (Hg.), *Neue Forschungen zur hellenistischen Plastik. Kolloquium zum 70. Geburtstag von G. Daltrop*, Eichstätt 2003, S. 73-96.

(Burkhardt Emme, Nele Schröder) zu den ikonographisch definierten Inhalten der Athletenstatuen (Annegret Klünker), Darstellungen Alter Frauen (Annetta Alexandridis), Berufsdarstellungen auf Grabreliefs (Viktoria Räuchle) und Darstellungen von Komödientypen (Katharina Grunert). Im gegebenen Rahmen ist es nicht möglich, die – unter sich sehr unterschiedlichen – Beiträge einzeln zu kommentieren, vielmehr seien zwei von ihnen herausgegriffen, die nach meiner Ansicht einen wichtigen Beitrag zur Fachdiskussion bringen und daneben dem Primäranspruch des Begleitbandes, über ihren jeweiligen Gegenstand verständlich und seriös zu informieren, besonders gut genügen.

Der Aufsatz von M. Flecker „Bedeutsame Banalität(en). Aspekte des römischen Porträts zwischen dem Ausgang der Republik und der Kaiserzeit“ verlässt eigentlich den thematischen Rahmen des Bandes, aber vieles, was für das republikanische Porträt gilt, lässt sich auch für die Erforschung des griechischen fruchtbar machen, und die Grenzen zwischen beiden sind ohnehin oft nicht einvernehmlich zu ziehen. Das Ziel des Autors ist es, „[...] die Rolle der konkreten individuellen Physiognomie als Bedeutungsträger zu betonen“ (125). Dabei ist eine erste wichtige Beobachtung eher technischer Art. Flecker kann zeigen, dass die Verwendung von Masken, die dem Dargestellten, teils nach dessen Tod, seltener auch zu Lebzeiten, abgenommen wurden, eine weitaus größere Rolle für die Herstellung der Porträts gespielt haben als bisher angenommen. Dass die Indizien hierfür meist unter den Tisch fielen, führt er überzeugend darauf zurück, dass der Einsatz von Masken im Produktionsprozess in der älteren Forschung als unkünstlerisch galt und daher aus der Argumentation verdrängt wurde (137-139). Es kommt hinzu, dass Totenmasken früher eine wichtige Rolle in der Diskussion um die Entstehung des römischen Porträts gespielt haben und inzwischen mit der übereinstimmenden Ablehnung dieser These im Orkus der Fachgeschichte verschwunden sind. Flecker nimmt aber die Verwendung der Gesichtsabdrücke ausdrücklich nicht für die frühen Bildnisse an (133). Mit der Annahme der Verwendung solcher Abdrücke erhält der individuelle Charakter der Porträts eine besondere Bedeutung. Die ‚realistischen‘ oder ‚veristischen‘ Altersbildnisse, um die es hier geht, bilden nur einen Teil der spätrepublikanischen Porträts insgesamt. Der Autor wendet sich mit Recht gegen die verbreitete Praxis, die Gesamtheit der Porträtierten soziologisch und historisch als Einheit zu betrachten sowie Unterschiede der Darstellungsweise zu ignorieren. Er bezieht die realistisch-individuellen Exemplare weniger auf die stadtrömische Oberschicht als auf die „städtischen Ober- und Mittelschichten in Italien“ (125). Ihre Verbreitung in spätrepublikanisch-augusteischer Zeit erklärt er mit der Zunahme von Porträtgalerien in Grabkontexten, für die Bildnisse der Vorfahren gefragt waren (127). Der Aufsatz beschränkt sich nicht auf die hier skizzierten Punkte, sondern erörtert weitere Aspekte der Semantik römischer Porträts, die hier

aber nicht besprochen werden können. Man muss dem Autor sicher nicht in jedem Detail folgen, auf jeden Fall gibt sein Beitrag einen wichtigen Impuls für die Weiterentwicklung des Diskurses über das römische republikanische Porträt.

B. Emme behandelt in seinem Aufsatz „Der alte Mann und das Meer – Ikonographie, Kontexte und Bedeutungsfelder der hellenistischen ‚Genrefiguren‘“ einen für die Realismusthematik zentralen Gegenstand, der auch in anderen Beiträgen des Bandes eine Rolle spielt (A. Alexandridis, N. Schröder). Der Autor greift damit in die seit langem intensiv geführte Diskussion über die Bedeutung hellenistischer Genreplastik, d.h. vor allem der unterlebensgroßen Hirten- und Fischerstatuen, ein. Er referiert dabei zutreffend und nachvollziehbar die wichtigsten bisher geäußerten Forschungsmeinungen und setzt sich mit ihnen ernsthaft auseinander, was sich leider nicht von selbst versteht. Seine eigene Interpretation leitet er methodisch überzeugend sowohl aus der ikonographischen und funktionalen Tradition als auch aus den Aufstellungskontexten ab, wobei Schriftzeugnisse nicht ignoriert werden. Ausgehend von der derzeit wohl gültigen Ansicht, dass die Werke in Heiligtümern aufgestellt waren und mithin als Weihgeschenke aufzufassen sind, versteht er sie primär als Zeugnisse hellenistischer Religiosität in verschiedener Hinsicht: Die Dargestellten als Mitglieder der niederen und als besonders fromm geltenden Landbevölkerung verkörperten einen Gegenentwurf zu zeitgenössischen oft religionskritischen philosophischen Strömungen. Die den städtischen Oberschichten angehörenden Stifter konnten so ihre traditionelle Frömmigkeit artikulieren und gleichzeitig an der Konkurrenz der Denkmälerrepräsentation teilnehmen. Darüber hinaus ließen sich Aussagen über das Verhältnis der Stifter zu bestimmten Gottheiten ablesen, denn die Statuen bezögen sich auf die Darbringung von Opfern, meistens Erstlingsgaben, und thematisierten so die Wirkmacht der Götter. Die Vorstellung vom idyllischen Landleben, wie sie in der Dichtung seit dem Frühhellenismus ihren Platz hat und in der römisch kaiserzeitlichen Villenkultur den Staffagecharakter der Gartenplastik bestimmt hat, sei erst später hinzugekommen (206).

Wie der Beitrag von M. Flecker wird auch der Aufsatz von B. Emme die Diskussion über seinen Gegenstand befördern. Er markiert einen wichtigen Schritt zum besseren Verständnis des hellenistischen ‚Realismus‘.

Die Beiträge des Sammelbandes zusammenfassend zu beurteilen, ist kaum möglich – zu groß sind die Unterschiede in Herangehensweise und Qualität und damit auch in der Zuverlässigkeit. Es wäre angesichts der oben referierten Zielsetzung des Bandes nicht gerechtfertigt, das Fehlen bestimmter Gesichtspunkte oder Themen zu beklagen. Dennoch sei angemerkt, dass eine über die eigentlich archäologischen Aspekte hinausführende Ergänzung dem fach-

fremden Leser die Einordnung der behandelten Sachverhalte erleichtert hätte. Ein Phänomen wie der ‚Realismus‘ der hellenistischen Kunst ist nur innerhalb seines historischen und geistesgeschichtlichen Rahmens zu erfassen, wozu ein Blick auf die zeitgenössische Literatur unverzichtbar ist. Zwar geschieht dies im Einzelfall unter spezifisch archäologischen Gesichtspunkten, aber ein Hinweis etwa auf die literaturtheoretische Kontroverse zwischen Avantgardisten und Traditionalisten in der 1. Hälfte des 3. Jhs. v. Chr., in der die Plastik den Schauplatz für den literarischen Stellvertreterkrieg abgab, wäre der Orientierung des Lesers sicher förderlich gewesen, am besten in Form eines eigenen Beitrages aus Philologenfeder.³

Ein nicht unerhebliches Ärgernis stellt die schlechte Qualität zu vieler Abbildungen dar. Mehr als ein Drittel von ihnen lässt nicht erkennen oder bestenfalls erahnen, was dem Text, den sie illustrieren, zufolge sichtbar sein sollte. Die Bilder sind verpixelt, zu dunkel oder zu hell oder durch störende Licht-Schattenkontraste entstellt. Visuelle Nachvollziehbarkeit ist aber eine unverzichtbare Grundlage seriöser Bearbeitung von Themen wie dem hier behandelten.

Die Rolle eines Handbuches oder Überblickswerks zum Phänomen ‚Realismus‘ in der griechischen Kunst kann der Sammelband aufgrund seiner erwähnten thematischen und qualitativen Uneinheitlichkeit nicht ausfüllen. Das war aber, wie zu Beginn angesprochen, auch nicht der Zweck des Vorhabens, und es ist nicht zu erkennen, wie man dieses – abgesehen von Einzelaspekten – anders hätte angehen können als es hier geschehen ist.

Das eingangs formulierte Ziel, „[...] die Vielschichtigkeit dieser Diskussion – oder besser gesagt: einen Teil davon – aufzudecken [...]“, wurde ohne Zweifel erreicht – es war allerdings wohl auch schwer zu verfehlen.

Prof. Dr. Wulf Raeck
Goethe-Universität
Campus Westend, Hausfach 7
Norbert-Wollheim-Platz 1
D-60629 Frankfurt a.M.
E-Mail: W.Raeck@em.uni-frankfurt.de

³ Signifikant das dem Poseidippos von Pella zugeschriebene Gedicht auf eine Porträtstatue des Philitas: Bernd Seidensticker/ Adrian Stähli/ Antje Wessels (Hgg.), *Der Neue Poseidipp. Text – Übersetzung – Kommentar*, Darmstadt 2015, S. 256-261 Nr. 63 (B. Seidensticker mit Kommentar).

Marcus SCHRÖTER, Erfolgreich recherchieren. Altertumswissenschaften und Archäologie. Berlin/Boston: De Gruyter Saur 2017. VIII + 202 S.

Es ist vielleicht abgedroschen, aber Heraklits Diktum, alles befinde sich im Fluss, besitzt vielleicht nirgends so aktuelle und offensichtliche Bedeutsamkeit wie im Bereich der Entwicklung der digitalen Instrumente, die der Forschung heute gerade bei der Erschließung und Beschaffung von bibliographischen Informationen, aber auch bei der immer größer werdenden Nutzbarkeit von Datenbanken, von primärer und sekundärer Literatur zur Verfügung stehen. Da ist ein zusammenfassender Überblick wie der hier von Schröter vorgelegte höchst willkommen, auch wenn er wahrscheinlich schon spätestens in ein paar Jahren natürlich durch ein dann nötiges Update ersetzt werden wird. Denn die großen Herausforderungen der Migrierbarkeit, Erweiterbarkeit und Vernetzbarkeit von Daten, Datenbanken und Suchmaschinen, die Schröter beschreibt, werden, auch mithilfe von künstlicher Intelligenz, sicher in Zukunft weiter Antworten provozieren, die unter Umständen auch völlig neue Wege gehen und neue Fragen stellen könnten. Man darf also auch aus dieser Perspektive auf die Zukunft der Altertumswissenschaften durchaus gespannt sein.¹

Dem Aufbau der Reihe folgend, in welcher der Band zu einem akzeptablen Preis erschienen ist, gliedert sich das Buch nach einer Einleitung in die Kapitel „Basics“, „Advanced“ und „Informationen weiterverarbeiten“ und schließt mit einem „Ressourcenverzeichnis“ zu den einzelnen Kapiteln, einem Literaturverzeichnis, einem Sachregister und einem Abbildungsnachweis. Das Buch richtet sich ausweislich des Klappentextes zunächst an „Studierende in allen Phasen des Studiums“. Für diese Gruppe im Besonderen ist das Kapitel „Basics“ verfasst, das praxisnah in grundlegende Arbeitspraktiken und den Aufbau von Informationsbeschaffungswerkzeugen heutiger Bibliotheken einführt. Aber auch die zweite Adressatengruppe, welche die Reihe im Auge hat, nämlich „alle wissenschaftlich interessierten Leserinnen und Leser“, können von Schröters Ausführungen profitieren, denn gerade neue Einrichtungen wie zum Beispiel der „Fachinformationsdienst Altertumswissenschaften – Propylaeum“ ab 2016 führen vor Augen, wie schnell und durchaus auch tiefgreifend das von Schröter beschriebene Feld Innovationen auch für erfahrene

¹ Es soll an dieser Stelle genügen, kurz insgesamt auf den Begriff der *digital humanities* bzw. der *digital classics* hinzuweisen. Gruppen wie *The Digital Classicist* oder ganze Zeitschriften wie *Digital Classics Online* widmen sich speziell der Frage, wo und wie Digitalisierung gewinnbringend in Forschung und Lehre eingesetzt werden kann, wie sie aber auch umgekehrt Lehre und Forschung verändert. Fragen der digitalen Recherche und der Einbettung von Rechercheergebnissen, wie sie Schröter behandelt, in weitere wissenschaftliche Arbeiten sind da natürlich ein – wichtiger – Aspekt unter vielen.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bereithält, die nicht zuletzt auch überhaupt einmal und dann auch in ihren Konsequenzen zur Kenntnis genommen werden müssen, bevor sie genutzt werden können. Hier helfen nicht zuletzt Schröters bewertende Einschätzungen der aktuellen Situation durchaus weiter, die vor allem im Kapitel „Advanced“ ausgebaut werden. Das dritte Kapitel unterstützt vor allem Studierende bei der Vorbereitung und Abfassung von Seminararbeiten, gibt aber auch darüber hinaus Tipps und wichtige Anmerkungen zur wissenschaftlichen Ethik im Umgang mit Daten, Texten und überhaupt geistigem Eigentum nach derzeitigem Urheberrecht.

Das Buch erreicht sein Ziel, seine Leserschaft mit den derzeit existenten Informationsressourcen im Bereich der Altertumswissenschaften² bekannt zu machen. Hilfreich würde es der Rezensent finden, wenn zu jedem Kapitel, vielleicht sogar auch zu den wichtigeren Datenbanken, Beispielaufgaben gegeben würden, welche die Spezifika der jeweiligen Hilfsmittel gleich praktisch herausarbeiten könnten. Eine weitere Stärke des Bandes besteht aber auch darin, dass der Autor immer wieder auf die Geschichte der Entwicklung der digitalen Ressourcen eingeht und damit deren Bedingtheiten und Kontinuitäten herausarbeitet, was durchaus dann auch Schlüsse auf zukünftige Entwicklungen, Risiken und Potenziale der einzelnen digitalen Angebote zulässt. Schröters Einschätzung auf den Seiten 2 bis 3, dass digitale und nicht-digitale Medien im Mix auch zunächst weiterhin für die Altertumswissenschaftlerin und den Altertumswissenschaftler der Zukunft unverzichtbar sein werden, teilt der Rezensent.

Am Schluss bleibt auf ein paar Dinge hinzuweisen, welche die Benutzung des Buchs etwas leichter fallen lassen würden, auch wenn es sich um kleinere Dinge handelt. Ob das Ressourcenverzeichnis nicht besser alphabetisch und thematisch nach Sachgebieten innerhalb der Unterkapitel aufgebaut hätte werden sollen, ist eine Frage. Die Abbildungen im Buch hätte der Verlag aber jedenfalls in etwas besserer Qualität aufbereiten können. Dies ist sicher auch eine Kostenfrage, aber bei Abbildung 31 beispielsweise muss man schon sehr scharf hinsehen, um überhaupt etwas lesen zu können. Gar nicht lesbar ist zum Beispiel Abbildung 50. Eine solche Abbildung hätte man sich sparen können. Die Behandlung der Umschrift griechischer Wörter sollte erstens

² Eine kleine Anmerkung verdient der von Schröter angeführte Kanon der nicht zum direkten Kernbereich von Klassischer Philologie, Alter Geschichte und Klassischer Archäologie, aber doch zur klassischen „Altertumswissenschaft“ gehörenden Disziplinen (S. 1). Aus Sicht des Rezensenten würden hier auf jeden Fall zumindest die Indogermanistik, die Ägyptologie, die Altorientalistik, die Keltologie, die Philosophie- und Religionsgeschichte, Mittel- und wohl auch Neulatein und die Byzantinistik (nicht nur in der Beschränkung auf deren Kunstgeschichte) hinzugehören.

einheitlicher gestaltet sein. Aber in einem Buch für Altertumswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler dürfte es vielleicht doch auch möglich sein, das griechische Original zu belassen.

Insgesamt gesehen aber legt der Autor hier eine sehr brauchbare Übersicht und Einführung in den *State of the Art* der Informationsrecherche in den Altertumswissenschaften, die für Novizinnen und Novizen wie auch für Expertinnen und Experten, die sich – auch detailliert – etwa über den Instrumentenkasten der Nachbardisziplin informieren wollen, wertvoll ist. Das Buch ist aus der Sicht eines Bibliothekars geschrieben. Diese Perspektive ist für den in seiner Spezialdisziplin manchmal zu sehr verhafteten Wissenschaftler höchst willkommen. Schröter ist Fachreferent für einige altertumswissenschaftliche Disziplinen an der Universitätsbibliothek Freiburg. Sein Buch sollte in keiner Einführungsveranstaltung fehlen.

Dr. Wolfgang Polleichtner
Philologisches Seminar
Eberhard Karls Universität Tübingen
Wilhelmstr. 36
D-72074 Tübingen
E-Mail: wolfgang.polleichtner@philologie.uni-tuebingen.de

Martin TOMBRÄGEL, Studien zum spätklassischen und frühhellenistischen Städtebau in Arkadien, der Dodekanes und Makedonien. Philippika. Altertumswissenschaftliche Abhandlungen Bd. 114. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2017, 236 S., 75 Abb.

Als neuer Band 114 in der renommierten Philippika-Reihe zur Altertumswissenschaft der Universität Marburg liegt nun eine neue Studie zum Städtebau der spätklassischen und frühhellenistischen Zeit in Arkadien, der Dodekanes und Makedonien vor. Der Autor Martin Tombrägel hat sich bereits durch seine herausragende, 2012 erschienene Dissertation über die republikanischen Otium-Villen in Tivoli einen Namen gemacht. Mit seiner hier zu besprechenden Habilitationsschrift hat er die Region gewechselt und widmet sich nun dem Städtebau, womit er seinen weiten wissenschaftlichen Horizont unter Beweis stellt. Der im Vorwort S. 7 genannte Titel der Habilitationsschrift „Griechische Städteneugründungen im 4. Jh. v. Chr. Regionale Veränderungserscheinungen in der östlichen Mittelmeerwelt“ trifft das Thema vielleicht sogar noch etwas genauer als der jetzige Buchtitel. Denn es geht um Neugründungen und die damit faßbaren Veränderungserscheinungen.

Die folgenden Kapitel ‚Einleitung‘ und ‚Aufbau der Arbeit‘ (S. 9-12) geben weiteren Aufschluß über die Thematik: Der Autor versucht, anhand von Fallstudien in drei durch neuere Grabungsergebnisse besser bekannt gewordenen Regionen wie Arkadien – hier insbesondere die durch rezente Grabungen von Hans Lauter erforschte Stadt Megalopolis –, der Dodekanes mit den fünf Gründungen Rhodos, Kos, Halikarnassos, Knidos und Myndos und schließlich Makedonien mit der zur Hauptstadt ausgebauten Metropole Pella urbanistische Veränderungsprozesse nachzuzeichnen.

In den einführenden Vorbemerkungen in Kapitel 1 (S. 13-23) weist der Autor mit Recht darauf hin, daß das lange Zeit mit dem Städtebau der klassischen Zeit verbundene sog. Hippodamische System der regelmäßigen Planstadt durch neue Untersuchungen vor allem durch Dieter Mertens in vielen großgriechischen Städten bereits seit archaischer Zeit nachgewiesen werden konnte. Allen voran können hier ergänzend die Städte Megara Hyblaea als Musterbeispiel noch des 8. Jahrhunderts v. Chr. und deren Tochtergründung Selinunt genannt werden, aber auch zum Beispiel Syrakus und Metapont. Spätestens am Beginn des Untersuchungszeitraumes der neuen Studie des Autors am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. waren also alle Prinzipien der systematischen Stadtplanung längst bekannt und vielfältig erprobt gewesen.

In Kapitel 2 (S. 25-50) geht es dann um den ersten Schwerpunkt, die Stadt Megalopolis in Arkadien. Besonders fokussiert werden hier die Bauten der Agora, die unter der Leitung von Hans Lauter ergraben wurden. Dem besonderen Engagement seiner Frau Heide Lauter-Bufe ist es zu verdanken, daß das reiche Material nach seinem Tod 2007 weiterhin und endgültig publiziert werden konnte. Es handelt sich dabei um das Verwaltungsgebäude, die Philipps-Stoa, die Aristodamos-Stoa und das Zeus-Soter-Heiligtum sowie Thersilion und Theater auf der anderen Seite des Flusses. Fast alle Bauten fallen in einen recht engen chronologischen Rahmen im Anschluß an die Stadtgründung nach der Schlacht von Leuktra 371 v. Chr. in das mittlere 4. Jahrhundert v. Chr., während die Aristodamos-Stoa im mittleren 3. Jahrhundert v. Chr. hinzukam, bevor der Ort schließlich 223 v. Chr. durch Kleomenes III. von Sparta weitgehend zerstört wurde. Nach der sehr treffenden Besprechung der Einzelbauten versucht der Autor, das zugrundeliegende städtebauliche Konzept zu erarbeiten. Ein wichtiger Aspekt scheint dabei die schiere Größe der Gebäude gewesen zu sein, was besonders an dem großen hypostylen Saal des Thersilion und an der Philippeios-Stoa, die in ihrer enormen Länge und dreischiffigen Anlage in der griechischen Welt nahezu unerreicht ist, deutlich wird. Die wichtigen öffentlichen Gebäude spiegeln somit den politischen Anspruch, etwas Neues und Monumentales für die Metropole des neuen arkadischen Bundes zu schaffen. Der Leser bleibt hier allerdings mit einigen offenen Fragen zurück, da man über das Konzept der ganzen Stadt einfach (noch) zu wenig weiß, wie aus dem Stadtplan Abb. 3 hervorgeht, in den keine einzige Straßenachse oder Insula einer Wohnbebauung eingezeichnet ist.

Etwas besser bekannt sind hingegen die Stadtpläne von Rhodos, Halikarnassos, Kos und Knidos in der Dodekanes, die im folgenden Kapitel 3 (S. 51-92) untersucht werden. Die am Ausgang des Peloponnesischen Krieges 408/407 v. Chr. gegründete Stadt Rhodos war neben Syrakus und Alexandria eine der größten Hafenstädte der Antike, was an einer Abfolge von fünf zugehörigen Hafenbecken deutlich wird. Der Stadtplan war streng regelmäßig, wies aber eine Rhythmisierung von Straßenbreiten und Insulagrößen auf. Die am besten bekannten Bauwerke sind die Stadtmauer, die erst in eine zweiten Phase von 305 v. Chr. die ganze, 381 ha große Stadt vollständig umschloß, und die Schiffshäuser am Kriegshafen aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Der Ausbau von Halikarnassos erfolgte unter Maussollos zwischen 377 und 362 v. Chr., dazu gehört auch das Maussolleion und ein rechtwinkliges Straßenraster, von dem zwei parallele Straßenachsen nahe beim Maussolleion bekannt sind.

In der 366/365 v. Chr. neu gegründeten Stadt Kos sind zwei im Winkel zueinander liegende regelmäßige Straßen- und Insulasysteme südöstlich und

westlich der Akropolis nachgewiesen. Auch die nach einer Umsiedlung im Verlauf des 4. Jahrhunderts v. Chr. angelegte Stadt Knidos besaß ein rechtwinkliges Straßenraster auf mehreren blockhaften Terrassen am Hang, während die Stadtanlage der in diese Reihe mit aufgenommenen Stadt Myndos noch nahezu unerforscht ist. Im folgenden bringt der Autor einige charakteristische Besonderheiten dieser großen spätklassischen Neugründungen zur Sprache: für Halikarnassos das Maussolleion, für Knidos die wohl in einem Monopteros präsentierte Aphroditestatue des Praxiteles, für Rhodos den Koloss und für Kos das Asklepieion. Er stellt hier besondere Bau- und Kunstwerke heraus, für die die Städte schon in der Antike große Berühmtheit erlangten. Der Leser mag darin die akribische Suche des Autors nach mehr Informationen zu diesen Städten erkennen, nachdem es an anderen greifbaren urbanistischen Fakten mangelt. Immerhin verleihen aber die genannten Objekte den Städten der Dodekanes einen gewissen Zeichencharakter in ihrer Außenwirkung als ihre besondere und verbindende Eigenschaft.

Im nächsten Kapitel 4 (S. 93-131) geht es dann um den Städtebau in Makedonien, der hier vor allem an den Städten Pella und Aigai-Vergina faßbar wird. In Pella haben wir den besonderen Glücksfall, daß neben Stadtmauer, Palastanlage und dem Agorabereich mit öffentlichen Bauten im Zentrum auch Wohnquartiere mit palastähnlichen Stadthäusern bekannt sind, die noch genauere Aussagen zur Urbanistik zulassen. Dies betrifft in erster Linie die Phase ab dem späten 4. Jahrhundert v. Chr. unter Kassander, als die Stadt ein rhythmisiertes regelmäßiges Straßensystem erhielt und mit dem Palast und der größten Agora der griechischen Welt zur makedonischen Hauptstadt ausgebaut wurde. Die Wohnarchitektur jedenfalls der Aristokraten orientierte sich mit reichen Peristylhöfen und prächtigen Wohnräumen am königlichen Palast. Ergänzend könnte hier die Vorbildfunktion der Stadthäuser von Pella für eine Verbreitung des Peristylhofes als zentralem Bestandteil des neuen Wohnluxus im ganzen Mittelmeergebiet, so z.B. auch in Delos, Sizilien (Solunt, Iaitas, Morgantina) oder Mittelitalien (Pompeji) angeführt werden.

Eine letzte Auswertung der Ergebnisse erfolgt dann im Schlußkapitel 5 (S. 133-144). Hier werden in der vergleichenden Betrachtung Gemeinsamkeiten und Unterschiede der betrachteten Städte und Regionen behandelt. In allen Fällen werden im Untersuchungszeitraum Großstädte eingerichtet und damit die Landschaften transformiert, wobei es aber durchaus regionale Besonderheiten der Städtebauprojekte gegeben hat.

Insgesamt bildet die neue Studie eine wertvolle Ergänzung zum Band „Haus und Stadt im klassischen Griechenland“ von Wolfram Hoepfner und Ernst-

Ludwig Schwandner, und zwar speziell für die spätklassisch-frühhellenistische Periode, auch wenn der Abbildungsteil natürlich etwas hinter der plakativen Anschaulichkeit der Stadtpläne und Wohneinheiten der Architekten Hoepfner und Schwandner zurückstehen muß. Die Abbildungen zu den Städten und ihren Bauten (S. 195-236) sind aber sehr sorgfältig zusammengestellt und enthalten auch sehr informative Übersichtskarten zu den untersuchten Landschaften. Martin Tombrägel hat mit großer Umsicht zentrale Orte für seine Fragestellung der Veränderung und Transformierung von Landschaften durch entscheidende Stadtneugründungen im 4. Jahrhundert v. Chr. ausgewählt. Sein großes Verdienst ist es, aus den in manchen Fällen nur spärlich vorhandenen städtebaulichen Befunden ein Maximum an Erkenntnisgewinn zu erzielen. In einer profunden Auswertung und Synthese von literarischen und archäologischen Quellen gelingt es ihm, ein lebendiges Bild des städtischen Lebens dieser Epoche zu entwickeln.

Dr.-Ing. habil. Markus Wolf
Deutsches Archäologisches Institut Rom
Via Valadier, 37
I-00193 Roma
E-Mail: wolf.roma@web.de

Irmgard MÄNNLEIN-ROBERT (Hg.), Die Christen als Bedrohung? Text, Kontext und Wirkung von Porphyrios' *Contra Christianos*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2017, 348 S.

Der von Irmgard Männlein-Robert herausgegebene Band *Die Christen als Bedrohung? Text, Kontext und Wirkung von Porphyrios' Contra Christianos*, der anlässlich einer Tagung des Tübinger Sonderforschungsbereichs *Bedrohte Ordnungen* im Jahr 2014 entstanden ist, versammelt vierzehn deutsch- und englischsprachige Aufsätze, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit Porphyrios' christenkritischer Schrift¹ beschäftigen. Die Rezensentin möchte die einzelnen Beiträge hier nicht detailliert besprechen, da dies aufgrund der thematischen Vielfalt der Aufsätze den Rahmen dieser Rezension sprengen würde. Vielmehr sollen die grundsätzlichen thematischen Linien des Bandes aufgezeigt werden.

Eine sich durch einen Großteil der Beiträge ziehende Frage ist die nach der Rekonstruktion von Porphyrios' Argumentationslinien und Präsentationsweisen der uns nur noch fragmentarisch erhaltenen Schrift *Contra Christianos*. Dabei steht einmal die Frage im Vordergrund, welche Fragmente und Testimonien der *Contra Christianos* zugeschrieben werden sollten. Zentral hierfür ist der Beitrag von Aaron P. Johnson (41-59), in dem dieser für einen minimalistischen Zugang argumentiert. Dabei ist wörtlichen, Porphyrios direkt zugeschriebenen Zitaten der Vorzug zu gewähren, während direkt zugeschriebene, paraphrasierte Passagen an die zweite Stelle zu setzen sind und die nicht direkt Porphyrios, sondern bloß irgendeinem ‚Griechen‘ oder ‚Heiden‘ zugeschriebenen Texte mit großer Vorsicht zu betrachten und – unter bestimmten Umständen – zurückzuweisen sind. Johnson gelingt es, die Bedeutung einer solchen minimalistischen Herangehensweise aufzuzeigen, indem er darlegt, wie diese unser Verständnis der *Contra Christianos* beeinflussen kann. Beispielsweise zeigt er, dass seine minimalistischen Kriterien alle Fragmente und Testimonien aus der Rekonstruktion der *Contra Christianos* ausschließen, in denen sich der Autor kritisch über das Judentum äußert (und nicht bloß über die christliche Interpretation der jüdischen Schriften).

Von einer anderen Seite nähert sich Christoph Riedweg (59-85) dem Problem der Zuordnung von Fragmenten und Testimonien. Er argumentiert, dass wir in der Johanneshomilie 17,3f. des Johannes Chrysostomos ein bisher in der

¹ Die Rezensentin arbeitet mit der von Matthias Becker herausgegebenen Ausgabe Porphyrios, *Contra Christianos*. Neue Sammlungen der Fragmente, Testimonien und Dubia mit Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen. (Berlin: De Gruyter 2016).

Porphyrios-Forschung nicht beachtetes Zeugnis für *Contra Christianos* finden können. Johannes Chrysostomos spricht an dieser Stelle von zwei anti-christlichen Büchern paganer Philosophen und Riedweg argumentiert, dass Chrysostomos mit dem von ihm als älter beschriebenen, paganen Philosophen Kelsos meint und mit dem jüngeren Philosophen Porphyrios.² Dabei muss betont werden, dass sich Riedweg, ebenso wie Johnson, des Problems bewusst ist, unsichere Testimonien in die Rekonstruktion von *Contra Christianos* aufzunehmen und die Aussage des Werkes dadurch zu verändern. Der Autor gibt sich deshalb große Mühe, die von ihm vorgeschlagene Passage als Zeugnis für den porphyrischen Text zu legitimieren, unter anderem indem er auf Chrysostomos' *Korintherhomilie* verweist, in der zwei pagane Philosophen auf ähnliche Weise behandelt werden, nur dass hier Kelsos und Porphyrios eindeutig genannt werden.³

Mit der Frage nach der Authentizität von Fragmenten und Testimonien beschäftigen sich auch einige der Beiträge, die die Reaktion auf Porphyrios' *Contra Christianos* in den Schriften der christlichen Apologeten untersuchen. So reflektiert Ariane Magny in ihrem Beitrag (261-275) über die Schwierigkeit, Testimonien und Fragmente für *Contra Christianos* aus Eusebios' *Praeparatio Evangelica*⁴ und *Demonstratio Evangelica*⁵ zu entnehmen, da Eusebios hier eher gegen ein Gemisch aus verschiedenen Vorwürfen gegen die Christen als gegen einen einzelnen paganen Autor anschreibt. Zudem ist Eusebios in seiner Auswahl von Zitaten und Verweisen auf Porphyrios' Schrift stark von seiner eigenen, rhetorischen Agenda beeinflusst. Volker Henning Drecoll kritisiert in seinem Aufsatz (275-289) das Vorgehen innerhalb der älteren Augustinus-Forschung, jede Referenz auf die platonische Tradition, die keinen Autor nennt, als eine Referenz auf Porphyrios zu werten. Er plädiert stattdessen dafür, sich auf die Stellen zu beschränken, in denen Porphyrios direkt genannt wird.

² Die fragliche Stelle liest sich: „Gerne möchte ich, wenn ihr viel freie Zeit hättet, ein gegen uns verfasstes Buch eines schändlichen heidnischen Philosophen vor Euer aller Augen bringen, und auch [das] eines anderen wiederum, der älter ist als dieser.“ (113, 5-10. Homiliae LXXXVIII in Joannem, in: S.P.N. Joannis Chrysostomi Opera Omnia Quae Exstant. Tomus 8, hg. von J.-P. Migne. (1892). Die Übersetzung der Passage ist der Übersetzung der Johanneshomilie 17f. entnommen, die Riedweg im Anhang seines Beitrags (83) bietet).

³ Die Passage lautet: „Es reichen aber auch diejenigen, welche gegen uns geschrieben haben, um für das Alter der biblischen Schriften Zeugnis abzulegen: Leute wie Kelsos und der Bataneote nach ihm. Denn sie haben ja nicht den nach ihnen verfassten Schriften widersprochen.“ (52, 30-33. Homiliae XLIV in Epistolam primam ad Corinthios, in: S. P. N. Chrysostomi Opera Omnia Quae Exstant. Tomus, hg. von J.-P. Migne. Die Übersetzung ist dem Aufsatz von Riedweg (76, Fußnote 64) entnommen).

⁴ Eusebios: *Praeparatio Evangelica*. in: Eusebii Caesariensis Opera I-II, hg. von G. Dindorf. (Leipzig: Teubner 1867).

⁵ Eusebios: *Demonstratio Evangelica*, in: Eusebii Caesariensis Opera III, hg. von G. Dindorf. (Leipzig: Teubner 1867).

Um eine Rekonstruktion von Porphyrios' *Contra Christianos* machen sich auch Beiträge verdient, die ihren Fokus nicht auf die Frage nach der Zuordnung von Fragmenten und Testimonien setzen, sondern die erhaltenen Fragmente und Testimonien unter inhaltlichen oder stilistischen Gesichtspunkten untersuchen und dabei Schlüsse über die thematischen Schwerpunkte oder die rhetorische Strategie des Gesamtwerkes ziehen. Andrew Smith (31-41) argumentiert etwa, dass wir davon ausgehen können, dass Porphyrios' Kritik an den Christen in *Contra Christianos* metaphysisch fundiert ist, obwohl wir in den sicher eingestuften Fragmenten hauptsächlich eine Kritik an der Bibel und den christlichen Interpreten finden. Diese These stützt Smith durch die detaillierte Analyse des Fragments 66, in dem Porphyrios behauptet, dass Christus weder der innere noch der äußere *Logos* sein könne und die Lehre von Christus als *Logos* deshalb nicht haltbar sei. Dabei argumentiert Smith, dass Porphyrios mit dem inneren und äußeren *Logos* keinesfalls – wie die christlichen Apologeten glauben – den Gedanken und das ausgesprochene Wort meint, sondern diese im Sinne seiner Metaphysik als den im Vater bleibenden und den hervorgehenden *Logos* versteht.

Relevant für die inhaltliche Rekonstruktion von *Contra Christianos* sind zudem die Beiträge, die sich mit Porphyrios' Auseinandersetzung mit den Christen in anderen Werken beschäftigen. Sicher lässt sich aus einer Untersuchung dieser Werke nicht direkt schließen, welche Themen und Argumente Porphyrios in *Contra Christianos* vorgebracht hat. Dennoch ist eine Untersuchung zu Porphyrios' Einstellung zum Christentum im Allgemeinen hilfreich für die Einschätzung der verbleibenden Fragmente von *Contra Christianos*. Ilinoia Tanaseanu-Döbler zeigt in ihrem Aufsatz (137-177), dass Porphyrios in den Fragmenten der *De philosophica ex oraculis haurienda*⁶ die Christen als ein Beispiel für falsche Gottesverehrung anführt. Dabei ist für Porphyrios nicht der Monotheismus der Christen das zentrale Problem. Vielmehr argumentiert er, dass die Götter durch die Orakel selbst die Verehrung des höchsten Gottes fordern. Als unvereinbar mit wahrer Frömmigkeit betrachtet Porphyrios laut Tanaseanu-Döblers Analyse die Lehre der Göttlichkeit Jesu und die Lehre der Auferstehung, die den für die platonische Tradition zentralen Seele-Körper-Dualismus bedroht.

Irmgard Männlein-Robert (177-207) argumentiert, dass auch Porphyrios' *Περὶ ἀγαλμάτων* (*De imaginibus*)⁷ eine anti-christliche Stoßrichtung hat, auch wenn der Konflikt mit den Christen in den verbleibenden Fragmenten nicht direkt thematisiert wird. Porphyrios entwickelt in dieser Schrift eine Anleitung zum

⁶ Porphyrius: *De philosophia ex oraculis haurienda*, hg. von G. Wolff. (Hildesheim: Olms 1962).

⁷ Lathyres, Giorgos: *Πορφύριος. Περὶ Ἀγαλμάτων*. (Athen 2000).

richtigen, d.h. allegorischen, Lesen von Götterbildern und wirft den Christen dabei indirekt vor, dass deren Kritik an den Statuen ihre Unbildung und ihren Fokus auf das Materielle offenbart. Darüber hinaus macht die Autorin die anti-christliche Richtung der Schrift am Duktus der Exklusivität fest, der unter anderem Christen ausschließt, und an der Reaktion christlicher Apologeten auf die Schrift, deren Polemik zeigt, dass sie sich durch Porphyrios' Argumente bedroht fühlen.

Die Frage nach der Rekonstruktion von *Contra Christianos* betrifft aber natürlich auch Fragen nach der rhetorischen Strategie der Schrift, wobei dies bereits das zweite große Thema des Bandes berührt, nämlich die Frage nach der Polemik als Bedrohungskommunikation, die den Band in das Forschungsprojekt *Bedrohte Ordnungen* einbindet. Zentral ist hierbei Matthias Beckers Beitrag (111-137), der die Polemik im literaturwissenschaftlichen Sinne zunächst allgemein als rhetorische Strategie bestimmt, wobei er als Kriterien die Vermischung von sachlicher und unsachlicher Argumentation nennt, den exklusiven Wahrheitsanspruch des Polemikers, die Konstituierung des Gegners als Feind eines vom Redner entworfenen Kollektivs und den Einsatz polemischer Stilmittel wie der abwertenden Sprache in Bezug auf den Gegner und die Gewichtung von Sachverhalten zuungunsten des Gegners. Anhand der entwickelten Kriterien ordnet der Autor *Contra Christianos* anschließend als polemische Schrift ein und argumentiert, dass Porphyrios durch seine Polemik ein Gefühl der Bedrohung durch die Christen kommuniziert, sich also im Zustand der Verteidigung sieht. Als bedroht scheint Porphyrios dabei sowohl die sozial-politische und religiös-kulturelle Ordnung wie auch die Deutungshoheit über das platonische Erbe zu betrachten.

Mit der Frage nach der Polemik in Porphyrios' *Contra Christianos* beschäftigt sich auch Karla Pollmann (85-109), die in ihrem Beitrag den Streit um die allegorische Deutung am Beispiel von Origenes und Porphyrios untersucht. Porphyrios' Kritik an den allegorischen Bibeldeutungen wirkt polemisch, da er den Christen eine Interpretationstechnik zu verwehren scheint, die er selbst anwendet, zum Beispiel in seiner Deutung der homerischen Mythen. Die Autorin argumentiert jedoch, dass Porphyrios' Ablehnung der allegorischen Bibeldeutungen nicht bloß Polemik ist, sondern auf einer allgemeinen Theorie der allegorischen Interpretation gründet, die diese nur erlaubt, wenn die wörtliche Deutung eines Textes keinen Sinn ergibt. So kritisiert Porphyrios auch pagane Autoren, die die allegorische Deutung in Bezug auf Homers *Ilias* zu exzessiv verwenden.

Zum Verständnis von Porphyrios' Polemik ist zudem Dominic O'Mearas Aufsatz (19-31) von Bedeutung, in dem dieser zeigt, dass Porphyrios' rhetorische Strategie vom Streit beeinflusst ist, den die platonischen Schulen im zweiten und dritten Jahrhundert über das platonische Erbe führten. Der Autor analysiert die Rhetorik von Numenius, Attikus und Plotin und zeigt dabei, dass sich bereits bei diesen Autoren Strategien zeigen, die sich später in der Polemik von Porphyrios und seinen christlichen Gegnern finden lassen, wie beispielsweise die Entwicklung einer ‚Niedergangsgeschichte‘, bei der man sich selbst als letzte Bastion gegen den Verfall stilisiert und die Assoziierung von richtigem Platon-Verständnis und moralischer Integrität. Interessant ist zudem, dass O'Meara in den Polemiken aller drei Autoren eine doppelte Zielrichtung nachweist, die sich auch bei Porphyrios und den christlichen Apologeten finden lässt. Alle drei richten ihre Polemik zum einen gegen den jeweiligen Gegner und zum anderen an die Zuhörer in den eigenen Reihen, die zum Engagement für die ‚richtige‘ Platondeutung aufgerufen werden sollen.

Die Frage nach der Polemik und der damit verbundenen Bedrohungskommunikation ist auch zentral für die Beiträge, die die Reaktion der christlichen Apologeten auf Porphyrios' *Contra Christianos* untersuchen. So zeigt Stefan Freund (237-261), dass Laktanz in den *Divinae institutiones*⁸ eine Verteidigungsstrategie wählt, die darauf zielt, den Grundirrtum der paganen Kritik am Christentum zu entkräften, indem er einen Gesamtüberblick über die christliche Wahrheit bietet, statt sich mit einzelnen Autoren auseinanderzusetzen. Eine intensive Auseinandersetzung mit Porphyrios' Schrift findet sich in den *Divinae institutiones* deshalb nicht. Und auch Ariane Magnys Beitrag zu Eusebius (261-275) und Volker Henning Dreccolls Beitrag zu Augustinus (275-289) beschäftigen sich mit den rhetorischen Strategien dieser Autoren. Magny zeigt, dass Eusebios' rhetorische Verteidigungsstrategie unter anderem darin besteht, die Schriften der paganen Autoren durch eine selektive Auswahl von Passagen gegen diese zu wenden. Zudem versucht er das Christentum als eine alte, auf die Hebräer zurückgehende Religion zu etablieren, was als Antwort auf den Vorwurf zu werten ist, die Christen würden sich von der in alten Traditionen bewahrten Weisheit der Vorväter entfernen. Dreccoll analysiert die zahlreichen polemischen Strategien, die Augustinus' Auseinandersetzung mit Porphyrios durchziehen, wie beispielsweise den an Porphyrios gerichteten Vorwurf, ein schlechter Platoniker zu sein, und die damit verbundene Aneignung der Deutungshoheit über die platonische Tradition und die Behauptung, Porphyrios habe christliche Dogmen wie die Notwendigkeit der Gnade Gottes zugestanden, ohne daraus die notwendigen

⁸ Lactantius, Lucius Caecilius Firmianus: *Divinarum institutionum libri septem*, hg. von E. Heck. (Monachi: Saur 2005-2011).

Konsequenzen zu ziehen, was Porphyrios' Ablehnung des Christentums irrational erscheinen lässt.

Ulrich Volp untersucht in seinem Beitrag (289-307) die Verteidigungsstrategie des Makarios Magnes im *Apokritikos*.⁹ Wie der Autor zeigt, verwendet Magnes sowohl apologetische wie auch heilsgeschichtliche Strategien, von denen der heilsgeschichtlichen Argumentation die größere Bedeutung zukommt. Diese Strategie setzt auf die Idee eines dreischrittigen Heilsplans Gottes (Schöpfung, Menschwerdung und Auferstehung Christi, Apokalypse und Umwandlung des Kosmos), in dem jedem Ereignis ein richtiger Moment für die Erfüllung zugeordnet ist. Magnes entfaltet diese Idee zur Vorstellung eines kosmischen Dramas, wobei er scheinbare Spannungen in der christlichen Lehre (z.B. die Macht, die Jesus als menschengewordener Gott ausübt, und sein Tod am Kreuz) als notwendige Spannungen innerhalb dieses Dramas deutet. Im Hinblick auf die Frage nach den polemischen Strategien ist Volps Beobachtung interessant, dass Magnes in seiner apologetischen Verteidigung sprachlich nah beim Gegner bleibt, während sich die heilsgeschichtliche Verteidigung in seiner eigenen Sprache entfaltet, bzw. diese Idee seine gesamte Sprache prägt.

Susanna Elm schließlich vergleicht in ihrem Beitrag (307-325) Porphyrios' *Contra Christianos* mit Julians *Contra Galilaeos*,¹⁰ wobei auch Differenzen in den rhetorischen Strategien sichtbar werden. Wie es die Autorin betont, ist es Julian besonders daran gelegen, die Frage zu beantworten, was es heißt, wirklich griechisch zu sein (gekoppelt mit der Frage, was das römische Reich ausmacht), wobei er den Christen vorwirft, ihr ‚Griechisch-Sein‘ aufgegeben zu haben, ohne dabei Hebräer geworden zu sein, was sie aus der ‚Gemeinschaft der Völker‘ ausschließt und ihnen jede legitime Identität raubt. Zudem argumentiert Julian für die Überlegenheit des *Timaios* gegenüber der *Genesis*, wobei er den Gott der *Genesis* als einen partikularen Gott deutet und ihn mit dem universalen Demiurgen des *Timaios* kontrastiert. Hier zeigt die Autorin eine interessante Differenz zu Porphyrios auf, der bereit ist, den Gott der *Genesis* als den höchsten Gott anzuerkennen und in seine eigene Theologie zu integrieren.

Neben der inhaltlichen und stilistischen Rekonstruktion und Deutung der *Contra Christianos* ist dem Band daran gelegen, den historischen Kontext der Entstehung des Werkes aufzuzeigen und seine Nachwirkung zu untersuchen. Wie bereits dargelegt wurde, beschäftigen sich zahlreiche Beiträge in diesem Band mit den politisch-religiösen Spannungen, die Porphyrios' *Contra Christa-*

⁹ Macarius Magnes: *Apokritikos*, hg. und übersetzt von U. Volp. (Berlin: De Gruyter 2013).

¹⁰ Julian: *Contra Galilaeos*, hg. und übersetzt von E. Masaracchia. (Rom: Ed. dell'Ateneo 1990).

nos prägen und sich in einer gegenseitigen Bedrohungskommunikation seitens paganer Kritiker und christlicher Apologeten ausdrücken.

Besonders hervorzuheben ist hier aber noch Udo Hartmanns Beitrag (207-237), in welchem dieser die Wirkung neuplatonischer Philosophen an den Kaiserhöfen im späten dritten und frühen vierten Jahrhundert untersucht. Seine Darstellung des Wirkens dreier Philosophen der Schule des Iamblichus an den Höfen des Diocletian und des Konstantin zeigt, dass das Bild des ‚Philosophenkönigs‘ platonische Philosophen bis in die Spätantike zu politischen Tätigkeiten motiviert hat, die teils auch mit den Spannungen zwischen den paganen und den christlichen Gemeinschaften verbunden waren. Hartmann argumentiert zudem, dass es keinen Hinweis darauf gibt, dass Porphyrios die Christenverfolgung des Diocletian intellektuell vorbereitet hat oder überhaupt je an einem Kaiserhof aktiv war.

Neben den genannten Stärken des Bandes ist kritisch anzumerken, dass die einzelnen Beiträge wenig aufeinander Bezug nehmen, obwohl sich zahlreiche thematische Verbindungslinien finden lassen. So hätte es die Rezensentin beispielsweise interessiert, wie Christoph Riedweg Aaron P. Johnsons Kriterien für eine Akzeptanz von Fragmenten und Testimonien beurteilt.¹¹ Ebenso wäre es interessant gewesen, ob die Autorinnen und Autoren, die sich mit den polemischen Strategien von *Contra Christianos* und anderen Texten beschäftigen, Matthias Beckers Definition der Polemik zustimmen, um hier nur zwei Beispiele zu nennen, wo eine stärkere Interaktion der Beiträge aus Sicht der Rezensentin wünschenswert gewesen wäre. Als Konsequenz der mangelnden Bezüge der Beiträge aufeinander liest sich das Buch stellenweise wie eine eher lose Sammlung von Aufsätzen statt als ein zusammenhängendes Ganzes.

Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass nicht alle Autorinnen und Autoren, die nicht direkt die Fragmente von *Contra Christianos* untersuchen, sondern sich mit dem Kontext der Schrift befassen, explizit darlegen, welchen Einfluss ihre Untersuchung für unser Verständnis der *Contra Christianos* hat. So bietet Udo Hartmann in seinem Beitrag eine interessante Analyse des Wirkens paganer Philosophen an den Kaiserhöfen und ‚entlastet‘ Porphyrios von dem Vorwurf, die Christenverfolgung mitverantwortet zu haben. Doch der Autor stellt keine explizite Verbindung zu Fragen her, die Porphyrios‘ Schrift betreffen, wodurch sein – für sich betrachtet sehr interessanter – Beitrag etwas

¹¹ Aaron P. Johnson hingegen diskutiert in Fußnote 18 (44) Christoph Riedwegs Vorschlag, die Passage 17,3f. aus Chrysostomos‘ Johanneshomilie als Testimonium für *Contra Christianos* zu betrachten, sodass von dieser Seite her eine explizite Verbindung zwischen den beiden Aufsätzen hergestellt wird.

isoliert dazustehen scheint. In etwas schwächerer Form zeigt sich diese Problematik auch im Beitrag von Dominic O'Meara, der den Band eröffnet, aber kaum einen expliziten Bezug zu *Contra Christianos* herstellt. Zwar können sich die Leserinnen und Leser denken, wie eine Analyse der polemischen Strategien früherer Platoniker bei dem Verständnis von Porphyrios' Rhetorik dienen kann, doch es hätte dem Zusammenhalt des Bandes gedient, wenn der Beitrag selbst mehr Bezüge zu Porphyrios' Schrift hergestellt hätte.

Was dem Band aus Sicht der Rezensentin zudem fehlt, ist ein Sachindex (ein Index Locorum ist vorhanden) und ein Literaturverzeichnis. Zwar geben alle Autorinnen und Autoren die von ihnen verwendete Literatur in den Fußnoten vollständig an, doch es ist mühsam, alle Fußnoten zu durchsuchen, wenn man sich einen Überblick über die im Band besprochenen Primär- und Sekundärtexte verschaffen möchte.

Insgesamt lässt sich aber festhalten, dass der von Männlein-Robert herausgegebene Band *Die Christen als Bedrohung?* interessante Beiträge zu Porphyrios' *Contra Christianos* versammelt, die verschiedene inhaltliche und stilistische Fragen, sowie den Entstehungskontext und die Nachwirkung der Schrift beleuchten. Das sich durch viele Beiträge ziehende Thema der „Bedrohungskommunikation“ macht den Band zudem auch für Leserinnen und Leser interessant, deren Interesse nicht primär bei Porphyrios liegt.

Dr. Jana Schultz
Ruhr-Universität Bochum
Institut für Philosophie II
Lehrstuhl für die Philosophie der Antike und des Mittelalters
Universitätsstraße 150
D-44780 Bochum
E-Mail: Jana.Schultz@rub.de

Hartmut WULFRAM (Hg.): Der römische Alexanderhistoriker Curtius Rufus. Erzähltechnik, Rhetorik, Figurenpsychologie und Rezeption. Wiener Studien – Beiheft 38. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2016, 450 S., 23 Abb.¹

Erstaunlicherweise sind innerhalb kürzester Zeit jetzt zwei Sammelbände erschienen, die sich ausschließlich der Alexander-Geschichte des Curtius Rufus widmen.² Dem nicht vollständig überlieferten Werk des römischen Alexanderhistorikers Q. Curtius Rufus wurden seit dem 19. Jahrhundert häufig die Glaubwürdigkeit und die Zuverlässigkeit abgesprochen, seine Leistung, wie Hartmut Wulfram in der Einleitung zu dem hier zu besprechenden Wiener Tagungsband schreibt, als „Meister römischer Kunstprosa“ verkannt.³ Der Band, den Hartmut Wulfram herausgegeben hat, versammelt achtzehn Vorträge, die vom 10.-12. April 2014 auf einer Tagung in Wien zu hören waren.⁴ Der Tagungsband wird durch zwei Beiträge mit eigenen Schwerpunktsetzungen vermehrt.⁵ Der gewählte Ansatz ist interdisziplinär und enthält Einzelstudien aus Klassischer Latinistik, Alter Geschichte, Gräzistik, Medizingeschichte und Neulateinischer Philologie. Wie im Untertitel angekündigt

¹ Vgl. bereits R. Schmitt: Hartmut Wulfram (Hg.): Der römische Alexanderhistoriker Curtius Rufus. Erzähltechnik, Rhetorik, Figurenpsychologie und Rezeption. Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2016. Wiener Studien, Beiheft: 38. 450 S., mehrere Abbildungen. € 65.-, in: *Gymnasium* 124 (2017), S. 67-69. Von Schmitt werden in seiner Besprechung dieses Tagungsbandes nicht alle achtzehn Beiträge behandelt.

² Vgl. M. Mahé-Simon/J. Trinquar (Eds.): *L'histoire d'Alexandre selon Quinte-Curce*, Paris 2014. Die Herausgeber dieses Tagungsbandes geben auf S. 7-27 einen sehr guten Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu Curtius Rufus. Sie äußern auf S. 27: „Le présent ouvrage constitue, à notre connaissance, le premier ouvrage collectif consacré à l'auteur des *Histoires*.“ Die beiden Sammelbände setzen deutlich unterschiedliche Schwerpunkte, welche folgende Übersicht über die Hauptthemen des französischen Tagungsbandes (op. cit.) veranschaulichen kann: „Première partie: La figure d'Alexandre“ (S. 31-90); „deuxième partie: L'écriture de l'histoire“ (S. 93-138); „troisième partie: L'Orient de Quinte Curce“ (S. 141-264); „épilogue: La réception des *Histoires* d'Alexandre de Quinte-Curce“ (S. 267-293).

³ Zit. nach Wulfram op. cit., S. 7.

⁴ Vgl. https://kphil.ned.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/i_klassische_philologie/ProgrammCurtiusRufus.pdf. (Stand: 04. August 2018, 17:48 h). Dabei ist anzumerken, dass der Rezensent zwar auf die Wiener Tagung zu Q. Curtius Rufus eingeladen war, daran allerdings nicht teilnehmen konnte.

⁵ Es handelt sich um folgende Beiträge von H. Wulfram: Mehr als tausend Worte. Nonverbale Kommunikation in den *Historiae Alexandri Magni* des Curtius Rufus (Buch 3-4), in: Op. cit., S. 127-158 und H. Bannert: Alexander in Nysa und Dionysos in Tyros. Dionysische Freude und kultische Besinnlichkeit, in: Op. cit., S. 277-300. Die Angabe in der Einleitung, S. 7, dass dieser Tagungsband lediglich um einen achtzehnten Beitrag vermehrt worden sei, ist durch den Vergleich von Tagungsprogramm (s. Anm. 4) und dem Inhaltsverzeichnis, S. 5f. auf zwei zu korrigieren.

gliedert sich der Band neben allgemeinen Fragen zur Geschichte Alexanders d. Gr. und Aspekten zu Curtius' Kunstprosa in die Schwerpunktbereiche Erzähltechnik, Rhetorik, Figurenpsychologie und Rezeption. Hinsichtlich Inhalt und Methodik gibt der Herausgeber Wulfram in seiner Einleitung (S. 7-12) einen kurzen Überblick über die miteinander verzahnten Beiträge.

Der gehaltvollen Einleitung folgt ein sehr wichtiger Beitrag von Sabine Müller, die erstmals in der bisherigen Curtius-Forschung das Dareios- und Alexanderbild der gesamten römischen Alexandergeschichte anhand von sogenannten „Fallhöhen“ untersucht (S. 13-48).⁶ Die Autorin gibt einen Überblick über die moralische Entwicklung der von Curtius kontrastiv dargestellten Protagonisten Alexander und Dareios. Dabei verlaufen die Charakterkurven der beiden diametral und sind von ständigen Auf- und Abwärtsbewegungen, d.h. von „Fallhöhen“ beider geprägt. In diesem Zusammenhang nutzt der römische Historiker die bewährten literarischen Topoi und sprachlich-stilistischen Gestaltungsmittel vollends aus, um – wie Müller herausarbeitet – zu zeigen, dass sich Alexander nach dem Wendepunkt von Gaugamela vom tugendhaften Vorbild quasi einer „Lichtgestalt“ (S. 25) zum korrumpierten Tyrannen wandle, während Dareios zu seinem ursprünglich tugendhaften Wesen zurückfinde (S. 42f.). Insgesamt handelt es sich nach Müller bei Curtius' Dareiosbild um das positivste der gesamten Alexanderhistoriographie (S. 25).

Zum Abschluss ihres Beitrags führt Müller dann weiter aus, dass Curtius unter Einsatz derselben Auf-und-Ab-Technik Alexanders ‚Biographie‘ ein zusätzliches Profil verleiht, indem er mithilfe seines engsten Freundes Hephaestion den charakterlichen Niedergang „nicht durch Gegenläufigkeit, sondern spiegelbildliche Komplementarität“ verdeutlicht (S. 43). Hierbei bediene sich der Alexanderhistoriker Curtius Rufus seines Vorbilds Herodot. Zu Recht kommt die Historikerin zu dem schlüssigen Ergebnis, „dass die negative Zeichnung Alexanders ein zentrales Element seiner [des Curtius] literarischen Eigenleistung darstelle.“ (S. 43) Eine sehr umfangreiche Bibliographie, die sich

⁶ Vgl. dazu die Forschungsüberblicke von W. Rutz: Zur Erzählungskunst des Q. Curtius Rufus, in: ANRW II,32,4 (1986), S. 2329-2357, hier S. 2344-2347. Vgl. auch neuerdings J.E. Atkinson: Q. Curtius Rufus' *Historiae Alexandri Magni*, in: ANRW II,34,4 (1998), S. 3448-3483, hier S. 3470f.; J.E. Atkinson/J.E. Yardley (ed./com.): *Curtius Rufus: Histories of Alexander the Great, book 10*, Oxford 2009, S. 41-44; O. Devillers/A. Stoehr-Monjou: *Silves latines 2009-2010. Quinte-Curce, Historiae Alexandri, VIII-X*. Sidoine Apollinaire, *Carmina, I-VIII*, Atlante 2009, insbesondere S. 62-65, S. 65-74; F. Ricoll: La «notice nécrologique» d'Alexandre le Grand chez Quinte-Curce: logique et cohérence, in: REA 13 (2011), S. 129-146; I. Yakoubovitch: Echos, diptyques et effets de bouclage: la construction du portrait d'Alexandre chez Quinte-Curce, in: M. Mahé-Simon/J. Trinquer (wie Anm. 3), S. 125-138.

als hilfreich für eine erste Orientierung über die aktuelle Curtius- und Alexanderforschung erweist, beschließt den Beitrag [S. 44-48].

In der folgenden Studie widmet sich Peter Kuhlmann (S. 49-71) der didaktisch-pädagogischen Gesamtintention der *Historiae Alexandri Magni* des Curtius Rufus. Anhand interpretierend vorgetragener Textbeispiele kann Kuhlmann zeigen, dass der Curtius-Leser den „moralischen Abstieg“ Alexanders hautnah miterlebt, da der römische Alexanderhistoriker nicht nur als Historiker, sondern auch als auktorialer Erzähler agiere, um seine Personen und Geschehnisse im Spannungsfeld zwischen Fakten und Fiktionen darzustellen, sowie verschiedene Gattungstraditionen [Geschichtsschreibung, Epos und Roman (auch in ihren antiken und modernen Varianten)] zur Anwendung bringe.⁷ Kuhlmann gelingt es in diesem Aufsatz, über die bisherige Curtius-Forschung hinaus unter Anwendung eines sehr feinen, aktuellen narratologischen Begriffsinstrumentariums seine Deutung plausibel zu machen, nach der Curtius Rufus geradezu ein „romancier avant la lettre“ sei.⁸

Dennis Pausch veranschaulicht in seinem Aufsatz (S. 73-98) von philologisch-literaturwissenschaftlicher Warte, wie Curtius Rufus auf die ältere Überlieferung des makedonisch-orientalischen Stoffs zurückgreift und durch raffinierte zeitgeschichtliche Aktualisierungen seinen ‚Alexander‘ römischen Lesern schmackhaft macht. Der curtianische Alexander unterliegt hierbei einer zeitgenössischen *interpretatio Romana*. Deshalb beschließt Pausch seinen Beitrag richtigerweise mit der Folgerung, „dass die von ihm angewandten Techniken der Aktualisierung doch dazu geführt haben dürften, dass seine zeitgenössischen Leser im 1. Jh. n.Chr. recht schnell erkannten, dass im historischen Gewand ihre Sache verhandelt werde.“ (S. 96) Pausch gelingt es, mit seiner philologisch-literaturwissenschaftlichen Studie – gegenüber der bisherigen eher historisch ausgerichteten neueren Forschung – zu veranschaulichen, dass Curtius Rufus mehr an Eigenständigkeit und Reflexion im Umgang mit der reichen Überlieferung zu Alexander d. Gr. zuzutrauen ist, als bisher angenommen wurde.⁹

⁷ Zit. n. Wulfram op. cit., S. 8.

⁸ Zit. n. Wulfram op. cit., S. 8.

⁹ Eine Ausnahme bildet allerdings N. Holzberg: Hellenistisches und Römisches in der Philippos-Episode bei Curtius Rufus (III,5,1-6,20), in: P. Neukam: Die Antike in literarischen Zeugnissen, München 1988, S. 86-104 [= WJA N.F. 14 (1988), S. 185-201]. Vgl. zur eher historisch ausgerichteten neueren Forschung z.B. R. Prosd: Der Literat Curtius: Tradition und Neugestaltung: zur Frage der Eigenständigkeit des Schriftstellers Curtius, Graz 1987, S. 1-48; E. Baynham: Alexander the Great. The Unique History of Quintus Curtius, Ann Arbor 1998, S. 57-100 und J.E. Atkinson (wie Anm. 6), S. 3458-65.

Curtius' virtuose Erzähltechnik untersucht Robert Porod (S. 99-126). Im Mittelpunkt seines Beitrags steht, wie der curtianische Alexander in drei zusammenhängenden Krisensituationen vor seinen Soldaten als Redner auftritt (anlässlich von Kriegsmüdigkeit, Heimweh, körperlicher Erschöpfung, Dissens über Ziele des Feldzugs, Eifersucht und Meuterei usw.). Porod gelingt es nachzuweisen, dass der Geschichtsschreiber Curtius Rufus seinen Reden eine einmalige suggestive Kraft verleiht, was auch schon mehrfach beobachtet wurde.¹⁰ Allerdings nimmt sich Porod eines in der neueren Curtius-Forschung vernachlässigten Themas an, nämlich der Bedeutung der Reden als Element curtianischer Darstellungskunst für das Werkganze. Originell und neu ist sein Einfall, besonders die Frequenz und den Gebrauch nominaler wie verbaler Wir-, Ihr- und Ich-Formen und die rhetorischen Strategien in den Reden der *Historiae Alexandri Magni* zu untersuchen. Damit liefert Porod einen bedeutenden Beitrag, um die Nuancen der rhetorischen und figurenpsychologischen Meisterstücke des Curtius besser zu verstehen. Immer noch als wichtiges Forschungsdesiderat muss, wie Porod zu Recht anmerkt, ein Vergleich der Reden des Livius mit denen des Curtius gelten.¹¹ Welche Wege die zukünftige Forschung zu beschreiten haben wird, hat Porod mit dieser Studie vorgegeben.

Hartmut Wulfram zeigt in seinem Beitrag, wie Curtius seine rhetorische Veranlagung selbst in der nonverbalen Kommunikation (Körpersprache, Gestik etc.) auf der Erzählebene zur Anwendung bringt (S. 127-158). Der Autor konzentriert sich in seiner Studie auf die besonders ergiebigen Bücher III und IV. Dabei zeigt Wulfram überzeugend, dass Curtius' historische Alexandergestalt bei keinem anderen Alexanderhistoriker (der ersten und zweiten Generation) „so intensiv – und psychologisch raffiniert – dargestellt werde wie von dem eingefleischten Liviuskenner und Rhetoriker Curtius Rufus“ (S. 152). Ein umfangreiches Literaturverzeichnis rundet diesen Beitrag von Wulfram ab (S. 154-158). Die Bedeutung seiner Untersuchung liegt darin, dass er die Aspekte der nonverbalen Kommunikation, die in der bisherigen Curtius-Forschung nur beiläufig berührt wurden, hinsichtlich ihrer hohen Präsenz und subtilen Mehrdimensionalität in den Büchern III-IV eingehender untersucht. Es erscheint für die zukünftige Curtius-Forschung lohnenswert, den Ansatz von Wulframs Studie auf die Bücher V-X auszudehnen.

¹⁰ Vgl. z.B. W. Rutz (wie Anm. 6), S. 2353f., Atkinson (wie Anm. 6), S. 3473f.

¹¹ Es ist Porod, in: Op. cit., S. 124, Anm. 73 beizupflichten, dass dies lediglich von W. Rutz: *Seditionum puellae. Livianisches in der Darstellung der Meuterei von Opis bei Curtius Rufus*, in: E. Lefèvre/E. Olshausen (Hg.): *Livius. Werk und Rezeption. FS Erich Burck*, München 1983, S. 399-409 unternommen worden sei.

An die Arbeit von Cuttica¹² anknüpfend beschäftigt sich Daniela Galdi (S. 159-169) mit den oftmals moralisierenden Sentenzen und Sinnsprüchen, die von Curtius Rufus als Mittel der psychologischen Charakterisierungen der beiden Herrscher Alexander und Dareios benutzt werden. Hierbei greift die Verfasserin auf die in der kaiserzeitlichen Literatur häufig benutzten Topoi zurück. Über die bisherige Curtius-Forschung hinaus gelingt es Galdi darzulegen, dass prägnante Sentenzen bei Curtius den Blick des Lesers hinsichtlich der psychologischen Entwicklung des Darius und Alexanders und ihrer miteinander verwobenen Schicksale schärfen können.

Gerrit Kloss (S. 171-188) untersucht Curtius' umfangreiche Erzählung der Eroberung von Tyros (Curt. IV, 2-4) und bewertet sie vor dem Hintergrund der bisherigen Curtius-Forschung neu. Hierbei konzentriert er sich in seiner Analyse vor allem auf die narrativen Motivationsstrukturen. Paradoxerweise beharren die Einwohner von Tyros darauf, weiterhin von Alexander belagert zu werden. Die Belagerung erzwingen die Tyrier durch einen eklatanten Völkerrechtsbruch, wobei Alexanders Wut über die hartnäckigen Einwohner diplomatischem Pragmatismus Platz macht. In diesem Zusammenhang zeigt Kloss, dass mehrere Omina von den Einwohnern von Tyros rein schicksalsergeben ausgelegt werden, während in Alexander der *homo rationalis* triumphiert. Denn der Makedone deutet die Omina ‚metasemantisch‘ (S. 182) und reflektiert hierbei unvoreingenommen die möglichen Handlungsoptionen. Durch diese eingehende, gerade die neuere Forschung berücksichtigende Untersuchung der curtianischen Tyros-Episode, gelingt es Kloss, die bereits mehrfach erwiesene Eigenständigkeit des römischen Alexanderhistorikers erneut zu bestätigen.

Im Folgebeitrag unterzieht Anja Bettenworth (S. 189-208) die sog. Branchidenepisode (Curt. VII,5,28-35) einem *close reading*. Sie weist nämlich eindrucksvoll nach, wie bzw. warum Curtius römische Rechtsgrundsätze verwendet und die religiöse Dimension in seiner Darstellung reduziert, um Alexanders moralische Degeneration und Preisgabe seiner *clementia* gegenüber Feinden dem römischen Leser vor Augen zu führen. Denn der römische Geschichtsschreiber verurteilt Alexander dafür, dass er ‚Exilgriechen‘, die in Persien freundlich aufgenommen worden sind, grausam für einen Verrat in Sippenhaft nimmt, den ihre Vorfahren in ihrer Heimat begangen haben sollen.¹³

¹² Vgl. dazu A. Cuttica: *Le sententiae in Curzio Rufo. Dallo stile alla cultura di un'epica*, Firenze 1998.

¹³ Bettenworth berücksichtigt für ihre Studie die wichtige Arbeit von N.G.L. Hammond: *The Branchidae at Didyma and in Sogdiana*, in: *CQ* n.s. 48 (1998), S. 339-344 nicht.

Einem eher abgelegenen Bereich der Curtius-Forschung, nämlich den medizingeschichtlichen Aspekten des Textes, widmen sich die folgenden beiden Beiträge. Im Werk des Curtius Rufus untersucht Christian Schulze (S. 209-217) Passagen, die sich auf Ärzte, Krankheiten, Therapien etc. beziehen. Der lateinische Alexanderhistoriker zeige ein sehr großes Interesse an Medizin und Ärzten. Den Schwerpunkt seiner sowohl literarisch als auch medizingeschichtlich angelegten Studie bildet die längste Schilderung medizinischer Belange im Text, die Episode um den Arzt Philippus (Curt. III,5-6). Gemäß Schulze gestaltet Curtius diese Schilderung stark dramatisch-rhetorisch und „lässt sie auf die Aristie und Quasi-Apotheose des Philippus zulaufen.“ (S. 216) Unter den Alexanderhistorikern erweise sich Curtius Rufus, wie Schulze zeigen kann, als derjenige, der das bei weitem positivste Bild eines Arztes und überhaupt der Medizinkunst zeichne. Der Autor übertrage hierbei Reflexe seiner eigenen Lebenszeit, in der der Beruf des *medicus* in der römischen Gesellschaft einen gesellschaftlichen Prestigegewinn erfahre, auf Alexander. Literarisch ist die dramatisch und rhetorisch ausgefeilte Schilderung, wie Alexander im Herbst 333 v.Chr. bei einem Bad im Kydnos badet, in der Folge plötzlich schwer erkrankt und von seinem Leibarzt Philippus geheilt wird, bereits häufig behandelt worden.¹⁴

Daran anschließend unterzieht Anja Macherei (S. 219-237), selbst praktizierende Ärztin und Medizinhistorikerin (S. 9), die beiden in dieser Hinsicht ergiebigsten Episoden der überlieferten lateinischen Alexandergeschichte, nämlich die Erkrankung Alexanders in Tarsos (Curt. III,5-6) und seine Verletzung in der Mallerstadt (IX,4,26-6,4), einer eingehenden Diagnose *ex post*. Hierbei kann die Autorin zeigen, über welche enzyklopädische Bildung und/oder welches empirische Wissen im Bereich der Medizin der Autor verfügte und was er bei seinem Publikum voraussetzen konnte. Diese beiden Beiträge füllen für die bisherige Curtius-Forschung medizingeschichtliche Desiderate und legen u.a. Zeugnis darüber ab, mit welcher Themenbreite dieser Tagungsband aufwarten kann.

Einen Beitrag zu Curtius' Erzählkunst liefert Reinhold Bichler (S. 239-261), indem er in zwei ausgedehnten Fallstudien über Alexanders Feldzug in die Oberen Satrapien und über die indische Kampagne (Buch V-IX) unter umfassender Heranziehung der Parallelüberlieferung die Individualität des römischen

¹⁴ Vgl. etwa die Einträge bei H. Koch: Hundert Jahre Curtius-Forschung (1899-1999). Eine Arbeitsbibliographie, St. Katharinen 2000, S. 18; Baynham (wie Anm. 8), S. 141-144; J.C. Fernández Corte: Ficción en la Historia Alexandri de Quinto Curcio: la anécdota del médico Filipo en comparación con Arriano y Plutarco, in: Exemplaria 3 (1999), S. 1-15; A. Macherei: Medizinisches bei Quintus Curtius Rufus' *Historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt*, Diss. Bochum 2012, S. 76-87.

Alexanderhistorikers veranschaulicht. Hierbei zeigt er, wie der Geschichtsschreiber wohlkalkuliert Erzähltechniken zum Einsatz bringt, die seinem Porträt Alexanders spezielle Nuancen verleihen. In effektvollen Bildern wird die Not der Soldaten in Naturgewalten und Kämpfen unter extremen äußeren Umständen von Curtius zur Anschauung gebracht. In diesem Zusammenhang werden von Bichler Alexanders d. Gr. vorbildliches Verhältnis zu seinen Soldaten wie Momente seines Versagens untersucht (S. 260). Alexander bewährt sich in der Darstellung des Curtius im Kampf gegen die Unbilden der Natur und spornt seine Soldaten im unbekanntem Terrain an (Bergpässe, Gewaltmärsche, undurchdringlicher Urwald, wilde Tiere, eisige Winterstürme, Flussüberquerungen, Schifffahrten auf Strudeln im Strom oder die Gezeiten des großen Indischen Ozeans etc.). Diesem positiven Wirken des Feldherren Alexander stellt der römische Historiker kontrastierend als Paradox dessen moralische Exzesse gegenüber. So gelingt es Bichler, schlüssig nachzuweisen, dass der Erzähler Curtius Rufus es vermag, durch derartige eindrucksvolle Schilderungen seinen Leser zu fesseln. Hiermit bestätigt Bichler mit seinem soliden Beitrag nicht nur gängige Forschungsergebnisse zu Curtius Rufus, sondern vereint beiläufig zwei Paradigmen der aktuellen Kulturwissenschaft, *men studies* und *topographical turn*.¹⁵ Für die weitere Curtius-Forschung kann dieser Ansatz fruchtbar sein.

Ralf Behrwald (S. 263-276) geht der Frage nach der Zuverlässigkeit von Curtius' Angaben zum Orient nach. Der römische Alexanderhistoriker verwendet häufig die Bezeichnung *barbari*, um die Orientalen den Griechen bzw. den Makedonen kontrastiv gegenüberzustellen. Der Autor des vorliegenden Beitrags verdeutlicht durch Analysen dreier bedeutender Abschnitte aus der curtianischen Alexandergeschichte, nämlich des Zusammentreffens mit den Skythen, der Poros-Schlacht und der Vorgeschichte der Schlacht bei Issos, welche motivischen, sprachlichen und erzähltechnischen Mittel der Alexanderhistoriker benutzt. Hierbei weist Behrwald nach, dass Curtius Rufus bei dem Wort *barbarus* sehr variabel mit den traditionellen Vorstellungen umgeht. Der römische Alexanderhistoriker zeichnet kein einheitlich negatives und zugleich abwertendes Bild von den Barbaren. Vielmehr betont der Römer, wie der Verfasser dieses Artikels abschließend überzeugend zeigen kann, Werte und Vorstellungen, „die in der gesamten Oikoumene gelten“ (S. 275). Behrwald liefert hier einen sehr wichtigen Beitrag, da er nicht nur die bereits in der neueren Curtius-Forschung festgestellte Zuverlässigkeit des römischen Alexanderhis-

¹⁵ Vgl. dazu auch Wulfram op. cit., S. 10.

torikers erweist,¹⁶ sondern darüber hinaus Rollingers These bestätigt, dass Curtius gerade für Alexanders d. Gr. orientalische Gegner ein vorzüglicher Zeuge sei und streckenweise über bessere Kenntnisse über das Perserreich verfüge als manch anderer Alexanderhistoriker (vgl. auch S. 263).¹⁷

Herbert Bannert (S. 277-300) widmet sich in seiner Einzeluntersuchung den Motivverwandtschaften zwischen dem Dionysos- und dem Alexandermythos. In diesem Zusammenhang zieht er die *Dionysiaka* des spätantiken Epikers Nonnos sowie Arrian heran und vergleicht sie mit Curtius' Alexandergeschichte. Nicht zufällig beginne das auf uns gekommene Werk des Curtius Rufus mit der Gordionepisode in Buch III, die den Auftakt für Alexanders Zug in die unerforschten Weiten des Ostens bildet. Dionysos, dem Indienreisenden und ekstatischen Kulturbringer, wird in der Nachfolge des Herkules die Funktion von Alexanders Leitgottheit von Curtius zugesprochen. Dieser Gott wird dem Makedonenkönig geradezu zum Bruder. Verberben bringend für Alexander ist Dionysos' Gabe des Weins, die letzten Endes den Tod des Königs in Babylon bedingt (S. 298). Dem Beitrag sind drei Abbildungen angefügt. In seiner Studie steuert Bannert zahlreiche wertvolle Einzelbeobachtungen zum Verhältnis von Alexander und Dionysos zur aktuellen Curtius-Forschung bei.

Richard Stoneman (S. 301-322) untersucht in einer sehr weit gefächerten Studie die Ursprünge von Curtius Rufus' Konzept der *Fortuna/Tύχη*. Die Dominanz der *Fortuna* in Alexanders Karriere ist in der bisherigen Curtius-Forschung bereits erkannt. Sie ist quasi ein Leitmotiv der gesamten curtianischen Alexandergeschichte. Vor diesem Hintergrund unternimmt es Stoneman, einen großen Bogen von den altpersischen Quellen – über die griechisch-römische Antike – bis hin in das lateinische Mittelalter und die (englische) Renaissance zu schlagen. Der Forscher zeigt durch seine stringente Untersuchung auf, dass die *Fortuna* von Curtius zur persönlichen Schutzgottheit Alexanders stilisiert wird. Der Autor dieses Beitrags führt diese Sicht des römischen Historikers schlüssig auf die iranischen Anschauungen über das königliche **khnarnah* zurück, die dem römischen Alexanderhistoriker wohl durch Kleitarch vermittelt worden seien und letzten Endes auf einen persischen Bericht über Alexander zurückgehen könnten (S. 313-319). Stoneman gelingt es, in Anknüpfung an die bisherige Curtius-Forschung durch seine sehr breit angelegte Untersuchung nicht nur zu erweisen, welche Vorlagen Curtius für den Fortuna-Komplex innerhalb seiner Alexandergeschichte benutzt haben könnte, sondern auch, wie

¹⁶ Vgl. beispielsweise S. Müller: Curtius Rufus, Quintus, in: The Encyclopedia of Ancient History, First Edition. Ed. by R.S. Bagnall, K. Brodersen, C.B. Champion, A. Erskine, and S. Huebner, Blackwell 2013, S. 1879-1880, hier S. 1880.

¹⁷ Vgl. dazu entsprechend R. Rollinger: Die Philotas-Affäre, Alexander III. und die Bedeutung des Dexiosis im Werk des Q. Curtius Rufus, in: Gymnasium 116 (2009), S. 257-273.

er die Fortuna in seinem Werk quasi als Leitmotiv zur Geltung brachte. Ein sehr wichtiges Ergebnis seiner Arbeit liegt darin, dass sich gerade in Curtius' *Historiae Alexandri Magni* „im antik-,abendländischen' Traditionszusammenhang die (achämenidisch anmutende) Entschiedenheit“¹⁸ zeige, mit welcher der römische Autor die Schutzgottheit Alexanders, Fortuna, hervorhebt.

Die letzten Beiträge des Tagungsbandes sind der Rezeptionsgeschichte gewidmet. Sie zeigen, dass Curtius' *Historiae Alexandri Magni* vor allem vom 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert gelesen wurden – eine „*aetas Curtiana*“. Deren Abklingen liegt insbesondere daran, dass im 19. und 20. Jahrhundert diesem Autor oft „mangelnde Quellenkritik und rhetorische Fabulierung“ vorgeworfen wurden, wie Wulfram (S. 323-368, hier S. 323) in der Einleitung zu seinem Beitrag schreibt. Stattdessen bevorzugte man die griechischen Historiker Plutarch und Arrian. Anhand von vier Einzelstudien weist Wulfram nach, dass die „*aetas Curtiana*“ zahlreiche neue, interessante Entdeckungen bereithält. Karl der Kühne (1476/77) liest im Spätmittelalter den paganen Alexanderhistoriker Curtius Rufus zum eigenen Vergnügen. Pietro Metastasio dient der römische Geschichtsschreiber zur bukolischen Librettisierung (1751). Fischer von Erlach (1712/21) vergegenwärtigt orientalische Prachtbauten im Geist des Antiquarismus mit verfeinerten Techniken von Kupferstich und Buchdruck. Auch Claude-Nicolas Ledoux (1804) nimmt die curtianische Alexandergeschichte im Licht rousseauscher Zivilisationskritik in Anspruch (S. 361). Zu Recht fasst Wulfram in der Einleitung zu diesem Tagungsband seine Studie folgendermaßen zusammen: „Das Ausstrahlen in fremde Kontexte und Medien unterstreicht, dass im vielgestaltigen Nachleben Alexanders d. Gr. die ‚europäischen‘ Jahrhunderte von Renaissance bis Aufklärung als ‚*aetas Curtiana*‘ gelten dürfen.“ (S. 11) Ein sehr umfangreiches Literaturverzeichnis (S. 362-368) sowie 20 Abbildungen, die dem Leser einen sehr guten Eindruck von der Rezeption des curtianischen Geschichtswerks vermitteln, runden den Beitrag ab.

Gabriel Siemoneit (S. 369-387) widmet sich dem forschungsgeschichtlich sehr bedeutsamen Curtius-Kommentar von Johannes Freinsheim (1639). Er untersucht nach inhaltlichen und formalen Kriterien die zwei einleitenden Kapitel, in denen Freinsheim die maßgeblichen Ansichten frühneuzeitlicher Philologen über die Datierung und den Stil des Curtius referiert. Der heutige Leser gewinnt durch den hier vorgelegten Artikel einen Einblick in die barocke Gelehrtenkultur und wird feststellen, „wie relativ bisweilen wissenschaftlicher Fortschritt sein kann“.¹⁹

¹⁸ Zit. n. Wulfram, op. cit., S. 11.

¹⁹ Zit. n. Wulfram op. cit., S. 11.

Sonja Schreiner (S. 389-410) untersucht, wie verschiedene Schulmänner vom späten 17. bis zum späten 18. Jahrhundert ihren Schülern sprachlich, stilistisch und stofflich den Curtius vermittelten. Wenig gewürdigte Vermittlungsinstrumentarien wie Phraseologien (zum passiven und aktiven Sprachgebrauch), Exzerpte, Schlagwortregister, Einführung in Autor und Werk des Curtius Rufus sowie ein Singspiel, das durch die sog. ‚Pagenverschwörung‘ (Curt. VIII,6-8) angeregt wurde, werden von der Verfasserin ausführlich didaktisch gewürdigt und im zeitgenössischen Zusammenhang reflektiert. Anhand eines Dramas sowie einer romanhaften Biographie wird auch die außerschulische Popularität des Curtius erörtert. Gerade Schreiners Beitrag, der für die Lektüre in der Schule heute, aber auch für den außerschulischen Bereich zahlreiche Anregungen liefern kann, verdeutlicht die Aktualität und die Bedeutung der curtianischen *Historiae Alexandri Magni*. Wieso sollte etwa nicht das Schulsingspiel, das am St. Andreas-Gymnasium (1701) uraufgeführt wurde, in anderer Form in modernisierter Weise adaptiert oder aufgeführt werden?²⁰

Nikolaus Thurn (S. 411-426) zeigt in seinem Beitrag, dass Juan Ginés Sepúlveda *De rebus Hispanorum gestis ad Novum Orbem Mexicumque* strukturell-motivisch durch Curtius' Alexandergeschichte maßgeblich bei seiner Beschreibung der Eroberung Mexikos durch Hernán Cortés beeinflusst wurde. Wie bei Curtius der Makedone Alexander die ‚barbarischen‘ Perser, so unterwirft bei Sepúlveda der christliche ‚Kulturbringer‘ Cortés die ‚heidnischen‘ Azteken. Bei dem spanischen Autor handelt es sich jedoch, wie Thurn zeigen kann, nicht um eine bloße *imitatio* des Literaten Curtius, sondern er setzt sich umfassend mit seiner römischen Vorlage auseinander. Ebenso wie der Römer Alexander von Vorwürfen nicht frei sprechen möchte, so folgt Sepúlveda ihm als Charakterzeichner und erklärt vor dem Hintergrund seiner Vorlage das Handeln von Hernán Cortés. Allerdings ersetzt er den Blickwinkel durch eine christliche, in seinen eigenen Augen überlegene Motivierung (S. 425). Dennoch wird von Sepúlveda die Rechtmäßigkeit von Cortés' Handeln kritisch hinterfragt. Er demaskiert das treibende Motiv des Eroberers des Aztekenreichs, nämlich seine Goldsucht und Gier, die einer friedvollen Christianisierung Amerikas entgegen gestanden habe (S. 422f.). Thurn macht in seiner Studie noch auf eine wichtige Parallele zwischen Alexander und Cortés aufmerksam, die Sepúlveda bei der Konzeption des Werks angeregt habe. Er schreibt dazu:

²⁰ Vgl. Schreiner, in: Op. cit., S. 398-403. Vgl. dann entsprechend: J.C. Los: Hermolaus, oder entdeckte Verschwörung einiger vornehmen jungen Macedonier gegen den Großen Alexander. Auß des Curtii achten Buche, durch Veranlassung der wider Ihro Kayserliche Majestät Leopoldi des Großen und Dero allerdurchleuchtigstes Hauß glücklich-entdeckten Hungarischen Conspiration, in diesem 1701sten Jahre auß alleruntertänigster Frolockung in einem Sing-Spiele vorgestellt von denen Musicis des Gymnasii S. Andreae, Hildesheim 1701 (bibliographische Angabe nach Schreiner, in: Op. cit., S. 408).

„So wie der Glanz Alexanders beschattet wird von seiner *iracundia*, so der des Cortés von seiner *avaritia*“ (S. 423).

Gerade die letzten Beiträge zur Rezeptionsgeschichte innerhalb dieses Tagungsbandes liefern für die aktuelle Curtius-Forschung den Beleg dafür, welche starke Verbreitung und Nachwirkung die römische Alexandergeschichte hatte. Hier wird die zukünftige curtianische Rezeptionsforschung noch weitere Schätze zu heben haben. Der zu beschreitende Weg ist durch die hier vorgelegten Untersuchungen vorgezeichnet.

Ein Index Curtianus (S. 427-435), zwei Indices locorum (Antike, S. 436-447; Mittelalter und Frühe Neuzeit, S. 448-450) beschließen den Tagungsband. Die Unterteilung der Indices erweist sich für den Benutzer als hilfreich.

Abschließend lässt sich festhalten, dass es den Verfassern dieses Wiener Tagungsbandes gelingt, die Eigenständigkeit des Schriftstellers Curtius Rufus, wie sie bereits in der früheren und der neueren Curtius-Forschung häufig postuliert wurde, zu bestätigen und mit sehr guten, neuen Argumenten weiterzuentwickeln. Im Vergleich mit der Paralleltradition bei Diodor, Plutarch, Arrian usw. werden durch den Band das große Können des römischen Alexanderhistorikers und seine raffinierte Dramaturgie bei der Ausgestaltung von Einzelszenen überzeugend vor Augen geführt. So wird dem Leser ein sehr gut nachvollziehbares und umfassendes Bild dessen geboten, was man heute für das (grundlegende) Verständnis der curtianischen *Historiae Alexandri Magni* benötigt. Dazu trägt der von dem Veranstalter der Wiener Curtius-Tagung und dem Herausgeber dieses hier besprochenen Tagungsbandes, Hartmut Wulfram, gewählte interdisziplinäre Ansatz der Einzelstudien maßgeblich bei. Die achtzehn Beiträge sind sehr gut miteinander verzahnt und leisten einen bedeutenden Beitrag dazu, dem römischen Alexanderhistoriker Q. Curtius Rufus im 21. Jahrhundert wieder das Renommee zu verschaffen oder zurückzuerobern, das der heutigen Zeit sein Alexanderbild und damit dann seinen Protagonisten selbst näher bringen wird wie einstmals in der *aetas Curtiana* (s.o.).

Am Ende ist durch den Rezensenten noch kritisch anzumerken, dass die französische Curtius-Forschung nach Durchsicht der Literaturverzeichnisse in zu geringem Umfang für die Beiträge des Wiener Tagungsbandes berücksichtigt wurde.²¹ So wäre es wünschenswert, wenn sowohl der hier besprochene Band

²¹ Vgl. dazu die entsprechenden Bibliographien im französischen Tagungsband von M. Mahé-Simon/J. Trinquier op. cit. Eine Ausnahme in dem Wiener Tagungsband bildet allerdings Pausanias, in: Op. cit., S. 96ff., wie sich aus der Durchsicht der einzelnen Literaturverzeichnisse ergibt.

als auch sein französisches Pendant weitere Verbreitung erfahren, um der intensiven Beschäftigung mit dem lohnenden schriftstellerischen Werk des Q. Curtius Rufus den Weg neu zu bahnen.

Holger Koch
D-69198 Schriesheim
E-Mail: holgerkoch@web.de

Barbara NIEMEYER, Römische Silberschätze. 150 Jahre Hildesheimer Silberfund. Darmstadt: WBG Theiss 2018, 112 S., 91 farb. Abb.

Am 17. Oktober 1868 stießen preußische Soldaten des 79. Infanterie-Regiments bei Schanzarbeiten am westlichen Hang des Galgenberges bei Hildesheim auf eine Anordnung von Silberobjekten¹. Diese befanden sich in einer 1,66 m zu 0,90 m weiten Grube und kamen in einer Tiefe von 2,30 m bis 2,80 m zum Vorschein. Es ist von einer bewussten Deponierung auszugehen, waren doch kleinere Geschirrtile in drei große Gefäße – einen Krater, eine Situla und einen Kantharos – gestapelt, neben denen weitere Objekte aufgestellt waren. Zwei als Goldschmiede ausgebildete Soldaten reinigten die Stücke mehr oder weniger sachgerecht. Am folgenden Tag fanden Schüler bei einem naturkundlichen Ausflug weitere Bruchstücke.

Insgesamt umfasst der Fund mindestens 77 Objekte und zählt mit ungefähr 54 Kilogramm zu den größten und bedeutendsten Silberfunden der Antike. Zunächst für einen Fund aus dem 30-jährigen Krieg gehalten, wurde bei der Begutachtung durch Historiker und Experten schnell klar, dass es sich um römisches Silber handelt. Mitte November 1868 erging der Befehl des preußischen Kriegsministeriums, den Fund nach Berlin zu überstellen, wo er ins königliche Schloss und später ins Kultusministerium gelangte. Ein Jahr nach der Auffindung verfügte Kaiser Wilhelm I. per Dekret, dass der Hildesheimer Silberfund den Königlichen Museen zu Berlin als Geschenk zufalle.

Aus Anlass des 150-jährigen Jubiläums der Auffindung des sog. Hildesheimer Silberfundes ist der vorliegende Band von Barbara Niemeyer als Sonderheft der Zeitschrift *Archäologie in Deutschland* erschienen². Ziel der Autorin ist es, einen allgemeinen Überblick über die Silberfunde auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland zu geben, diese in Beziehung zu Funden aus

¹ Zur Auffindung und den Fundumständen sowie weiteren Aspekten des Hildesheimer Silberfundes s. ausführlich M. Boetzkes/H. Stein (Hgg.), *Der Hildesheimer Silberfund – Original und Nachbildung. Vom Römerschatz zum Bürgerstolz* (Hildesheim 1997); St. Faust, *Die Römer in Germanien – Der Hildesheimer Silberschatz*, in: St. Faust/F. Hildebrandt, *Schätze der Antike. Faszinierende Funde der Archäologie* (Darmstadt 2015) 91-101.

² Erst unlängst hat das Interesse an römischen Silberfunden wieder zugenommen, so wurden der Schatzfund von Berthouville (K. Lapatin [Hg.], *The Berthouville Silver Treasure and Roman Luxury* [Los Angeles 2014]), der Depotfund aus der Casa del Menandro in Pompeji (s. Aufsätze in H. Meller/J.-A. Dickmann [Hgg.], *Pompeji – Nola – Herculaneum. Katastrophen am Vesuv, Ausst.-Kat. Halle* [München 2012]) und der Verwahrfund aus Boscoreale (A. Cirillo/A. Casale, *Il Tesoro di Boscoreale e il suo scopritore. La vera storia ricostruita sui documenti dell'epoca* [Pompeji 2004]) neu vorgelegt.

dem Imperium Romanum zu setzen sowie den aktuellen Forschungsstand darzustellen (S. 6).

Dem Vorwort (S. 6) folgen zwölf Kapitel (S. 7-102), die sich in vier Abschnitte einteilen lassen und einer chronologischen Abfolge verpflichtet sind. Einführenden Charakter haben die beiden ersten Kapitel. Zunächst führt Niemeyer in Kapitel 1 (S. 7-9) viele unterschiedliche Informationen zusammen, so die Geographie Germaniens, einen groben Abriss über Chronologie und Verbreitung der Silbergefäße in Verbindung mit historischen Entwicklungen, einer Übersicht der Fundtypen und Fundumstände, einen Vergleich von literarischen Angaben zum Gewicht von Gefäßen und tatsächlichen Funden sowie zum Kulturgutschutz und Verbleib der Funde.

Bei den Silberfunden handelt es sich in aller Regel um Teile des Trink- und Speisegeschirrs (*ministerium*) sowie Toilettegeräte und Objekte der Raumgestaltung. Diese Zusammensetzung wird in Kapitel 2 (S. 10-19) eingehender erläutert. Zum Trinkgeschirr (*argentum potorium*) zählen Becher (*cantharus, scyphus, calathus, modiolus*, Fußpokale ohne Griffe), Mischgefäße und Kannen (*lagoenae*) sowie Schöpfgefäße (Kasserole, *simpulum*)³. Dass Kalathoi und Modioli als Einzelstücke gedacht waren, wie Niemeyer behauptet (S. 10), ist allerdings so nicht richtig; man denke an das Skelettbecherpaar aus dem Silberfund von Boscoreale (heute im Pariser Louvre) oder die Becher aus der Casa del Menandro in Pompeji. Dem Speiseservice (*argentum escarium*) gehören Auftrage- und Vorlegeplatten (*lances*), Tablett, Teller und flache Schüsseln, Näpfe (*paropsis, acetabulum*), doppel funktionale Gefäße – meist als Eierbecher bezeichnet –, Salz- und Pfefferstreuer (*salinum, piperatorium*) sowie Vorlege- und Esslöffel an (S. 13f.). Das Waschgeschirr (*argentum balneare*) umfasst Schüsseln, Kannen und Toilettegeräte wie Spiegel, Zahnstocher und Ohrlöffel (S. 14-16). Nicht immer ist eindeutig zu entscheiden, ob eine Kanne zum *argentum balneare* oder *patorium* gehört, jedoch dürften einzelne Kannen mit Schüssel eher zum Waschgeschirr zu zählen sein⁴. Zur Raumausstattung zählen Prunk-/Emblema-Schalen sowie Klapptische und Kandelaber (S. 16-18). Die Schaustücke sollten Reichtum, Bildung und künstlerischen Geschmack des Hausherrn oder Gastgebers vor Augen führen und als Anknüpfungspunkte für Gespräche und Betrachtungen während des Gastmahles dienen.

³ Obwohl sich Gefäßbezeichnungen in Schriftquellen oder als Graffiti auf Terra Sigillata finden, sind diese nur unter Vorbehalt auf Silbergefäße zu übertragen. Vielfach handelt es sich um latinisierte Namen aus dem Griechischen.

⁴ Schüsseln in Muschelform (*concha*) sollten – so Niemeyer – bereits optisch einen Bezug zum Wasser herstellen (S. 14), doch dürfte die Bedeutung der Form weit darüber hinausgehen und auf die schaumgeborene Venus sowie das Reinigen als Akt des Schönheitspflege verweisen.

Es folgen in einem zweiten Abschnitt (Kapitel 3 bis 5) Fundkomplexe der frühen Kaiserzeit. Den Ausgangspunkt bildet der Hildesheimer Silberfund (S. 20-37). Der knapp ausgefallenen Fund- und frühen Bearbeitungsgeschichte folgen die Kategorisierung der Objekte⁵, kurze Beschreibungen, Hinweise zum Gebrauch, zum Zustand oder zur Herstellungstechnik, z.B. Lotspuren, Reparaturen und Korrekturen. Es werden die Reinigung, die Entzifferung der Inschriften, die Abformung der Gefäße mit Gips, die Überführung nach Berlin und die erst 30 Jahre später erfolgte grundlegende Restaurierung erwähnt, deren Anlass nach Niemeyer wohl der 1895 in Boscoreale entdeckte und verkaufte Silberfund war (S. 20). Auch die im Jahr 1901 erschienene Monografie von Erich Pernice und Franz Winter wird genannt, doch endet damit der historische Abriss. Hier wären die im Text erwähnten Zeichnungen August von Cohausens, schriftliche Dokumente, u.a. ein Bittschreiben von Hermann Roemer (Senator im Magistrat der Stadt Hildesheim und Mitbegründer des Roemer- und Pelizaeus-Museums) zum Verbleib des Fundes in Hildesheim, wünschenswert gewesen. Es fehlt der Hinweis auf eine vielbesuchte erste Ausstellung, die bereits 1868 in Hildesheim stattfand, die durch den Zweiten Weltkrieg bedingte Auslagerung von 1940 bis 1965/68 und den Verlust des filigran reliefierten äußeren Silberbleches des Kraters (erst S. 24), die Rückkehr des Fundes 1958 nach Hildesheim sowie eine letzte Ausstellung 1997 an gleicher Stelle⁶.

Auch die eigenen restauratorischen Forschungen von Niemeyer kommen zu kurz und werden nur im Literaturverzeichnis deutlich. Lediglich den beiden sog. Humpen, die sie als Amphoren rekonstruiert, widmet sich Niemeyer ausführlicher und mit einer schematischen Rekonstruktion (S. 25f.)⁷. Zu den „Hauptattraktionen“ des Hildesheimer Silberfundes gehören vier Schalen mit Emblemen von Athena, Herakles, Kybele und Attis (S. 32f.), wobei letztere aufgrund der Gewichtsangaben ehemals zu einem Viererset gehört haben müssen (S. 32). Zwar werden verschiedene Ergänzungen für die fehlenden Emblema-Schalen angeführt – so Umkreis des Mithras-Kultes, Bildnisse des Kaiserpaares oder Gaius und Lucius Caesar –, leider jedoch ohne Begründung (S. 33). Ausführlich werden die neuen Untersuchungen der sieben Blattstab-Gefäße, die meist als Gruppe angesprochen wurden, vorgestellt: Jedes Gefäß

⁵ Wasch- und Toilettegeräte sind im Hildesheimer Silberfund nicht vorhanden.

⁶ Vgl. H. Stein, Die Hildesheimer Geschichte des Silberfundes, in: M. Boetzkes/H. Stein (Hgg.), Der Hildesheimer Silberfund – Original und Nachbildung. Vom Römerschatz zum Bürgerstolz (Hildesheim 1997) 10-29.

⁷ Zur Bezeichnung als Humpen s. G. Bruns, Fragen zu den Humpen des Hildesheimer Silberschatzes, Berliner Museen N.F. 3, 1953, 37-41. – Tendenziös ist Niemeyers Formulierung „Holzers Rekonstruktionsvorschlag ist im bierseligen Deutschland zugunsten der ‚Humpen-Theorie‘ von der nachfolgenden Forschung ignoriert worden.“ (S. 25). Hält sie die von ihr kritisierten Kolleginnen und Kollegen für derart schlicht?

bzw. Set weist eine individuelle Arbeitstechnik auf, so dass sie nicht aus einer Werkstatt stammen können (S. 35f.).

Zuletzt folgt ein Abschnitt zur Datierung (S. 37): Die Niederlegung wurde mit der Varusschlacht 9 n. Chr. oder dem Bataveraufstand 69/70 n. Chr. in Verbindung gebracht, teilweise aber auch in das 4. Jahrhundert datiert⁸. Als Ort der Varusschlacht ist heute durch archäologische Funde Kalkriese und seine nähere Umgebung gesichert, sodass keine unmittelbare Verbindung besteht. Niemeyer schlägt – basierend auf den hellenistischen und augusteischen Dekorelementen zahlreicher Objekte – daher eine Verbindung mit den unter Germanicus in den Jahren 12 bis 16 n. Chr. durchgeführten römischen Feldzügen Richtung Elbe vor.

Im vierten Kapitel werden die umfangreichen Silberfunde aus Pompeji, Boscoreale und Moregine kurz charakterisiert (S. 38-45). In einer großen Karte Pompejis sind die Funde übersichtlich vermerkt. Während die Ensembles aus der Casa del Menandro in Pompeji und der Villa von Boscoreale sorgfältig verpackt und in einem Kellerraum bzw. einer Zisterne deponiert waren, stammen (Einzel-)Objekte aus dem ‚Fluchtgepäck‘ der Einwohner Pompejis, denen die Flucht beim Vulkanausbruch 79 n. Chr. nicht mehr gelang (S. 39f.). Nach diesen einleitenden Abschnitten werden die Funde nun in den Abschnitten ‚Einzelgeräte und -gefäße‘ (S. 40f.), ‚Kleinere Gefäßensembles‘ (S. 41f.) und ‚Größere Fluchtensemble‘ (S. 42-44) – hier nach Fundorten und Häusern gegliedert – im Überblick aufgeführt. Die Absätze zu den umfangreicheren Funden sind prägnant nach Funddatum, Zuweisung zum *argentum pitorium*, *escarium* oder *balneare* sowie einer kursorischen Auflistung mit Angabe der Dekoration bei ausgefallenen Stücken gegliedert. Die hier gewählte Gliederung und knappe Zusammenstellung wird auch in den folgenden Kapiteln für alle weiteren Fundensembles beibehalten.

Sowohl der Hildesheimer Silberfund als auch die Fundkomplexe am Golf von Neapel weisen Gefäßsätze auf. Das fünfte Kapitel ist eben diesen Gefäßsätzen und Gedecken gewidmet (S. 46-55). Zweiersets finden sich in Form von Becherpaaren fast ausschließlich beim Trinkgeschirr. Mit den Objekten wurde auch die Sitte der Gefäßpaare in die *Germania libera* exportiert, wo sie so nachhaltig wirkte, dass sie nach dem Ausbleiben römischer Originale weitergeführt wurde und sich „sogar auf originär-germanische Gefäßstypen wie das Trink-

⁸ Zu den verschiedenen Datierungsansätzen s. R. Stupperich, Römische Toreutik und augusteische Feldzüge in Germanien: Der Fall Hildesheim, in: R. Wiegels/W. Woelker (Hgg.), Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur, Interdisziplinäres Kolloquium in Osnabrück 6.-9.12.1990 (Paderborn 1995) 106f. mit Anm. 50 (mit Literatur).

horn und metallbeschlagene Holzeimer übertrug“ (S. 46). Dreier- und Vierersets finden sich dagegen fast ausschließlich beim Essgeschirr. Hier wird nun auch eine wichtige Quelle der Mitte des 1. Jahrhunderts eingeführt, der Berliner Papyrus BGU III 781, der den Teil einer Packliste eines umfangreichen Silberservices enthält und Teller, Platten und Näpfe in Vierersätzen verzeichnet (S. 50). Einem Abschnitt zu den Essgeschirrgedecken des 1. Jahrhunderts – als „Leitfossil“ für das mögliche Vorhandensein eines Gedeckes“ dient der Löffel – folgt eine tabellarische Übersicht und ein weiterer Abschnitt zur Zusammensetzung zwei- und dreiteiliger Gedecke des 3. Jahrhunderts (S. 54f.).

In einem dritten Abschnitt (Kapitel 6 bis 8) werden Silberschatzfunde des 3. Jahrhunderts in den Nordwestprovinzen (S. 56-66) mit zwei angehängten Kapiteln zu Silberobjekten als Weihegaben (S. 67-69) und als Grabbeigaben (S. 70-74) besprochen.

Das sechste Kapitel stellt vollends die Schatzfunde des 3. Jahrhunderts in den Nordwestprovinzen ins Zentrum (S. 56-66). Die Plünderungszüge germanischer Stämme hinterließen in Frankreich deutliche Spuren in Form von Verwahr- und Hortfunden, die meist durch Münzen gut datierbar sind und mit historischen Ereignissen verknüpft werden können (S. 60-63. 66)⁹. Wohl im 2. Jahrhundert kam es zu typologischen Veränderungen von Formen und Dekoren, die meist – so Niemeyer – mit veränderten Techniken einhergingen. Insgesamt findet sich ein hoher Materialeinsatz, da Gefäße und Reliefdekore gegossen sind. Den Haupttypus bilden runde Vorlegeplatten mit verbreiterten Horizontalrändern und Zentralmedaillons mit figürlichen und vegetabilen Dekoren; es kommen Ovalplatten mit reliefverzierten Griffen hinzu.

Im siebten Kapitel wird eine Sondergruppe von Silberfunden aufgegriffen (S. 67-69). In den 70er und 80er Jahren des 1. Jahrhunderts treten unvermittelt gefiederte Blattvotive auf. Als Deutung wurden Ableitungen aus einem keltischen Baumkult, die Verbindung zu einem Palmblatt oder ein vegetabil umgestaltetes Blitzbündel des Jupiter vermutet, jedoch finden sich auch Exemplare mit Christogrammen oder mit einem Münzabdruck (von Kaiser Constantius I.). Über 600 Bleche von 106 Fundorten sind bekannt¹⁰. Die bisherige Forschungsannahme einer Verbreitung durch römische Truppen entlang des germanischen, rätischen und norischen Limes lehnt Niemeyer ab.

⁹ Hortfund von Lyon-Vaise, das Tempelinventar aus Berthouville, der Schatzfund von Chaourse, der möglicherweise aus einem Minerva-Heiligtum stammende Fund von Notre-Dame-d'Allencçon sowie die Funde aus Rethel, Béziers und Graincourt-lès-Havrincourt.

¹⁰ Über 40 Heiligtümer ließen sich für und anhand der Bleche bestimmen. Auf den Blechen werden Mars, Merkur, Isis, Mithras, Jupiter, Jupiter Dolichenus, Sabazios sowie germanische und keltische Gottheiten genannt.

Im achten Kapitel wird Römisches und Indigenes in fürstlichen Gräbern behandelt (S. 70-74). Nachgewiesen ist, dass der Import in Wellen – je nach politischer Lage und Notwendigkeit – erfolgte. Niemeyer sieht in den Funden von Hoby, Lübsow-Sandberg und Wichulla-Gosławice Objekte, die das Wohlwollen bei der Einrichtung einer Provinz erkaufen sollten. Dabei diskutiert sie die Möglichkeit nicht, dass es sich durchaus auch um Mitbringsel von Söldnern oder erhandelte Objekte handeln könnte. Die weniger qualitätvollen Nachahmungen der Folgezeit bringt sie mit dem unter Tiberius wohl unterbrochenen Zugang zu Silbergefäßen in Verbindung. Mit dem Haßleben-Leuna-Gommern-Horizont des 3. Jahrhunderts ist eine neue Welle römischer Importe belegt¹¹. Ein erheblicher Teil kam wohl als Raubgut, nicht durch friedlichen Handel in diese Region¹².

Im vierten Abschnitt (Kapitel 9 bis 12) wendet sich Niemeyer zunächst den Schatzfunden des 4. und frühen 5. Jahrhunderts zu (S. 75-82)¹³. Seit der Akzeptanz des Christentums unter Konstantin dem Großen finden sich vermehrt Christogramme sowie die Buchstaben Alpha und Omega als Dekorelemente auf Silberobjekten. Die Schatz- und Grabfunde erreichen nicht mehr den Umfang eines großen *ministerium*, dagegen werden Größe, Materialeinsatz und Dekoraufwand enorm erhöht. Es bilden sich sechs Kannenformen heraus, Deckelkästen ergänzen das *argentum balneare*. Charakteristisch für das 4. Jahrhundert sind Verzierungen mit Perlrändern, geometrische Muster und aufwendige figürliche Szenen – zumeist aus der Mythologie – werden durch Nilleinlagen kontrastiert und teilweise mit Vergoldung kombiniert.

Im zehnten Kapitel behandelt Niemeyer die vom Kaiser oder in seinem Namen von den Provinzstatthaltern an verdiente Beamte, Offiziere und andere Personen vergebenen *largitiones* (S. 83-90). Verschenkt wurden diese aus Anlass eines Sieges oder zu (Thron-)Jubiläen. Ob sie tatsächlich – wie Niemeyer anführt – aufgrund der unregelmäßigen Soldzahlungen durch Machtkämpfe und Usurpationen ein Teil der militärischen Entlohnung waren, wäre kritisch zu prüfen. Die kaiserlichen Donative umfassen neben Silberschalen mit Gold- und Silbermünzen oder *missoria* (Platten mit Kaiserbildnissen) auch goldene Zwiebelknopffibeln, Fingerringe mit *Fides*-Inschriften, Silberbarren, seidene und mit Purpur gefärbte Gewänder, Diatret- und Zwischengoldgläser. Die

¹¹ So Niemeyer bereits in Kapitel 6.

¹² Dabei legt der Vergleich der Grabbeigaben Mitteldeutschlands mit den Plünderungsfunden am Rhein eine Beteiligung elbgermanischer Stämme nahe.

¹³ Große Komplexe mit schweren Einzelstücken möchte man zumeist dem höfischen Umkreis oder hochrangigen Militärs zusprechen. Zu nennen sind hier Kaiseraugst, Mildenhall, Trier, Traprain Law und die Funde vom Esquilin- und Caelius-Hügel in Rom, Seuso und Vincovci.

Organisation des kaiserlichen Geschenkwesens oblag dem *comes sacrarum largitionum*, wie u.a. aus der *Notitia Dignitatum* hervorgeht.

Im elften Kapitel geht Niemeyer ausführlich den Löffeltypen *cochlear* und *ligula* nach (S. 90-95), da diese datierenden Charakter besitzen.

Im zwölften und letzten Kapitel behandelt Niemeyer das sog. Hacksilber, das nicht nur in Germanien zu finden ist, sondern bis nach Skandinavien gelangte (S. 96-102). Bereits im 3. Jahrhundert zu beobachten, findet sich das Phänomen der gewaltsamen Zerteilung von Silberobjekten aber vor allem im 4. Jahrhundert. Offenbar gab es feste Einheiten, in denen Objekte zerteilt wurden, wie vor allem an großen Platten und Schalen deutlich wird. Für den 1954 vorgelegten Fund von Großbodungen konnte Wilhelm Grünhagen nachweisen, dass die Zerteilung bereits auf römischem Provinzgebiet erfolgte. Niemeyer weist darauf hin, dass diese Überlegungen in der folgenden Forschung weitgehend ignoriert wurden und »das brutale und unkultiviert wirkende Zerhacken wertvoller Gefäße den beuteteilenden Germanen zugeschrieben« wurde (S. 97). Während der Fund von Hagenbach nur Segmente und unregelmäßig zerschnittene Teile von Platten aufweist, sind in den Funden von Neupotz und Rülzheim alle Teile der zerhackten Gefäße erhalten, sodass nach Niemeyer eine Aufteilung (noch) nicht stattgefunden hatte. Die Platten müssten also in diesem Zustand erbeutet worden sein. Niemeyer kommt zu dem Schluss, dass Edelmetallgeschirr als Zahlungsmittel diente, da aufgrund der im späteren 3. Jahrhundert beginnenden Germaneneinfälle kein regelmäßiger Geldfluss mehr gewährleistet war. Ob dem allerdings wirklich so war, bleibt kritisch zu hinterfragen, war doch Trier im 4. Jahrhundert eine der Reichshauptstädte und Lyon weiterhin Münzprägestätte. Anders verhält es sich sicherlich bei Silberbarren, deren Feingehalt durch offizielle Stempel beglaubigt war und von denen tatsächlich Teile als Zahlungsmittel abgetrennt wurden.

Ergänzt werden die zwölf Kapitel durch vier Informationsblöcke: Die aufschlussreichen Ausführungen „*libra – semis – uncia*. Gewichtsinnschriften und das römische Gewichtssystem“ (S. 19) und „Namensinschriften. Von Besitzern und Silberschmieden“ (S. 64f.) wären besser in einem eigenen Kapitel gemeinsam behandelt worden¹⁴. Gleiches gilt für die Ausführungen „Silber. Korrosion und Restaurierung“ (S. 100f.), ergänzt mit Hinweisen zur antiken

¹⁴ Niemeyer schlägt für Gewichtsunterschiede vor, dass möglicherweise das Gewicht des Rohmaterials angegeben wurde, das Fehlgewicht Teil des Arbeitsentgeltes war. Wie groß waren die Fehlbeträge? Sind diese Differenzbeträge tatsächlich geeignet, als hinreichender Arbeitslohn angesehen zu werden? – Auffällig, von Niemeyer aber nicht thematisiert, sind die zahlreichen griechischen Namen bzw. Namenszusätze der (vermeintlichen) Silberschmiede.

Herstellung, verwendeten Werkzeugen sowie Reparaturen, zumal die Autorin über die restauratorische Expertise verfügt. Ob der Text zur „Benennung der Häuser“ in Pompeji (S. 39) notwendig ist, sei dahingestellt.

Den Abschluss des Bandes bilden eine Übersicht der Fundorte von römischen Silberschätzen in Deutschland (S. 103-104), ein Literaturverzeichnis in alphabetischer Ordnung (S. 105-108), ein Glossar (S. 109-111) sowie der Bildnachweis (S. 112).

Man merkt Niemeyer ihre große Kennerschaft römischen Silbers an. Der Vielfalt, den Unterschieden und vor allem auch dem Umfang des Materials versucht sie, durch eine grundsätzlich hinterlegte chronologische Ordnung mit thematischen Schwerpunkten beizukommen. Dies ist ihr grundsätzlich gelungen. Hilfreich sind die Tabellen, die Auflistungen in den einzelnen Kapiteln und die Übersicht über die Fundorte römischen Silbers in Deutschland (S. 103f.). Anders als der Titel bei einem flüchtigen Blick zunächst vermuten lässt, steht der Hildesheimer Silberfund nicht im Mittelpunkt¹⁵, sondern bildet einen Ausgangspunkt zu den römischen Silberfunden in Germanien und Gallien. Niemeyer versucht, mit diesem komplexen und umfangreichen Material den Spagat zwischen Forschungsbeitrag und Einführungsband für Laien¹⁶. Beide Lesergruppen werden sicherlich einen gewissen Nutzen aus dem besprochenen Werk ziehen. Den Text illustrieren gute Abbildungen¹⁷.

Wünschenswert wäre eine deutlichere Kennzeichnung von Forschungsergebnissen, Hypothesen und eigenen Überlegungen der Autorin gewesen. Hier macht sich der Verzicht auf Fußnoten bemerkbar. Entsprechendes gilt auch für Angaben antiker Literatur – so wüsste man beispielsweise gerne, wo Plinius d. Ä. einen Sklaven des Claudius erwähnt, der eine Schüssel mit einem Gewicht von

¹⁵ Dazu Niemeyer: „[U]m dem Untertitel dieses Bandes aber gerecht zu werden, dienen hier zur Illustration vorwiegend Beispiele aus dem Hildesheimer Silberfund.“ (S. 10).

¹⁶ Dem Versuch einer besseren Zugänglichkeit oder der verbreiteten Unsitte eines geradezu erzwungenen Aktualitätsbezuges sind sicherlich auch Formvergleiche mit Kaffeetassen (S. 10), Spargelplatten (S. 30), Backformen für Kuchenböden (S. 87) und Sahnelöffeln des frühen 20. Jahrhunderts (S. 93) geschuldet.

¹⁷ Wenig glücklich ist, dass die Abbildung der sog. Athena-Schale über die Falz des Buches geführt wird und somit die Details der rechten Bildhälfte kaum sichtbar sind (S. 22f. Abb. 14), auch wenn sie noch einmal an späterer Stelle – nun allerdings mit rekonstruierten Farbakkzenten – abgebildet wird (S. 33 Abb. 26 oben). Bei den Missoria würde man sich eine Abbildung der beeindruckenden Theodosius-Platte wünschen, da das angeführte Stück aus Großbadungen (S. 87 Abb. 76) aufgrund seiner fragmentarischen Erhaltung und der Beschädigungen nur ein unzureichendes Bild dieser Objektgruppe vermittelt. Ob die Rekonstruktion eines Silberbleches mit drei unterschiedlichen Bekrönungsvarianten (S. 68f. Abb. 58) in diesem Band tatsächlich sinnvoll und notwendig und nicht eher Bestandteil eines eigenen Aufsatzes oder einer musealen Ausstellung ist, sei kritisch angemerkt.

500 *liberae* (ca. 163 kg) besaß – oder für bestimmte Informationen, z.B. „wie viele Darstellungen in Wandmalereien und Mosaiken insbesondere aus der Spätantike belegen“ (S. 14). Das ist mit Sicherheit nicht allein der Autorin anzulasten, sondern mag auch mit Vorgaben des Verlags zusammenhängen. Dem Werk wird dadurch ein Teil seines wissenschaftlichen Nutzens genommen.

Hilfreich und informativ wäre zudem eine ausführlichere Argumentation zur vorgeschlagenen Datierung des Hildesheimer Silberfundes und warum er nicht in der Spätantike vergraben worden sein kann. Daher sei die Problematik der Datierung ein wenig eingehender dargelegt, ist sie doch die Basis für Erklärungen zur Niederlegung und dem letzten Funktionszusammenhang.

Technische, formtypologische und stilistische Kriterien (Art und Umfang der Vergoldung, Materialeinsatz, Gravuren, Zierornamente) erlauben eine zeitliche Einordnung jedes einzelnen Objektes, wobei sich mit dem jüngsten Objekt ein *terminus post quem* für die Zusammenstellung und Niederlegung ergibt¹⁸. Die Datierung der Objekte ist recht homogen. Der Silberfund weist hellenistische Stücke sowie in der Mehrzahl Objekte augusteischer Zeit auf, wie Niemeyer immer wieder betont¹⁹. Hinzu kommen seit der mittleren Kaiserzeit nicht mehr gebräuchliche Formen wie die Becherpaare. Des Weiteren führt Niemeyer plausibel die Dreier- und Vierersets an, die in den großen Silberfunden von Boscoreale und in der Casa del Menandro, die wohl bereits nach dem schweren Erdbeben von 62 n. Chr. als Verwahrfunde deponiert wurden, nicht zu finden sind (S. 48f. 53). Spätestens seit dem 3. Jahrhundert sind Silbergefäße zudem mit massiverem Materialeinsatz hergestellt (vgl. S. 56-58).

Für eine Spätdatierung wurde eine sog. gallische Gruppe angeführt, als deren Kennzeichen eine gröbere Machart, ein stärkerer Einsatz von Gravuren und eine pauschalere Vergoldung beschrieben wurden²⁰. Doch sind weder die Zusammenstellung der Gruppe noch die daraus gezogenen Schlüsse einer Spät-

¹⁸ Die erhaltenen Besitzerinschriften spielen für die Datierung eine untergeordnete Rolle, da sich für die fünf bezeugten Mitglieder der *gens Aurelia* keine datierbaren Anhaltspunkte finden. Sie zeigen aber, dass das ursprüngliche Geschirr wohl einzeln zusammengestellt wurde.

¹⁹ Die Schalen mit Vergoldung, z.B. die Athena-Schale, stehen in hellenistischer Tradition (S. 23); die ägyptisierenden Motive an den Beinen des Klapptisches sind frühkaiserzeitlich und am besten mit augusteischen Objekten vergleichbar (S. 18). Die Ornamentverzierung des Kraters weist beste Parallelen mit den Ranken der 9 v. Chr. eingeweihten *Ara Pacis Augustae* auf. Ebenfalls auf eine Datierung um die Zeitenwende verweisen die Mittelplatten-Kantharos-Griffe an Lorbeer-, Sechsmasken- und Rankenbecherpaar, die zweiteiligen Schlaufengriffe an der Athena-Schale und dem Girlandenskyphos sowie die beiden einschaligen Skyphoi mit Blattstäben unterhalb der Mündung (S. 37).

²⁰ Vgl. R. Schöne, Zum Hildesheimer Silberfund, *Hermes* 3, 1869, 478f.; E. Pernice/F. Winter, Der Hildesheimer Silberfund (Berlin 1901) 14-18.

datierung plausibel. So sind Randleistenornamente an einem der Becherpaare vergleichbar mit Funden in frühen (augusteischen) germanischen Gräbern, die gemeinhin in die ersten Jahrzehnte des 1. Jahrhunderts datiert werden²¹. Die Zusammensetzung des Hildesheimer Silberfundes mit zeitlich homogenem Material mag nicht recht zu einem Jahrhunderte später vergrabenen Schatz passen, wie der Fundkomplex von Berthouville eindrücklich zeigt²².

Auffällig ist, dass es sich beim Hildesheimer Silberfund um einen offensichtlich planvoll separierten Teilbestand eines größeren Silberensembles gehandelt hat²³, der zudem geordnet im Boden verborgen wurde. Diese Regelmäßigkeit spricht gegen Plünderungsgut, das während des Bataveraufstandes 69/70 n. Chr. nach Germanien gelangt sein könnte, denn hier wäre ein uneinheitlicheres Spektrum oder gar Zerteilungen von Objekten (vgl. S. 96-102) zu erwarten, wie es die Plünderungsfunde des 3. Jahrhunderts aus Neupotz und Rülzheim bezeugen.

Fundort und sekundäre Funktion des Silberfundes bedingen einander. Es dürfte sich um das Tafelsilber eines römischen Militärs augusteischer Zeit gehandelt haben, der an einem der Feldzüge in Germanien teilnahm – damit ist nicht auszuschließen, dass der Hildesheimer Silberfund Teil der Varus-Beute ist. Sicherlich handelte es sich nicht um den Besitz des Varus; dagegen sprechen der geringe Umfang (trotz möglicher Aufteilung) sowie die ursprünglich als *phalerae* verwendeten und schließlich in die Schalen eingesetzten Medallions von Kybele und Attis, die kaum von einem höheren Militär wiederverwendet worden wären. Auch wenn der Fundort in Hildesheim nicht mit der eigentlichen Varusschlacht zu verbinden ist, wäre doch denkbar, dass ein römischer Offizier oder mit den Römern verbündeter germanischer Fürst fliehen konnte und hier in Bedrängnis sein Silber niedergelegt hat. Zahlreiche in der Nähe gefundene Tierknochen (Pferdeskelette) sowie eine germanische Fibel könnten auf einen germanischen Opferplatz hinweisen, wo der Silberfund als Beuteanteil niedergelegt wurde, was auch die planvolle Aufteilung erklären würde²⁴. Die Deponierung ist nicht unbedingt mit der Varusschlacht zu verbinden, so könnte sie auch im Zusammenhang mit anderen augusteischen Feldzügen stehen, z.B. jenen des Drusus maior 12 oder 9 v. Chr. oder des

²¹ Aufgrund ähnlicher Verzierungen wurden auch die sog. Entenschale und die Herakles-Schale der gallischen Gruppe zugeordnet.

²² Kantharospaar der frühen Kaiserzeit, Merkurstatuetten und Gefäße des späten 2. und 3. Jahrhunderts; vgl. Lapatin 2014 (s. Anm. 1).

²³ S. Pernice/Winter 1901, 12f. (s. Anm. 7). – Hingegen hatte J. Lessing, Hildesheimer Silberfund, AA 1898, 32-34 darin noch eine aus einem vollständigen *ministerium* ausgewählte Reiseausstattung eines vornehmen Römers für drei Personen gesehen.

²⁴ Vgl. Stupperich 1995, 113 (s. Anm. 6).

Tiberius in den Jahren 4 bis 6 n. Chr. oder des Germanicus 12 bis 16 n. Chr. Letztendlich handelt es sich dabei aber um Hypothesen.

Interessant wäre zudem sicherlich noch ein Einblick in die Rezeptionsgeschichte des Hildesheimer Silberfundes gewesen. So wurden ausgewählte Objekte durch die Württembergische Metallwarenfabrik (WMF) als galvanoplastische Repliken sowie durch den Silberschmied Christofle in Paris zum Verkauf angeboten²⁵. In mehreren Gemälden des Malers Sir Lawrence Alma Tadema sind Objekte des Hildesheimer Silberfundes zu sehen²⁶. Die Strahlkraft der Silberfunde reicht demnach von der freien Kunst bis in das kunstgewerbliche Stück für Zuhause. Soweit für den Rezensenten erkennbar liegt eine solch umfangreiche Rezeption nur beim Hildesheimer Silberfund vor.

Dr. Frank Hildebrandt
Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg
Leiter der Sammlung Antike | Projektmanagement Ausstellungswesen
Steintorplatz
D-20099 Hamburg
E-Mail: Frank.Hildebrandt@mkg-hamburg.de

²⁵ Vgl. H. Stein, Die Geschichte der Nachbildungen, in: Boetzkes/Stein 1997, 205-230 (s. Anm. 1); E. De Gennaro (Hg.), Der Hildesheimer Silberschatz in galvanoplastischen Nachbildungen, Schriftenreihe des Römermuseums Güglingen 2 (Güglingen 2009). Bereits um das Jahr 1870, also kurz nach der Auffindung und Überstellung des Hildesheimer Silberfundes nach Berlin, bietet Christofle seinen Kunden bereits eine Nachbildung des Kraters an; s. Dorotheum, Auction Works of Art (Furniture, Sculptures, Glass, Porcelain), Wien 22.04.2015, Lot Nr. 730.

²⁶ Vgl. L. Petersen/N. Zwingmann, Der Hildesheimer Silberfund im Werk des Malers Sir Lawrence Alma-Tadema, in: Boetzkes/Stein 1997, 231-241 (s. Anm. 1).

Maria VASILOUDI, Vita Homeri Herodotea. Textgeschichte, Edition, Übersetzung. Beiträge zur Altertumskunde Bd. 256, Berlin/Boston: De Gruyter 2013, X + 185 S.*

Die vorliegende Arbeit ist die leicht überarbeitete Fassung einer Dissertation, die im Wintersemester 2004/5 von der Philosophischen Fakultät I der Universität des Saarlandes angenommen wurde. Sie bietet eine neue kritische Edition (mit deutscher Übersetzung) der umfangreichsten unter den antiken Homerbiographien, für die sich der Name Vita Herodotea (VH) eingebürgert hat. Um das Ziel einer zuverlässigen Textgrundlage zu erreichen, wurden erstmals alle erhaltenen griechischen Textzeugen ermittelt und ausgewertet. Hierbei handelt es sich ausschließlich um (spät-)byzantinische und Renaissance-Handschriften aus dem 12. bis 16. Jahrhundert, die in Photokopie bzw. als Mikrofilm vorlagen. Alle Textzeugen wurden vollständig kollationiert, die meisten Handschriften darüber hinaus vor Ort eingesehen. Die Recensio mündet in einem Stemma codicum und möchte insofern einen Beitrag zur Geschichte des Textes liefern, als über die Klärung der Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Textzeugen hinaus auch ihr kulturhistorischer Hintergrund berücksichtigt wird.

Bis hierher sei der Anfang der ‚Vorbemerkung‘ (S. VII) fast unverändert übernommen, um das Loblied auf diese Veröffentlichung anzustimmen. Der Stand der Dinge samt Blick auf die Forschungsgeschichte, die Zielsetzung dieser Ausgabe und die Durchführung des Programms, dies alles dargeboten in klarer und offener Darstellung – ganz nebenbei bietet dieses Buch eine vorzügliche Einführung in viele Fragen der Editions-kunde! Dass der kritischen Edition des Textes eine Übersetzung beigegeben wurde, ergibt sich zwar nicht zwingend aus dem Ansatz der Doktorarbeit, soll aber doch zum gebotenen Verdross derer, die derlei nicht benötigen bzw. sich darüber erhaben dünken, ausdrücklich begrüßt werden.¹

Eine Siglenkonkordanz (S. 30) ermöglicht den Abgleich mit den bisherigen kritischen Editionen seit Westermann; die Seitenzahlen der „bis heute maßgebliche[n] Ausgabe von Wilamowitz“ (S. 10) sowie der verbreiteten

* Der Rezensent bedauert das verzögerte Erscheinen dieser Besprechung sehr; die Autorin des Buches wie vor allem die Leser seien ebenso aus- wie nachdrücklich um wohlwollende Nachsicht gebeten.

¹ Unter <http://d-nb.info/997086491/04> ist das „Inhaltsverzeichnis“ (S. IX-X) bequem auf- und abzurufen, das in knapper Form auch Literaturverzeichnis oder (hier: dreigeteiltes) Register notiert.

Oxford-Ausgabe von Allen sind am Rande des Textes augenfälliger vermerkt als die in der Buchmitte verschwindende eigene Zeilenzählung.² Handschriftenkundler und Überlieferungsgeschichtler sehen sich eingängig und instruktiv über Herkunft und Besonderheiten der Textzeugen sowie ihre Beziehungen untereinander informiert, der bewusst (S. 16f.) ‚gemischt‘ gehaltene Apparat bietet alle Angaben zu Texterstellung.

„Am Schluß steht ... eine vollständige Liste der im kritischen Apparat vorkommenden Namen von modernen Autoren mit genauer Lokalisierung ihrer Beiträge. Es darf nicht mehr vorkommen, daß der Benutzer Zeit verliert mit der Suche nach einem nirgends definierten Meier oder Schmidt“, hatte Josef Delz in seinem Beitrag zur *Einleitung in die lateinische Philologie* (Teubner: Stuttgart/Leipzig 1997, S. 71) zu verstehen gegeben – demnach wäre zu bemängeln, dass ‚Küster‘, ‚Pauw‘, ‚Ruhnken‘ oder ‚Schweigh.‘ (sc. -häuser, vgl. S. 97) für den Rezensenten nicht zu- und einzuordnen waren.

„Bereits Heraklit (Fr. 56 Diels) kannte aus der Homerbiographie ... die Geschichte vom Tod des Dichters“ (S. 3, Fußn. 15) – ist diese Kenntnis dem angegebenen Fragment zu entnehmen?³ „Die Editio princeps des Chalkondyles war auch die Grundlage für den Text der VH in der Stephanus-Ausgabe. 1608 wurde der Text erneut von G. Jungermann in Frankfurt herausgegeben“ (S. 92) – wäre ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass es sich bei den beiden Letztgenannten um Herodot-Ausgaben handelt?⁴ Die Liste derartiger *Monenda* lässt sich meines Sehens und Ermessens ausdrücklich nicht beliebig fortsetzen.

Ein interessantes Schlaglicht auf Wissenschaftsgeschichte wirft der Abschnitt „Editionen und textkritische Arbeiten seit dem 19. Jahrhundert“ (S. 8-13): „Thomas W. Allen hat die VH im Jahre 1912 im fünften Band seiner Homer-Ausgabe in der Bibliotheca Oxoniensis herausgegeben – allerdings in höchst

² Auch die Kapitel-Zahlen springen nicht ins Auge, wenn sie nicht mit Einzug am Anfang eines Absatzes stehen (so erstmals S. 122 Kapitel 13 sowie im Folgenden bei Kapitel 14, 16, 19, 20, 22, 23, 24, 28, 30, 32 und 35).

³ In der Übersetzung von Gemelli Marciano: „Hinsichtlich der Erkenntnis der offenkundigen Dinge, sagt [scil. Heraklit], sind die Menschen der Täuschung ähnlich wie Homer, der doch weiser war als alle anderen Griechen. Denn auch jenen täuschten Knaben, die Läuse töteten, indem sie sagten: ‚Was wir gesehen und gegriffen haben, das lassen wir zurück, was wir aber weder gesehen noch gegriffen haben, das bringen wir mit.‘“ Ausdrücklich bei Mario Baier, *Neun Leben des Homer*. Hamburg: Dr. Kovač 2013, 185: „bei dem Philosophen noch ohne einen expliziten <sic> Bezug zu seinem Tod“.

⁴ Die *Editio adornata* Jungermanns ist auch im Netz zugänglich (<https://books.google.de/books?id=tiBUAAAACAAJ&printsec=frontcover&hl=de#v=onepage&q&f=false>); die „Stephanus-Ausgabe“ wurde bereits auf S. 13 ohne nähere Kennzeichnung erwähnt.

unzureichender Weise, wie das allgemeine Urteil der Forschung lautet.“ (S. 9) Die zugehörige Fußnote nennt ‚Ross und Reiter‘: „Wilamowitz äußert sich im Vorwort seiner Ausgabe abschätzig über Allens Ausgabe: ‚Vitam Homeri Herodoteam ... ab Alleno cum ceteris vitis editam esse imperitissime ...‘ (S. 2); vgl. auch Die Ilias und Homer 413 Anm. 2: ‚Er (sc. Allen) versteht von Textkritik ebensowenig wie von historischer Kritik und brüstet sich mit dieser Urteilslosigkeit.‘ Vgl. auch Mertens 139; Vogt, Homer 368.“

Die Vergleichsstelle Vogt liest: „Nach ihm (sc. Westermann 1845) hat sie (sc. die Homer-Viten) Thomas W. Allen, vermehrt um einen ... Papyrus des 3. Jahrhunderts v. Chr., in allerdings höchst unzureichender Weise 1912 im 5. Band seiner Homerausgabe in der Bibliotheca Oxoniensis herausgegeben.“ In der Fußnote dazu ist nach dem bibliographischen Nachweis (bei Vasiloudi in Fußn. 33) die folgende Zusatzinformation enthalten: „‚imperitissime‘ urteilt Wilamowitz in seiner Ausgabe der Vitae (...) p. 2 über diese Edition; vgl. auch ‚Die Ilias und Homer‘ 413 Anm. 2: ‚Er (sc. Allen) versteht von Textkritik ebensowenig wie von historischer Kritik und brüstet sich mit dieser Urteilslosigkeit.‘“ Zur mir nicht vorliegenden zweiten Verweisstelle (lt. S. 164: „P. Mertens, En préparant l’édition [lies: édition] des Vitae Homeri, in: Miscellanea Critica Teubner, hrsg. v. J. Irscher, Leipzig 1964, I, 139–150“) findet sich ein referierend-resümierendes: „Sowohl die Ausgabe von Allen wie jene von Wilamowitz seien völlig unbrauchbar“!⁵

Dabei wären an dieser Stelle pauschale Urteile (von faktisch nur zwei Gewährsleuten) auf ihr *fundamentum in re* zurückzuführen, denn Vasiloudi macht Allens Fehler und Schwächen namhaft und (an)greifbar: Er benannte Kodizes unzutreffend (manche von ihm genannten Handschriften enthalten gar keine Vita Herodotea!), er bestimme ihr Verhältnis zueinander nicht zutreffend und sein kritischer Apparat sei „schlicht unüberschaubar“ (S. 9).⁶

Nicht ganz unproblematisch erscheint in derlei Zusammenhängen, wenn eine noch leidlich neuere Spezial-Untersuchung zur Vita Herodotea im Überblick zur Forschungsgeschichte gar nicht erwähnt und lediglich im Literaturver-

⁵ H.(ans)-G.(eorg) B.(eck) in *Byzantinische Zeitschrift* 58 (1965) 171; der zweite und zugleich auch schon letzte Satz dieser äußerst knappen ‚Anzeige‘ („M.<ertens> schlägt eine neue Gruppierung der Handschriften vor und begründet sie.“) findet keinerlei Niederschlag bei Vasiloudi.

⁶ Schon Wilamowitz hatte sich in der Fortsetzung seiner oben zitierten Anmerkung recht skeptisch geäußert: „Hoffentlich taugen seine Kollationen etwas, und schadet es nicht zuviel, daß sie gar nicht selten in arger Verwirrung mitgeteilt werden.“ Vasiloudi spitzt ihren Eindruck sogar dahingehend zu (S. 9f.), „aufgrund des Nebeneinanders von zahlreichen Parallelstellen, Varianten und Belanglosem“ werde dem Benutzer „letztendlich auch Richtiges und Nützliches“ nachgerade vorenthalten!

zeichnis mitgeführt wird.⁷ Sollte nicht wenigstens kurz zur Sprache kommen, warum eine weitere Auseinandersetzung mit dieser Arbeit offenbar nicht lohnt?

Im Anschluss an den Gemeinplatz, entscheidend sei, was hinten herauskommt, soll in knapper Form eine Übersicht zu dem folgen, was die verschiedenen Herausgeber in den Text meinten setzen zu sollen; dabei wurde wie von Vasiloudis selbst auch die zweisprachige Ausgabe von Martin West berücksichtigt.⁸ Bei solch einer doch vermeintlich eher mechanischen Zusammenstellung wachsen fast unvermeidlich Respekt und Hochachtung vor der Leistung von Herausgebern antiker Texte, die ja weit komplexere Vorlagen zu sichten und in ein kommunikables Ganzes umzusetzen haben.⁹

Als Kürzel dienen folgende Namens-Initialen:

Anton Westermann Thomas W. Allen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf Martin L. West Maria Vasiloudi

1 Ἡρόδοτος Ἀλικαρνασσεύς Ἡρ. ὁ Ἄλ. Ἡρ. Ἀλικαρνασσεύς Ἡρ. Ἀλικαρνησσεύς U

ἐπεὶ γὰρ ἡ πάλαι Αἰολιῶτις Κύμη ἐκτίζετο, A T
ἐπεὶ γὰρ Κύμη ἡ πάλαι Αἰολιῶτις ἐκτίζετο, U M V

συνῆλθον ἐν αὐτῇ	ταύτῳ	A	A	A
Κύμη τὴν θυγατέρα	A	Κύμη θυγατέρα	U	U
ἐκ κοίτης	A	ἐκ ταύτης	A	A
οὔνομα	A	A	ὄνομα	A
Κλεάνακτι τῷ Ἀργεῖω.	A	Κλ. [τῷ] Ἀργ.	U	A

⁷ S. 160 verzeichnet (zwischen „Cosenza“ und „Coxe“): „Herodoti Vita Homeri, ed. with introduction, text, commentary and translation by E. Coughanowr, Villanova 1990“.

⁸ Anton Westermann, Βιογράφοι. Vitarum scriptores Graeci minores. Braunschweig: Westermann 1845, S. 1-20; Thomas W. Allen, Homeri opera. Tomus V: hymnos cyclum fragmenta Margiten Batrachomyomachiam vitas continens. Oxford: Oxford University Press 1912 (reprinted with corrections 1946), S. 192-218; Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Vitae Homeri et Hesiodi. Bonn: Marcus & Weber 1916 (ND 1929), S. 3-21; Martin L. West, Homeric Hymns, Homeric Apocrypha, Lives of Homer. Cambridge, Mass./London: Harvard University Press 2003, S. 354-403 (griechischer Text nebst englischer Übersetzung).

⁹ Allein zu den in dieser Lebensbeschreibung Homer zugeschriebenen fünfzehn Verseinlagen ließe (und ließ) sich eine eigene Abhandlung verfassen (Georg Markwald, Die Homerischen Epigramme. Sprachliche und inhaltliche Untersuchungen. (Beiträge zur Klassischen Philologie 165) Königstein/Ts.: Hain 1986 [zugleich Dissertation Hamburg 1985]).

2	ὁμώνυμον·	A	ἐπώνυμον·	U	U
	Σμύρνη.	A	Σμύρνα.	U	U
3	ἐπαίδευσε	A	ἐπαίδευε	U	U
	ἠδύνατο.	A	ἐδύνατο.	A	U
4	ἔριά	A	A	εἴριά	M
	πολλῶ κοσμίῳ	A	π. κόσμῳ	π. <τῶ> κοσμίῳ	U
5	ὑποδεέστερος ἦν ἐν τῇ διδασκαλίᾳ. ἐν τῇ διδασκαλίᾳ ὑποδεέστερος ἦν.	A	T M U V (τῇ δ.λίᾳ)		
	Σμύρνη.	A	Σμύρνα.	U	U
	χώρας	A	χώρης	A	U
	παύσονται	A	παύσονται	A	U
6	ὅς μιν ἔπεισε	A	A	A	ὅς δ' ἀνέπεισε
	καὶ ὅτι χώρας	A	[καὶ] ἔτι τε χ.	καὶ ὅτι τὸ χ.	καὶ ὅτι γε χ.
	ἄξιον εἶη	A	ἄξιον εἶναι	A	A
	προαχθῆναι·	A	προσαχθῆναι·	U	A
	εἰκὸς δέ μιν ἦν	A	[ἦν]	A	A
7	καὶ τῆς Ἰβηρίας	A	[τῆς]	U	U
	εἵνεκα	A	εἵνεκεν	U	U
	καταλιπεῖν	A	καταλείπει	U	U
	ἐνοσήλευσεν	A	ἐνοσήλευεν	U	U
	τῷ Μελησιγένει περὶ Ὀδυσσέως	A	τ. Μ. τὰ π. Ὁ.	U	U

9	ἔς Νέον τείχος,	A	A	A	^{passim} Τείχος
	Κύμης ἐριωπιδα κούρην, Κύμην ἐ. κ.	A	νύμφης ἐριώπιδος Ἴηρης	A	
	Σαρδῆνης πόδα	A	Σαιδῆνης	U	U
	ἡ δὲ Σαρδῆνη ὄρος	A	Σαιδῆνης	U	U
	θαύματος	A	A	A	θαύματος
10	ποιήσιός γε	A	ποιήσιος [γε]	U	A
11	τοῦ μνήματος τοῦ Γορδῖεω	A	τ. μν. [τοῦ Γορδῖεω]	U	U
	ἐπιγέγραπται·	A	ἐπιγ., στίχοι τέσσαρες	A	U
	[χαλκῆ παρθένος εἰμί, Μίδεω δ' ἐπὶ σήματι κείμει·]	A			
	χαλκῆ παρθένος εἰμί, Μίδεω δ' ἐπὶ σήματι κείμει·	T	[nicht/s im Text bei U M V		
	καὶ ποταμοὶ γε ῥέωσιν, ἀνακλύζη δὲ θάλασσα,		[im Text nach σελήνη, NUR bei T		
12	τὰ ἔπεα τὰ πεποιημένα	A	τά <τε> ἔπεα	A	A
	ἀποδέκονται	A	ἀποδέχονται	A	U
	καὶ αὐτοὶ παρήνεον	A	[αὐτοὶ]	αὐτῶι	M
	ἐλθόντα	A	A	A	ἐλθόντι
13	ἀποκρίνασθαι αὐτῷ.	A	τούτῳι	A	U (τούτῳ.)
	ἀπάγοντος	A	ἀπαγαγόντος	U	U
	ὅσοι τῶν βουλευτέων	A	βασιλέων	U	U
14	νήπιον ... ἀτάλλων,	A	νήπιος ἄταλλον,	A	U
	ἦ ποτ' ἐπύργωσαν ἦν π. ἐ.	T	T	T	T

ὀπλότεροι	A	A	ὀξύτεροι	A
Ἄρηα ,	A	A	ἄρηα	A
Σμύρνην	A	Σμύρναν	A	A
ποντοτίνακτον	A	A	πότνιαν ἀκτὴν,	M
κοῦραι Διός, ἀγλαὰ τέκνα,	A	Μοῦσαι, Διὸς ἀγλ.τ.	A	A
καὶ πόλιν ἀνδρῶν	-----	οἱ δ' ἀπανηνάσθη	[„ <i>lac. statuit</i> Wil.“	
φῆμιν ἀοιδῆς,	φῆμιν, ἀοιδήν.	A	A	A
αὐτίς,	αὐθίς,	A	A	A
ὅς σφιν	A	ὅ σφ.	A	A
ὄνειδείησιν ἐμόν	ὄνειδεσσιν τὸν ἐμόν	A	ὄνειδε<ίη>σιν ἐ.	A
οὐδέ τί	A	A	οὐδ' ἔτι	A
ὀλίγον περ ἐόντα.	A	A	ὀλιγηπελέοντα.	A
15 ἐν τῇ χώρᾳ	A	χώρῃ	U	U (χώρῃ)
ἐβιότευσεν,	A	ἐβιότευεν	U	U
ἅ γε πεπονημένα	A	ἅ τε	U	U
ἀναγράψαι	ἀναγράψασθαι	A	A	A
πρὸς ἑωυτὸν	A	A	A	ἑαυτὸν
16 ἦς ἢ ἀρχή·	A	ἦς ἐστὶν ἀ.	U	U
εὐπωλον,	A	A (εὐπ.)	εὐπωλον,	A (εὐπ.)
πολλὰ πάθον	A	πόλλ' ἔπαθον	A	U
τάλλα	τάλλα	A	A	A

οὐκ ἔτι	A	οὐκέτι	U	U
ἐπιμελεία	A	A	ἐπιμελίη	A
Θεστορίδη, θνητοῖσιν	Θεστορίδης θν.	A	A	A
ἀνθρώποισι	A	ἀνθρώποιο	U	U
διδασκαλίην	A	διδασκαλεῖον	U	U
17 Ἐρυθραίην	A	Ἐρυθραίαν	A	U
ἐπὶ ξύλον	ἐπὶ ξύλου	ἐπὶ ξύλα	U	U
Ἐρυθραίης	A	Ἐρυθρέων	U	Ἐρυθραίων
ἔχρηξε παρὰ τ. ν.	ἐχρήϊζε π. τ.ν.	ἔχρηξε τῶν ναυτέων	U	U (ἔχρηξε)
ἐς τὸ πλοῖον.	εἰς	A	A	A
ἐννοσίγαιε	-----	εὐρυχόρου	[„post versum 1 lac. statuit Wil.“	
εὐρυχόρου	A	A	† εὐρυχόρου†	A
νόστον ιδέσθαι	A	ἀρέσθαι	U	A
ὑπώρειαν	A	A	ὑπωρείην	T
18 ἔχρηξε τῶν ναυτέων	ἐχρήϊζε	ἔχρηξε	U	U (ἔχρηξε)
τραχείης	A	τρηχείης	U	U
πότνια γῆ,	A	π. Γῆ	U	U
ἔχρηξεν αὐτοῦ	ἐχρήϊξεν	ἔχρηξεν	U	U (ἔχρηξεν)
συνεξευρεῖν αὐτῷ πλοῖον,	A	συνεξευρεῖν πλοῖον,	A	A
19 ἐναλίγκιοι ἄτη,	A	αἴση	U	U (αἴση)
μετ' ὅπιν ξενίου Διός,	A	μέτοπις ξ. Δ.	μετόπισθεν ὅπιν Δ.	A

	καταλαβείν ἐπικαθ.	ἀναλ.	καθήμενον	ἀναλαβείν ἔτι καθ.	U	U
	„ὑμᾶς, ὦ ξένοι, ἔλαβεν ὁ ἄνεμος ἀντίος γενόμενος· ἀλλ' ἔτι καὶ νῦν με δέξασθε, καὶ ὁ πλοῦς ὑμῖν ἔσται“.					
	A		T		U	V
	ὑμᾶς, ὦ ξεῖνοι, ἄνεμος λάβεν ἀντίος ἐλθών· ἀλλ' ἔτι νῦν δέξασθε, καὶ ὁ πλοῦς ἔσσεται ὑμῖν.					
		M				
	ἦν ἐθέλοι συμπλεῖν,	A	ἐθέλητι	A		U
20	τὴν μὲν νύκτα	A	τὴν νύκτα	A		A
	τοῦτον τὸν χρόνον		τοῦτον χρόνον	A		A
	σίδηρος.	A	σίδηρος πολὺς.	U		U
21	ἐπέδραμεν	A	ἐπιδραμῶν	A		A
	τάς τε κύνας	A	A	τούς		M
	ὄκως	A	ὄπως	A		U
	καὶ ὅ τι θέλων,	ὅτι	A	A		A
	ἱστόρειν,	ἱστορέειν	A	ἱστορέει,		A
	τὴν ἑωυτοῦ πάθην	A	A	A		ἑαυτοῦ
	ἐκέλευεν ὁ Γλαῦκος.	A	ἐ. [ὁ Γλ.]	U		A
22	μὴ ἐσθιόντων	A	ἐστώτων	U		A
	ὑλακτούντων δειπνοῦντας,	A	ὑλ. <τούς> δειπν.,	A		A
	βοτῶν ἐπιόπτα, ἔπος τί τοι	πέπων, ἐπιών τοι ἔπος τι	A	A		A
	ὥς γὰρ ἄμεινον·	A	τὼς	U		A
	πρῶτον ἀκούει	A	A	πρῶτος		A
	ὁ Γλαῦκος ἐσακούων.	ἀκούων.	T	T		A

	ἀνέπαυε.	ἀνεπαύετο.	ἀνεπαύοντο.	T	U
23	τὰ ὑπὲρ τοῦ Ὀμήρου.	τὰ περὶ Ὁ.	A	A	A
	ἀπηγέετο περὶ Ὀμήρου	ἀπ. ὑπὲρ Ὁ.	ἀπηγεῖται π. Ὁ.	T	ἀπηγεῖτο π. Ὁ.
	ἀπίξιος,	ἀφίξιος	A	A	A
	ἔρωτᾶ τε	ἠρώτεέ τε	ἔρωτᾶι τε	ἔρώτεέ τε	U (ἔρωτᾶ)
	ἔοντος τοὺς	ἐ. καὶ τ.	A	A	A
	ἐκέλευσε	A	A	ἐκέλευε	A
	ὅμως τὸν ξεῖνον ἄγειν	A	ὄμ. ἄγειν τ. ξ.	A	U
24	πρὸς τὸν Ὀμηρον διηγήσατο ταῦτα ὁ Γλαῦκος καὶ πρὸς τὸν Ὀμηρον ὁ Γλαῦκος διηγήσατο ταῦτα καὶ			A T M U V	
	ἐκέλευεν αὐτὸν πορεύεσθαι·	A			
	ἐκέλευσε πορεύεσθαι τοῦτον·	T			
	ἐκέλευσεν αὐτὸν πορεύεσθαι·	U	M V		
	ἔπειθέ τ' αὐτὸν μένειν	A (τε)	αὐτόθι	U	U
	ἐπιμέλειαν	A	A	ἐπιμελίην	A
	ποιεῖσθαι·	ποιέεσθαι·	A	T	A
	παρατίθεται	παρατίθησι	A	A	A
	Βατραχομυιομαχίην	Β.χομυιομαχίαν	Β.χομαχίην	Β.χομαχίαν	U
	τᾶλλα	τᾶλλα	A	T	A
	ἐγένετο τῇ ποιήσει.	ἐγ. ἐν τ.π.	A	T	A
	παρέοντα,	A	παρόντα,	A	U
25	ἔδόκεεν	A	κατεδόκεεν	U	U

	θουμασταὶ αὐτοῦ	A	αὐτοῦ θουμασταὶ	A	U
	ἢ μὲν αὐτῶν	A	αὐτέων	A	U
26	ἐν Ὀδυσσεΐα,	ἐν (τῇ) Ὀ.,	ἐν τῇ Ὀδυσσεΐῃ,	U	U (τῇ)
	ποιήσεως	A	ποιήσιος	A	U
	οἰκυῖν	A	οἰκυῖαν	U	U
α 153]	ἔθηκε	A	ἔθηκεν	U	U
	ὃς δὴ πολλὸν	A	ὃς τε π.	T	ὃς τότε π.
	καὶ πάλιν·	A	A	{καὶ πάλιν}	A
α 155]	ὁ φορμίζων	ὁ φ.	T	T	T
27	ποιήσιος	ποιήσεως	A	T	A
	εὐδοκίμει Ὅμηρος	A	εὐδ. [ἤδη] Ὀ.	A	U
	περὶ τε τὴν Ἰωνίην,	Ἰωνίην,	περὶ τὴν Ἰωνίαν,	T	T
	{ἀπὸ δὲ τῆς ποιήσεως ταύτης εὐδοκίμει Ὅμηρος περὶ τε τὴν Ἰωνίην, καὶ ἐς τὴν Ἑλλάδα ἤδη περὶ αὐτοῦ λόγος ἀνεφέρετο.} [„secl. West.“ (sc. = M)				
	κατοικέων ... ποίησιν,	A	καὶ [οἰκέων — ποίησιν]	A	A
	οἱ ἐντυγχάνοντες αὐτῷ	A	οἱ ἐντ. [τῷ Ὀμήρῳ]	οἱ ἐντ. τῷ Ὀμήρῳ	M
28	πολλαὶ καὶ μεγάλαι εἶεν	A	T	V	
	πολλαὶ καὶ μεγάλαι <οἱ> εἶεν		U		
	πολλαὶ <οἱ> μεγάλαι εἶεν	M			
	ἐς μὲν Ἰλιάδα	A	ἐς μ. τὴν Ἰλ.	A	A
	ἐν νεῶν καταλόγῳ	A	ἐν Νεῶν κ.	U	U
B 552]	ἡγεμόνευ' υἱὸς Πετεῶο	A	ἡγ. <υἱὸς> Π.	ἡγεμόνευεν υἱὸς Πετεῶο	A

B 553] οὐπω τις	οὐ πώ τις	A	T	A
ἐν νεῶν καταλόγῳ	A	ἐν Νεῶν κ.	U	U
λέγων ᾧδε·	λ. τάδε·	A	A	A
πολίων μάλιστα·	πολλῶ μ.	πόλεων μ.	U	U
29 καὶ παρασκευασάμενος,	A	A	κ. <τᾶλλα> π.	M
βουλόμενος ποιήσασθαι	A	ποιήσασθαι [βουλόμενος]	A	A
διηγήσατο, ἐν	διηγήσατο, ὡς ἐν	A	A	A
31 στέφανος παῖδες,	A	παῖδες στέφανος	U	U
δ' ἐν πεδίῳ	A	δ' αὖ πεδίου	U	U
κόσμος τ' ἄλλοισιν	A	κ. λαοῖσιν	U	A
32 μισθόν, ἀείσω,	A	μισθὸν ἀοιδῆς	U	U
ὑπείρεχε	A	ὑπέρσχευε	U	U
περανθεῖεν	μελανθεῖεν	T	T	T
κάναστρα,	μάλευρα,	A	A	A
ἡμῖν δὲ δὴ ὡς σφιν ἀείσαι.	A	V		
ἡμῖν δὲ δὴ ὡς σφι νοῆσαι.	T			
ἡμῖν δ' ἠδέως σφιν ἀείσαι.	U			
ἡμᾶς δὲ δὴ ὡς σφας ὀνήσαι.	M			
δ' ἤπειτα	A	δὴ ἔπειτα	δῆπειτα	M
καμίνῳ	A	καμίνων	U	U
ἠδὲ Σαβάκτην,	ἠδέ γ' Ἄβακτον,	A	A	A

πορίζοι.	A	πορίζει·	U	U
πέρθε πυραΐδουσαν	†	πεΐθε πυραΐθ.	T	T
ποιοῦσα.	A	ποοῦσα.	A	U
πίπτοι δὲ κάμιнос·		τύπτοι δὲ κάμινον,	A	A
ἐπίσταιντ’	A	ἐπίστωντ’	U	U
33 συμπαρήσαν ἀεὶ	σ. αἰεὶ	A	T	T
πλοῦτος	A	Πλοῦτος	U	U
πλούτῳ	A	A	Πλούτῳ	M
εὐφροσύνη ... εἰρήνη	A	Εὐφρ. & Εἰρ.	A	U
κυρβαίη	A	κυρβασίη	κυρβα<σ>ίη	A
αἰεὶ κατὰ καρδόπου ἔρποι μάζα·	A	T	V	
αἰεὶ μάζης κατὰ καρδόπου ἔρποι.	U	M		
μάζα· // τοῦ παιδὸς δὲ γυνή	A	T		
ἔρποι. // νῦν μὲν κριθείην εὐώπιδα σησαμόεσσαν			----- // τ.π. δὲ γ.	U
ἔρποι. // νῦν μὲν κριθαίην εὐώπιδα σησαμόεσσαν		 // τ.π. δὲ γ.	M
μάζα // * * * * *			// τ.π. δὲ γ.	V
διφράκα	διφράδα	A	A	T
ῥμμιν,	ῥμμιν,	A	A	A
προθύροισι· // καὶ			εἰ μὲν τι δώσεις·	A T (προθύροις) V
προθύροις φιλή πόδας, ἀλλὰ φέρ’ αἶψα·			// ὑπὲρ σε τῶπόλλωνος, ᾧ γύναι τι δός·	//
			εἰ μὲν τι δώσεις	U
προθύροις ψιλὴ πόδας· ἀλλὰ φέρ’ αἶψα.			// ὑπὲρ σε τῶπόλλωνος, ᾧ γύναι τι δός·	//
			κεῖ μὲν τι δώσεις	M
ἦδετο δὲ τὰ ἔπεα τάδ’	τάδε τὰ ἔπεα	A (τάδε)	T	τὰ ἔπεα ταῦτα

34	κατὰ πολὺ τι	A	καταπλέοντι	U	U
35	ἀλιήες τὸν τόπον	A	άλ. <ἐς> τ.τ.	U	U
	προσελθόντες αὐτοῖς τάδ' εἶπον·	A	πρὸς αὐτὸν (τάδε)	A	U
	ταῦτ' ἔλεξε	A (ταῦτα)	(ταῦτα) ἔλεγε	U	U
36	τελευτήσας δ' ἐν τῇ Ἴφ αὐτοῦ ἐπ' ἀκτῆς ἐτάφη τελευτήσας δὲ ἐτάφη ἐν τῇ Ἴφ αὐτοῦ ἐπ' ἀκτῆς			A T U M V	
	πολιήτεων,	A	πολιητέων	U	U
	(οὐ γὰρ Ὀμήρου	οὐδὲ Ὀμήρου	A	A	A
37	ποιοῦντα	A	ποιεῦντα	U	U
	ἐξευρόντα	A	ἐξεῦρην	A	A
	ἐξευρὼν	A	ἐξεῦρην	A	A
	ἑωυτοῦ πατρίδι	A	ἑωυτῶι [πάτριον]	A	A
	αὐ ἔρυσαν	αυέρυσαν	T	T	T
	ἐπὶ σχίζης	A	σχίζησι'	A	U
	ὀνομάζουσιν οἱ Αἰολέες Αἰολεῖς		T	T	T
38	στρατηίης,	στρατίης,	στρατείης,	U	U
	ἑκατὸν καὶ τριάκοντα	A	τριήκοντα	U	U
	ὀκτωκαίδεκα	A	ὀκτὼ καὶ δέκα	A	U
	ὑστερον γέγονεν Ὀμηρος	A	γεγένηται	U	U
	ἑξηκονταοκτώ.	ἑξήκοντα ὀκτώ.	T	T	T

Vasiloudi gewährt sehr bodenständige Einblicke in ihre Tätigkeit (S. 14ff.), verweist aber zurecht darauf, dass am Ende Menschen (zahllose) Entscheidungen treffen; in ihren Worten liest sich das so (S. 16): „In diesem Zusammenhang scheint es geboten, explizit darauf hinzuweisen, dass der Einsatz unterschiedlicher Medien bei der Kollationierung der Handschriften sowie die digitale Erfassung der Kollationsergebnisse Hilfsmittel bei der *recensio* und *constitutio textus* sind. Maßgeblich und unersetzbar ist und bleibt die philologische Kompetenz des Editors. Mögen mit digitalen Methoden Kollationsergebnisse leichter validierbar und wissenschaftliche Texte mit mehreren Apparaten schneller und zuverlässiger gesetzt werden können, die Entscheidung darüber, welche Lesart derjenigen am nächsten kommt, die vom antiken Autor intendiert war, oder die Auswahl der sinnvollen Varianten für einen Apparateintrag, obliegt immer dem philologisch ausgebildeten Bearbeiter.“

Die Neuausgabe der *Vita Herodotea* von Maria Vasiloudi stellt die Beschäftigung mit diesem Text auf eine neu gesichtete und abgesicherte Grundlage und zeigt vorbildlich, wie solche Grundlagenarbeit geleistet und der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden kann.

Friedemann Weitz
Hochvogelstraße 7
D-88299 Leutkirch i.A.
Tel.: (07561) 91 23 36
E-Mail: hmg.weitz@web.de

Karl-Ernst GEORGES, Der neue Georges. Kleines Handwörterbuch Deutsch-Lateinisch. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Thomas Baier; auf d. Grundlage der 7., verb. und verm. Aufl. 1910 völlig neu bearb. (von Jochen Schultheiß), Darmstadt: WBG 2017, 2078 Sp.

Zu nah und zu fern. – Der Leser und der Autor verstehen sich häufig deshalb nicht, weil der Autor sein Thema zu gut kennt und es beinahe langweilig findet, so daß er sich die Beispiele erläßt, die er zu Hunderten weiß; der Leser aber ist der Sache fremd und findet sie leicht schlecht begründet, wenn ihm die Beispiele vorenthalten werden.¹

Ich zitiere großflächig aus dem Vorwort des Herausgebers (ohne Seitenangabe; in dieser Rezension i-ii), um dem hochgesteckt-utopischen Ziel dieser ‚dokumentarischen‘ Besprechung – der Leser möge sich selbst einen eigenen Eindruck verschaffen können – zumindest ein Stück weit nahezukommen

Das bis in die jüngste Gegenwart mehrfach reprografisch nachgedruckte Wörterbuch von Karl Ernst Georges – zuerst 1865, dann jeweils überarbeitet bis zur "siebenten Auflage" (1910), von seinem Sohn Heinrich "aufs sorgfältigste durchgesehen und überarbeitet" (iv) – habe sich für verschiedene Aufgaben (zentral: „als Hilfsmittel für alle, die lateinische Texte verfassen“) „bewährt“ (i). „Nach anderthalb [= ?!] Jahrhunderten war es aber an der Zeit, das Werk einer Überarbeitung zu unterziehen. Zunächst musste das Schriftbild heutigen Standards angepasst werden. Die Frakturschrift [sc. des ‚deutschen‘ Teils] wurde durch eine neue, leicht leserliche Antiqua-Schrift abgelöst“ (i) – dieser Punkt der ‚Überarbeitung‘ wurde buchstäblich umgesetzt.²

¹ Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches I.* (zuerst 1878) Viertes Hauptstück – Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller. 202 – im Netz bequem z.B. unter <http://www.nietzschesource.org/#eKGWB/MA-202> auf- und abzurufen. Wer es ergänzend oder statt der hier angestrebten ‚dokumentarischen Rezension‘ (je nachdem punktuell-erschöpfend, nach Kräften transparent oder auch, in einem vom Verfasser nicht zu bestimmenden Verhältnis, beides) ‚kürzer‘ mag oder möchte, sei auf <http://informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=8885> und (noch nicht im Netz – Startseite: <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>) das *FORUM CLASSICUM*. Zeitschrift für die Fächer Latein und Griechisch an Schulen und Universitäten 2/2018, S. 131f. hingewiesen.

² „Tatsächlich mag der Originalsatz mit seinen Frakturelementen für moderne Nutzer gewöhnungsbedürftig sein. Der Philologe wird den Verlust der speziellen Patina des alten Satzes eher bedauern.“ (So in einer Besprechung zum Pendant, dem lateinisch-deutschen Georges, S. ‚13‘ in: Friedemann Weitz, *Ein (erstes) Jahr DER NEUE GEORGES. Dokumentarisches zu einer altertumskundlichen Publikation in Selbstdarstellung und Außenwahrnehmung*; im Netz unter <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/1913/> – dort ist, *mutatis mutandis*, vieles m.E. Wichtige und unverändert ‚Gültige‘ für die Neuausgabe

„Neben dieser äußerlichen [!] Renovierung bedurfte es auch inhaltlicher Eingriffe. Diese sind vor allem dem Sprachwandel im Deutschen geschuldet.“ (i) Nach einer (m.E. entscheidenden; s.u.) kleineren ‚Lücke‘ im Text des Vorworts formuliert der Herausgeber die ‚positive‘ Programmatik (ebd.): „Hauptziel der Überarbeitung war die unkomplizierte Benutzbarkeit des Werkes. Diese hatte im Lauf der Zeit dadurch gelitten, dass manche deutschen Lemmata ihre Bedeutung verschoben, erweitert oder eingeengt haben. Als Beispiel [!!] kann etwa das Wort ‚billig‘ dienen, das im alten Wörterbuch auf die Bedeutung ‚verdientermaßen, dem Fall angemessen, gerecht‘ beschränkt war. Die Bedeutung ‚nicht zu teuer, preiswert‘ fand sich dagegen unter dem Lemma ‚wohlfeil‘.“ Kurz: Man soll das, was man sucht, auch finden (können).

Dem Rezensenten scheint das Vorwort in gleichsam beiderlei Hinsicht so viel-sagend wie bezeichnend, dass ihm hier das Zitat als geeignete Form einer ‚Buchvorstellung‘ vorkommen will.

„Die Verschlagwortung des Wörterbuchs musste gegenwärtigen Usancen angepasst werden. Manche Begriffe, die ein heutiger Nutzer als eigenständige Bezeichnung suchen würde, hat Georges unter übergeordneten Begriffen subsumiert, was zu unübersichtlichen Artikeln geführt hat. So sind die eigenständigen und durchaus häufig gebrauchten Verben, [Komma?!] ‚teilhaben‘, ‚teilnehmen‘ und ‚zuteilwerden‘ bisher dem sehr großen Artikel ‚Teil‘ zugeordnet gewesen.“ (i) Der Herausgeber meint ohne Absatz und/oder Neuansatz fortfahren zu sollen (ebd.): „Ferner machten Änderungen der Rechtschreibung³ in vielen Fällen eine neue Zuordnung nötig: Früher musste z.B. [!] ‚beileibe nicht‘ unter ‚Leib‘ gesucht werden (‚bei Leibe nicht‘). In den Fällen, in denen Neuerungen in der Getrennt- und Zusammenschreibung die bisherige Lokalisierung eines Worts fraglich werden ließen, wurde in jedem problematischen Fall

auch des deutsch-lateinischen ‚Georges‘ nachzulesen! Die dort versammelten ‚Dokumente‘ wären zu ergänzen um die mustergültige Besprechung des Werkes ‚hier‘ auf dem *GFA* von Jens-Olaf Lindermann: Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 16 [2013] 1213-1220 resp. <http://gfa.gbv.de/dr,gfa,016,2013,r,28.pdf> oder die knappere und weniger leicht zugängliche von Barbara Dowlasz in *IANUS*. Informationen zum Altsprachlichen Unterricht 35 [2014] 82-84 ...) – Je nachdem mehr als anderthalb Jahrhunderte alte Patina gibt es in dem sog. NEUEN GEORGES (hier erlässt sich der Rezensent die Beispiele, die unwohl auf jeder Seite zu entdecken wären; vgl. aber immerhin unten Fußn. 13) – soll man tendenziös vorgreifen: mehr als genug – ?! So kann und mag auch ein moderner Nutzer des Buches die Entfernung der Frakturelemente im alten Originalsatz eher bedauern, die bei diesem ‚kontrastiven‘ Werk die Verschiedenheit der in Frage stehenden Materie – Lateinisches ‚lateinisch‘, Deutsches ‚deutsch‘ gesetzt – so unaufdringlich augenfällig vor Augen stellten.

³ Zur Erinnerung: Die Reform der amtlichen Rechtschreibung trat am 1. August 1998 in Kraft.

nach dem pragmatischen Kriterium der möglichst einfachen Auffindbarkeit für die Beibehaltung des bisherigen Ortes oder für die Versetzung entschieden.“⁴

Parallel zum zitierten Vorwort lässt der Rezensent einen neuen Absatz beginnen (also weiterhin noch ‚i‘): „Georges war bestrebt, Differenzierungen zwischen lateinischen Termini durch eine ebenso diversifizierte deutsche Übersetzung wiederzugeben. Hier wäre eine Aktualisierung der gewählten Begriffe nicht möglich gewesen, ohne dass es zu einem erheblichen Substanzverlust geführt hätte.[⁵] So wurde an den entsprechenden Stellen in Kauf genommen, dass der eine oder andere heute antiquiert klingende Begriff stehenblieb.[⁶] Dies gilt ebenso in den Fällen, wo Georges zwar vom Alltagsvokabular abgewichen ist, aber treffende Übersetzungen gefunden hat, die immer noch als angemessen für die Übersetzung eines literarischen Textes betrachtet werden dürfen.[⁷]“

Bei dem nun folgenden Absatz der nächsten Seite (ii) meint der Rezensent eigens darauf hinweisen zu sollen, wie viel hier dem Leser in knappster Form zu bedenken gegeben wird: „Bisweilen fanden sich in dem Wörterbuch Lemmata, die ausschließlich der Lebenswelt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verhaftet waren. Sie erschienen den Bearbeitern so sehr aus der Zeit gefallen, dass sie größtenteils getilgt wurden.[⁸] Lediglich einige wenige Begriffe aus dem universitären Umfeld und – in ganz seltenen Fällen – von Georges gefundene Lehnübersetzungen (L.) wurden beibehalten.[⁹] Behutsam moderni-

⁴ Der Herausgeber erlässt sich an diesem Punkt – aus pragmatischen Erwägungen? – Beispiele aus der Neuausgabe.

⁵ Hier kann und mag sich der Rezensent ein (freilich isoliertes) Beispiel nicht versagen: vgl. Sp. 901 sv „heraussagen“ (!): „eloqui (einen im Geist ruhenden Gedanken aussprechen u. in vollkommen entsprechende Worte kleiden). – proloqui (einen geheim gehaltenen Gedanken aussprechen und laut machen). –“ Und er wüsste nur zu gerne, wo und in welchem Zusammenhang die Entsprechung „politische Exzesse. libidines.“ (Sp. 602 sv „Exzess“; im ‚alten‘ Georges Sp. 852 sv „Exzeß“ und mit Komma) angemessen sein sollte; er selbst wurde bei der Stichprobe für gut 40 Belege bei Cicero (vgl. unter <http://www.intratext.com/IXT/LAT0922/1/H8.HTM>) auf einen ersten Blick nicht fündig.

⁶ Der Herausgeber erlässt sich an diesem Punkt Beispiele aus der Neuausgabe.

⁷ Der Herausgeber erlässt sich an diesem Punkt Beispiele.

⁸ Eine griffig-schlagende Handvoll oder wenigstens drei oder auch nur ein einziges Beispiel erlässt sich der Herausgeber. Die Bedeutung „I) Schutzort gegen das Wetter: nubilarium“ (Sp. 2013 im ‚alten‘ Georges) wurde etwa für das Stichwort „Schauer“ (Sp. 1452 im ‚neuen‘) gestrichen und als neuer Eintrag unter „Feldscheune“ auf Spalte 626 eingefügt – Geheimrat von Goethe war dieser Wortgebrauch offenbar noch geläufig, s. z.B. „... hier unten im Schauer sei es doch besser.“ (*Campagne in Frankreich*) oder „Als ich ganz betäubt wieder herunterkam, hatte Kniep im Schauer seine Zeit gut angewendet und mit zarten Linien auf dem Papier gesichert, was der wilde Sturm mich kaum sehen, viel weniger festhalten ließ.“ (*Italienische Reise* – genauere Nachweise zum googlen o. dgl.).

⁹ Selbst bei der Größenordnung „lediglich einige wenige“ und „in ganz wenigen Fällen“ werden dem vielleicht interessierten Leser resp. unterschiedlich ambitionierten Nutzer

siert wurde auch bei elementaren Kategorisierungen der Person wie Geschlecht, Altersstufe und Generationen, sofern der gesellschaftliche Wandel die Sprache verändert hat.^[10] Mit der Weiterentwicklung der mit diesen Kategorien verbundenen normativen Vorstellungen pflegt sich die Semantik der Begriffe zu verändern, und es kann heute mitunter eine ironische, womöglich abschätzige Note mitschwingen, die ursprünglich nicht intendiert war. Auch hier wurde versucht, vorsichtig anzupassen.^[11] Wichtige Lemmata, die fehlten, wurden neu aufgenommen.^[12] Fachbegriffe der Gegenwarts-

Beispiele erlassen; die ‚elektronische‘ Ausgabe führt den Rezensenten im Falle der Lehnübersetzungen auf – vollständig erfasst (wenn mir nichts entgangen sein sollte ...) – „Hänfling“ (Sp. 865), „Kaffee“ (Sp. 1011), „Kiebitz“ (Sp. 1029), eine Möglichkeit für „Möwe“ (Sp. 1231), zur „Nelke“ (Sp. 1281) und auf „Rotkehlchen“ (Sp. 1424).

¹⁰ Hier vielleicht besonders interessante und/oder erhellende Beispiele erließ sich der Herausgeber. Vgl. „Um also den Philologen ihren Antheil an der gegenwärtigen schlechten Bildung zuzuerkennen, könnte man die verschiedenen Möglichkeiten in diesen Satz zusammenfassen. *Drei Dinge muß der Philologe, wenn er seine Unschuld beweisen will, verstehen, das Alterthum, die Gegenwart, sich selbst: seine Schuld liegt darin, daß er entweder das Alterthum nicht oder die Gegenwart nicht oder sich selbst nicht versteht.*“ (Friedrich Nietzsche, *Nachgelassene Fragmente* 1875, zitiert nach [http://www.nietzsche-source.org/#eKGWB/NF-1875,7\[7\]](http://www.nietzsche-source.org/#eKGWB/NF-1875,7[7])).

¹¹ Wird bei dem unverändert übernommenen oder belassenen Stichwort „brutal“ (nunmehr Sp. 364 gegenüber seinerzeit Sp. 525) in seiner sprachlichen Diversifizierung (‚flegelhaft grob‘; ‚wild von Charakter, unbändig‘; ‚übermütig‘; ‚anmaßend‘; ‚dummdreist‘) heutige – soll oder muss man sagen: zeitgemäße? – ‚Brutalität‘ in ihren unterschiedlichen Spiel(?)arten nicht brutal knapp verfehlt (oder sogar eher: ziemlich bis total daneben)? Wie steht es um die Konnotationen von „anmachen“ (Sp. 90) oder „aufreißen“ (Sp. 147)? Wer überprüft den Verdacht *identer* Einträge 2017 = 1910 = 1865? (Eine Überprüfung der Angabe insgesamt „rund 27000 Hauptstichwörter“ als Gesamtumfang ist in Arbeit [da ja doch so manches gestrichen wurde!] – sollte sie je zu einem kommunikabel-, ‚diskutablen‘ Abschluss kommen, werde ich mich darum bemühen, einer etwaig interessierten Mitwelt davon Mitteilung zu machen ...).

¹² Beispiele dessen, was (für wen?) wichtig sein könnte oder möchte (wichtig ist!?), und nun ‚nachgetragen‘ wurde? Fehlanzeige. Der Rezensent vermisst z.B. auf Spalte 1533 zwischen „Seufzer“ und „sezieren“ ein Wort mit x – genügt dies als Hinweis oder muss gröber umschrieben werden, dass die gesuchte Buchstabenfolge (drei Buchstaben) klein geschrieben auch als – lateinisches – Zahlwort für „sechs“ im Gebrauch ist resp. war? Meint der Herausgeber das am Ende des Stichworts „stillen“ (Sp. 1602) nunmehr ergänzte „säugen lactare.“? Geht es um den fett(gedruckten) „Egoismus“ (Sp. 451), der nunmehr auf die (in der ‚Substanz‘ unveränderte, nur der weitere Verweis: „Ist es = Eigen-nutz, s.d.“ [im ‚alten‘ Georges Sp. 2119] ist gestrichen) „Selbstsucht“ verweist (Sp. 1529)? Ist das (wichtige?) „Schusterahle, -messer“ (Sp. 1501) im engeren Sinne ‚neu‘ oder eher und lediglich der Ersatz für den „Kneif“ des ‚alten‘ Georges [dort Sp. 1457]? Die weiterhin geführten Stichwörter „Selbstmord“ bzw. „Selbstmörder“ (Sp. 1529) werden nun (mit entsprechendem Verweis „s.“) unter „Suizid“ bzw. „Suizident“ (!) – ansonsten unverändert – ‚verdeutsch‘ (Sp. 1627) ... Der wohl gemeinten Sache am nächsten scheint mir noch der so meines Sehens vorbildlose „Aufsteiger, homo novus.“ auf Sp. 154 zu kommen (im ‚alten‘ Georges war der/ein *homo novus* unter „Neuling“ [dort Sp. 1786],

sprache konnten freilich nicht berücksichtigt werden. Hier wird gegebenenfalls – wie seit jeher – die sprachschöpferische Phantasie der Übersetzer gefordert sein.“

Auch die beiden folgenden Absätze des Vorworts kommen ohne ein einziges Beispiel aus, das die so inhaltsreichen wie bedenkenswerten Ausführungen wenigstens an einer oder lieber noch mehreren Stellen konkret greifbar werden ließe (ii): „Die deutsche Begrifflichkeit wurde unter Heranziehung des ‚Duden‘ überarbeitet. Wörter, die dort als ‚veraltend‘ oder gar ‚veraltet‘ klassifiziert werden, sind weitgehend, aber nicht immer, durch heute gängige Termini ersetzt.^[13] Als ‚gehoben‘ eingestufte Begriffe wurden beibehalten. Über

„neugebacken“ [„n. Edelmann“; Sp. 1785] oder „Emporkömmling“, genauer: „ein E. im Adelstande“, zu finden gewesen [sc. Sp. 734]).

- ¹³ Ohne Abgleich mit den Angaben im hier nicht näher spezifizierten ‚Duden‘ (auch, ob das entsprechende Wort dort überhaupt Berücksichtigung fand!) stelle ich – ohne jeglichen Anspruch – folgende Stichwörter sozusagen im Zeichen des ‚Sprachwandels im Deutschen‘ zur Diskussion, die je an ihrem alphabetischen Ort unverändert auch im ‚Neuen‘ Georges noch zu finden sind: Abschweif (Sp. 29; Sp. 601 hingegen: „Exkurs, s. Abschweif“ – !); Abwurf (Sp. 38 – nb.: „der Landgüter, fructus praediorum“!); anspeien (Sp. 101; aus dem Zusatz „(im allg., im guten u. üblen Sinne)“ [Sp. 149]) zu einer lateinischen ‚Wiedergabe‘ wird „(im Allg., im positiven und negativen Sinn)“ ...); Außen-ding (Sp. 201); Beglaubiger (Sp. 251); Brachmonat (Sp. 352); hinlänglich geeignet für den Dienst, z.B. von einem Scharfrichterschwert (sv „brauchbar“, Sp. 353); Edeltat (Sp. 451); Ehesache (Sp. 453); unvermerkt beschleichen (sv „ereilen“, Sp. 552); Expresser (Sp. 602); Fehlbitte (Sp. 619); eine Stadt f. (Sp. 651, sv „forcieren“ [!]); Galgendieb (Sp. 695); der Ausspanne hält (Sp. 701, sv „Gastwirt“); Gemeingeist (Sp. 750 – und Sp. 751: „Gemeinsinn, s. Gemeingeist“!); für jmdn. ausschlagen zum etc., z.B. zum Ruhm, zum Wohl (Sp. 761, sv „gelingen“); Halbmutter (Sp. 852 – trotz eines eigenen Eintrags „Stiefmutter“, Sp. 1600; vgl. im Grimmschen Wörterbuch Bd. 10 [1877], Sp. 210 sv „Halbmutter“ [bequem im Netz z.B. unter http://woerterbuchnetz.de/cgibin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung-&lemid=GH01204#XGH01204]); herausklopfen, einen Schauspieler etc. (Sp. 900); herznagend (incl. „h. Betrübnis“ Sp. 927); Kommissar, Kommissär [!] und Kommissariat (Sp. 1051); als enrollierte Rotte, nachaug. [!] (Sp. 1052, sv „Kompanie“); messingen (Sp. 1202 – das Haupt,äquivalent‘ „ex orichalco factus“ im ‚alten‘ Georges [Sp. 1672] noch als „von mir selbst gebildete Latinität“ [S. VI = iv] gekennzeichnet) oder nussbaumen (Sp. 1303); Plünderungsgier und Plusmacher (Sp. 1352); Schätzer (Sp. 1452); Schausitz (Sp. 1453); Scheidestunde (Sp. 1454); Schwindelgeist und Schwindelkopf (Sp. 1514); Senker (Sp. 1531) usw. bis hin zu Weiberart (Sp. 1917 – und daselbst überhaupt das Lemma „Weib“ nebst etlichen Ableitungen und Erweiterungen); Geheimes ausschwatzen (sv „wiedersagen“ [?!], Sp. 1952); Zelter (Sp. 2002; dort neben „asturco“ immerhin ein „Vgl. »Pferd«“!). Insgesamt fühlt sich der Rezensent in mancherlei Hinsicht an das (vermutlich rein zufällig so zeitnah) gleichfalls bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erschienene Buch *Ungemein eigensinnige Auswahl unbekannter Wortschönheiten aus dem Grimmschen Wörterbuch* (hrsg. von Peter Graf, Darmstadt 2017) erinnert.

manches Lemma wurde dabei unter den Korrektoren heftig diskutiert,^[14] und die Auffassungen von ‚veraltet‘ konnten durchaus divergieren. Im Zweifelsfall wurde der konservative Weg beschritten und auf Streichung verzichtet. Dieser Weg war zugleich der pragmatische, da Georges ein weitläufiges Verweissystem benutzte, [?!] und so manche Streichung weitreichende Folgen haben konnte.

In den Angaben zur lateinischen Syntax erweist sich der ‚Georges‘ als äußerst zuverlässig. Wo Präzisierungen im Sinne eines Gebrauchs des Lexikons für universitäre Grammatik-, Sprach- und Stilcourse nötig erschienen, sind Anpassungen gemäß Burkard/Schauer,^[15] bei der Phraseologie gemäß Meissner/Meckelnborg^[16] vorgenommen worden. In semantischen Zweifelsfällen wurden der lateinisch-deutsche ‚Neue Georges‘^[17] und das ‚Oxford Latin Dictionary‘ herangezogen. Wo der seltene Fall eintrat und Georges eine Satzkonstruktion empfahl, die im Sinne einer an Caesar und Cicero orientierten Grammatik nicht nachgeahmt werden sollte, wurde dies durch die Angabe von Belegstellen deutlich gemacht.^[18] Im Übrigen ist der deutsch-lateinische ‚Georges‘ natürlich ein vor allem an der klassischen Prosa orientiertes Wörterbuch. Diese Einschränkung ist mit Blick auf den hauptsächlichen Adressatenkreis, Schule [!] und Universität, auch heute nicht zu beanstanden.“

Meine – isoliert-exemplarischen – Bedenken und Zweifel an der „natürlich vor allem“-Orientierung an der klassischen Prosa (doch wohl Caesar und Cicero, oder?)^[19] versuche ich durch folgende ‚Vergleichsangebote‘ von Wörtern und

¹⁴ Nur wie gewissermaßen zur Erinnerung: Auch diese heftigen Diskussionen werden ‚natürlich‘ durch kein/e Beispiel/e illustriert oder ihrerseits einer Diskussion zugänglich gemacht. Transparenz geht anders.

¹⁵ Nachgewiesen in Fußn. 2 (ii): „Thorsten Burkard/Markus Schauer, Lehrbuch der lateinischen Syntax und Semantik, begründet von Hermann Menge, 5., durchgesehene und verbesserte Auflage, Darmstadt 2012.“

¹⁶ Nachgewiesen in Fußn. 3 (ii): „Carl Meissner/Christina Meckelnborg, Lateinische Phraseologie, unter Mitarbeit von Markus Becker, 2., durchgesehene Auflage, Darmstadt 2006.“ Hier hätte ein Vorwort „Würzburg, im August 2017“ durchaus ‚Christina Meckelnborg, Lateinische Phraseologie, begründet von Carl Meissner, unter Mitarbeit von Markus Becker, 6., überarbeitete Auflage, Darmstadt 2015‘ anführen können, wenn nicht sollen oder gar müssen ... Zur Überarbeitung des ‚Meißner‘ vgl. Verf. in: FORUM CLASSICUM. Zeitschrift für die Fächer Latein und Griechisch an Schulen und Universitäten 47,3 (2014) 246-250 (bzw. bequem im Netz unter <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/article/view/38048/31712>; zur Erstaufgabe der Neubearbeitung von 2004) und <http://ifb.bsz-bw.de/bsz434061808rez-1.pdf> (= Besprechung der sechsten Auflage für die ‚Informationsmittel für Bibliotheken‘ [IfB]).

¹⁷ Dazu s.o. unter Fußn. 2 dieser Besprechung.

¹⁸ Mir wäre im Rahmen meiner Stichprobe/n (s.u. Fußn. 23 dieser Besprechung) gerne eine solche ‚zusätzliche‘ Belegstelle über den Weg gelaufen.

¹⁹ So die programmatisch-konsequente ‚Beschränkung‘ bei den genannten Werken von Burkard/Schauer (hier wird sogar die Aufnahme der Briefe Ciceros diskutiert [und

Wendungen, die nicht Cicero oder Caesar entnommen zu sein scheinen, zu belegen bzw. (an)greifbar zu machen.²⁰

Für PLAUTUS+ (um 254- um 184 v. Chr. – Daten hier wie im Folgenden nach dem ‚Orakel der Neuzeit‘ *wikipedia*;²¹ ein „+“ markiert einen ‚Dichter‘ und damit einen in diesem Retroversionslexikon ungekennzeichneten womöglich ‚poetischen Sprachgebrauch‘^[22]) vgl. Sp. 152 sv „Aufseher“ (vormals: ‚Schaffner‘): „procurator peni (Aufseher über die Vorräte auf einem Gut etc.)“ mit *Pseud.* 608: HARPAX Quid istuc verbist? PSEUDOLUS Conduis promus sum, procurator peni. — vgl. Sp. 1201 sv „merken“: „ich merke das Herannahen des Alters nicht, mihi imprudenti senectus obrepit“ mit *Mil. glor.* 333:

‚positiv‘ entschieden] bzw. das 8. Buch des *Bellum Gallicum* aus dem berücksichtigten Corpus ausgeschlossen; vgl. ‚a.a.O.‘ S. XIX s.) bzw. der Neufassung des ‚Meißner‘ durch Meckelnborg (hier wurden Phrasen, die Ciceros Briefen entnommen sind, durch einen einheitlichen Zusatz kenntlich gemacht; s. ‚a.a.O.‘ S. XIV).

²⁰ Karl Ernst Georges glaubte mit seinem „kleine(n) [!] Handwörterbüch“ „lediglich für den Schulgebrauch, namentlich für lateinische Mittelschulen und Realschulen“ laut seiner Vorrede zur ersten Auflage vom 2. Ostertage 1865 noch, „einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen zu haben“ (S. V = iii) – worin dieses ‚wirkliche Bedürfnis‘ seinerzeit genau bestanden hat, wäre einer eigenen Untersuchung wert; die Beschränkung „auf Wörter und Redensarten der klassischen Schriftsteller ..., doch so, daß übertriebener oft nur auf Unkunde beruhender Purismus vermieden wurde“ (ebd.), und die Frage, was „als unklassisch oder gar unlateinisch“ (ebd., Fußn. 3) zu gelten habe (oder gleich zu ‚verwerfen‘ sei), gehörten bei einer Neuauflage nach über 150 Jahren (oder über 100 Jahren nach der letzten überarbeiteten Auflage) eigentlich auf den Prüfstand – der Rezensent hat nicht den Eindruck, dass dies beim sog. ‚Neuen‘ Georges in einer auch nur annähernd hinreichenden Form geschehen ist, und greift als ‚Prüfstein‘ die Frage nach der Herkunft des lateinischen Teils heraus: Manche potentiellen Nutzer des Buches möchten, manche müssen wissen, woher das ihnen hier vorgelegte Latein stammt – zumal bei den „universitären Stilübungen“. Vgl. dazu auch unverändert aktuell wie seinerseits nicht unproblematisch Andreas Thierfelder in seinem Vorwort zur Bearbeitung von Hermann Menges *Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik* (erstmalig 1953; S. V): „Ein elementares Erfordernis philologischer Interpretation, nämlich die Aufgabe, stilistische Absichten zu erkennen, kann nur dann geleistet werden, wenn der Interpret in der Lage ist, anzugeben [!], wie der betreffende Gedanke in anspruchslos-nüchternem ‚Normallatein‘ ausgesprochen [?!] werden würde.“ (Unmittelbar zuvor beschrieb er den Adressatenkreis d/ies/es ‚alten‘ Menge: „In erster Linie wird das Werk wohl von Lateinstudenten benutzt werden, von denen die Examensordnung auch heute noch [sc. 1953!] ein Mindestmaß aktiver Beherrschung des Lateinischen verlangt.“)

²¹ Die Autoren sind ‚chronologisch‘ angeordnet; die dabei je eigene Problematik sei bei und wegen des höchst kurzentschlossenen Vorgehens des Rezensenten in dieser Fußnote wenigstens angemerkt.

²² Die – unverändert übernommenen, also lediglich neu ‚gesetzten‘ (gleich zu Beginn das typographisch bedingt nun sinnfreie „Adj., Adj.“ oder am Ende das nunmehr offenbar konsequent mit Punkt geschriebene „z.B. oder zB.“!) – Abkürzungen (v) kennen durchaus ein „poet.“ oder auch „dicht.“, deren genaue Bedeutung und Einsatz allerdings ebenso unscharf belassen wurde wie bei den Siglen für „gebräuchlich“, „Kaiserzeit“, „nachaugusteisch“, „nachklassisch“ und „unklassisch“.

SCELEDRUS Hic obsistam, ne imprudenti huc ea [sc. Philocomasium] se subrepsit mihi – und Cicero, *Cat.* 4: Qui enim citius adulescentiae senectus quam pueritiae adulescentia obrepit? – im ‚alten‘ Georges war die lateinische Wendung [Sp. 1671] noch mit einem „*“, dem „Zeichen für von mir [sc. „Dr. (sc. Karl Ernst) Georges“] selbst gebildete Latinität“ [ebd. S. VI (= iv): „Gotha, am 2. Ostertage 1865“] gekennzeichnet worden: Der Asteriskus * ist im ‚Neuen‘ Georges nach Ausweis meiner Stichproben [23] ebenso konsequent wie kommentarlos gestrichen worden.²⁴ — vgl. Sp. 1799 sv „verirren, sich“: „sich v. von etc., aberrare ab od. ex m. Abl. od. m. bl. Abl. (z.B. a patre [v. Sohn]: ex agmine [v. Schiffen]: pecore [v. einem Stier]).“²⁵ mit *Men. prol.* 31: Puer aberravit inter homines a patre.²⁶ — vgl. Sp. 2001 sv „Zeitvertreib“: „sich einen Z. machen, ludos sibi [?!] facere“ mit *Rud.* 593: DAEMONES Miris modis di ludos faciunt hominibus [! vgl. aber unten unter PETRON].

Für TEREENZ+ (zw. 195 und 184-159/58 v. Chr.) vgl. Sp. 552 sv „erfahren“: „sie soll es erfahren, was für ein Mann ich bin, sentiet, qui vir sim.“ mit *Eun.* 66: (PARMENO versetzt sich für einen Moment in PHAEDRIA) „... sentiet qui vir siem.“ — vgl. Sp. 1801 sv „Verkleidung“: „mutatio vestis od. vestitus.“ mit *Eun.* 671: PHAEDRIA Quid vestis mutatio? (Und – für sog. Stilübungen gänzlich irrelevant? – die unmarkierte ‚prosaische‘ Alternative Cic., *Rab. Post.* 27: ... crudelitatem regis in togatos vestitus mutatione vitavit. Nicht nur an dieser Stelle stellt sich die Frage nach der Angabe von Vokallängen, die grundsätzlich keineswegs tabu sind, hier also: vestitūs ...) — Vgl. auch (mit Stellenangabe!) Sp. 600 sv „Ewigkeit“: „eine E.. aetatem (s. Ter. *Eun.* 734: Py. An abiit iam a

²³ Ich habe den sog. ‚Neuen‘ Georges – wenn man so will: wahllos-willkürlich im Abstand ‚alle 25 Seiten‘ mit dem ‚alten‘ verglichen, also Zeile für Zeile, Wort für Wort, jedes Satzzeichen, jede typographische Entscheidung (in der Zählung der Neufassung) die Spalten 1/2, 51/52, 101/102 usw. bis einschließlich und abschließend 2051/2052, dabei aber (ohne den geringsten systematischen Ansatz oder Anspruch) je nachdem auch ‚Anderes‘ berücksichtigt, das mir (ebenso ‚wahllos-willkürlich‘) über den Weg lief.

²⁴ Nur im ‚Geographischen Anhang‘ am Ende des Werkes (zu Sp. 2069ff.) findet man noch die Angabe: „Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Ausdrücke sind neulateinisch.“

²⁵ „In formaler Hinsicht haben die Bearbeiter versucht, Zeichensetzung und Abkürzungen zu vereinheitlichen. Kleinere Widersprüche ließen sich dabei nicht immer vermeiden.“ (ii) In Fragen einer Vereinheitlichung hätte man in Zeiten von Textdatei-Funktionen wie „Suchen“ bzw. „Ersetzen“ vielleicht durchaus etwas ‚anspruchsvoller‘ sein dürfen: Warum sollte sich „m. folg. Konjunktiv“ und (sc. „mit folg. ut“ bzw. „mit ut“) „u. Konj.“ (Sp. 1301, sv „notwendig“ bzw. „Notwendigkeit“) und „m. folg. Konjktv.“ (Sp. 1303, sv „nur“) oder „alle mit folg. Indikat. od. Konjunkt.“ (Sp. 451, sv „ehe“) nicht vereinheitlichen lassen? Der oben zitierte Passus las sich – muss man erwähnen: hier wie überall drucktechnisch vereinfacht (und vereinheitlicht ... :)? – im ‚alten‘ Georges (Sp. 2491): „(zB. a patre [v. Sohne]: ex agmine [v. Schiffen]: u. pecore [von einem Stier]);“!

²⁶ Sowie Livius (!) *a. u. c.* 37,13,1: ... ut praetervehentis classis si quas aberrantis ex agmine naves posset aut postremum agmen opportune adoriretur. bzw. *a. u. c.* 41,13,2: ... vaccam aeneam Syracusis ab agresti tauro, qui <a> pecore aberrasset, initam ac semine adpersam.

milite? Ch. Iam dudum, aetatem):“ wie auch Sp. 1851 sv „viel“: „zu v. ist ungesund, ne quid nimis (sprichw., Ter. Andr. 61):“ (als ‚Lebensweisheit‘ des Freigelassenen SOSIA: nam id arbitror / adprime in vita esse utile, ut nequid nimis).²⁷

Für VARRO (116-27 v. Chr.) vgl. Sp. 700 sv (Stichwort unverändert wie 1913!) „Garderobenaufseherin, -mädchen“: „vestispica“ mit *de ling. Lat.* 7,12: Sic dicta vestis<pi>ca, quae vestem spiceret, id est videret vestem ac tueretur. (Plaut. *Trin.* 251 würde exemplarisch die im sog. Neuen Georges ausgesparte Frage aufwerfen, von welcher Textgestalt eigentlich im Einzelnen ausgegangen wird: Welche Ausgabe resp. welche Lesart liegt den jeweiligen Angaben des Lexikons zugrunde?) — vgl. Sp. 1152 sv „liefern“: „ministrare (zum Gebrauch an die Hand geben, z.B. capra pilos ministrat ad usum nauticum:“ mit *res rust.* 2, 11: Fructum ut ovis e lana ad vestimentum, sic capra e pilis [!] ministrat ad usum nauticum usw.

Für die (teils auch ausdrücklich-belegte) Berücksichtigung des ‚Briefeschreibers‘ CICEROs (3. Januar 106-7. Dezember 43 v. Chr.) vgl. (lediglich ‚e.g.‘!) Sp. 1401 sv „reich“: „ferax alcis rei (ergiebig, fruchtbar an etc., von Ländern, Äckern etc. z.B. locus [!] copiosus a frumento:“ mit *Att.* 5, 18, 2: tuto con-sedimus, copioso a frumento, Ciliciam prope conspiciente, usw. — vgl. Sp. 1454 sv „Scheideweg“: „Herkules am Sch., wie ihn Xenophon darstellt, Hercules Xenophontius ille.“ mit *fam.* 5, 12 (13), 3: Itaque te plane etiam atque etiam rogo, ut et ornes ea vehementius etiam, quam fortasse sentis, et in eo leges historiae negligas gratiamque illam, de qua suavissime quodam in prooemio scripsisti, a qua te flecti non magis potuisse demonstras quam Herculem Xenophontium illum a Voluptate, eam, si me tibi vehementius commendabit, ne aspernere amorique nostro plusculum etiam, quam concedet veritas, largiare. — vgl. Sp. 1601 sv „still werden“: „es (das Gerede) wird wieder still über etwas, iamiam refrigeratur sermo de ea re.“ mit (einer ggf. m.E. überaus

²⁷ In dieser Form „ne quid nimis“ lateinisch offenbar erst wieder säkular-spätantik – explizit als Terenz-Zitat Cleobulus in den Mund gelegt! – bei Ausonius (um 310-393 oder 394 n. Chr.), *Ludus septem sapientium* 154f. (i.e.: Iam dixit ex isto loco / Afer poeta vester: ut ne quid nimis usw.) bzw. Solon zugeschrieben bei Apollinaris Sidonius (5. November 431 oder 432- nach 479 n. Chr.), *carm.* 15, 47 (i.e.: Atticus inde Solon *ne quid nimis* approbat unum) bzw. bei den Kirchenvätern Augustinus (13. November 354 - 28. August 430 – natürlich ebenfalls n. Chr.), *De vita beata* 32 (umfänglich in eigener Textgestalt, aber ohne Namensnennung zitiert: Unde illud praeclarum est et non immertio diffamatur *hoc primum in vita esse utile, ut ne quid nimis.*) resp. in Briefen des Hieronymus (370 - 30. September 420) *ep.* 60, 7 (a.a.O.: memor illius sententiae!); 108, 20 (a.a.O. ebenfalls ausdrücklich als ‚Zitat‘ gekennzeichnet: quod nos una et brevi sententiola exprimere possumus); 130, 11 (a.a.O.: Unde et unus de septem sapientibus, *ne quid, ait, nimis.*).

‚frei‘ benutzten Vorlage)^[28] *fam.* 3, 8 (7), 1: ... videbam te hanc epistulam, cum ad urbem essem, esse lecturum refrigerato iam levissimo sermone hominum provincialium, tamen, cum tu usw.

Ebenso exemplarisch sei bei diesem Autor einmal nachgefragt: Sp. 1852 heißt es sv „vielleicht“: „fortasse. forsitan (Letzteres immer [!] mit folg. Konjunktiv). –“ Das scheint der ‚Burkard-Schauer‘ zu bestätigen (§ 187, 2 Anm. [S. 237]): „forsitan steht bei Cicero immer [!] mit dem Konjunktiv, wohl auch an folgenden textkritisch umstrittenen Stellen: ...“; nicht ganz so rigoros liest man wenige Zeilen zuvor: „(2) Das regelmäßig [!] mit dem Konjunktiv stehende forsitan (allenfalls, möglicherweise) bezeichnet ein Vielleicht, für das man keine Gründe angeben kann, eine reine Annahme oder Vorstellung.“ Doch ein Blick in das *OLD* zum Stichwort gibt zu denken: „b dictis dabit ipsa fidem res ~ et grauitur ... omnia conquassari ... cernes *LUCR.* 5.105; ita ~ decuit *LIV.* 21.40.11; ~ et tecum tua nunc requiescit amica *OV. Am.* 1.6.45; ... ; et ~ ... quaeris, quare solus Corinthea uera possideam *PETR.* 50.4;“ – und für Cicero selbst (für Caesar scheint kein forsitan belegt) möchte man wenigstens an *Phil.* 3, 29 (ein singulärer Grenzfall?) erinnern: Multa, quae in libera civitate ferenda non essent, tulimus et perpersi sumus, alii spe forsitan recuperandae libertatis, alii vivendi nimia cupiditate: sed usw.!?

Für CAESAR (! 13. Juli 100-15. März 44 v. Chr.) vgl. Sp. 1501 sv „Schütte“ (!): „z.B. die Sch. Stroh, fascis stramentorum.“ mit *bell. Gall.* 8, 15, 5 (verkürzt): fasces ... stramentorum ac virgultorum bzw. sv „Schutz“: „unter dem Schutz der Wälder dem Unfall [sic!] entgehen, silvarum beneficio casum evitare.“ mit *bell. Gall.* 8, 20, 2 (in voller Länge): at Bellovaci reliquaeque civitates repente ex fuga paucis atque his vulneratis receptis, qui silvarum beneficio casum evitarant, omnibus adversis, cognita calamitate, interfecto Correo, amisso equitatu et fortissimis peditibus, cum adventare Romanos exisimarent, concilio repente cantu tubarum convocato conclamant, legati obsidesque ad Caesarem mittantur. – Buch 8 des *Gallischen Krieges*: ist das noch ‚Caesar‘ oder nicht doch schon (sein persönlicher Sekretär) ‚Aulus Hirtius‘?

Für NEPOS (um 100- nach 28 v. Chr.) vgl. Sp. 221 sv „Bahn“: „jmdn. auf die B. der Tugend zurückführen, alqm revocare ad virtutem a perdita luxuria.“ mit *Dion* 6, 2: Nam cum uxorem reduxisset, quae alii fuerat tradita filiumque vellet

²⁸ Vgl. zudem Sp. 1254 sv „nachlassen“: „das Gerede der Leute lässt nach, sermo hominum refrigeratur. –“ bzw. Sp. 1808 sv „verlieren“ (Unterpunkt „sich verlieren“): „das Geschwätz der Leute verliert sich, levissimus sermo hominum refrigeratur (erkaltet);“ völlig offen wie unerörtert oder auch nur (natürlich: meines Sehens) angesprochen bleibt (nicht nur hier) die Frage, warum etwa ein m.E. ‚gleichwertiges‘ *ad Qu. fr.* 1, 2, 1: exhaustus est enim sermo hominum usw. keine Berücksichtigung fand.

revocare ad virtutem a perdita luxuria, accepit gravissimum parens vulnus morte filii.²⁹ — vgl. Sp. 1301 sv „nüchtern“: „man lässt ihn nie n. werden, nullum tempus sobrio relinquitur.“ mit *Dion* 4, 4: neque ullum tempus sobrio [sc. puero (Dioni)] relinquebatur.³⁰ — vgl. Sp. 1752 sv „Unterhandlung“: „oratio (die Rede, gute Worte, z.B. insulam cum oratione reconciliare non posset, copias e navibus eduxit.“ mit *Milt.* 7, 2: ex his Parum insulam opibus elatam cum oratione reconciliare non posset, copias e navibus eduxit usw. — vgl. Sp. 1852 sv „vielleicht“: „huius victoriae vel maxime fuit laus, quod etc.“ mit *Ages.* 4, 6: huius victoriae vel maxima fuit laus, quod, cum plerique usw.³¹

Für CATULL+ (? 87/86-54/50 ? v.Chr.) vgl. Sp. 221 sv „Bagatelle“: „etwas als B. betrachten, alqd non assis facere. alqd unius assis aestimare (keinen, kaum einen Heller wert achten):“ mit *carm.* 42, 13: non assis facis?³² bzw. *carm.* 5, 3 ... rumoresque senum severiorum / omnes unius aestimemus assis. — vgl. Sp. 1401 sv „reiben“: „polire (glätten, pumice).“ mit *carm.* 1, 2: Quoi dono lepidum novum libellum / arido modo pumice expolitur? (Textgrundlage?!) — vgl. Sp. 1452 sv „schauerlich, schaurig“: „horribilis (z.B. nuntius).“ mit *carm.* 84, 10: ... / cum subito affertur nuntius horribilis / usw.

Für SALLUST (1. Oktober 86-13. Mai 35 oder 34 v. Chr.) vgl. Sp. 252 sv „begnadigen“: „gratiam facere delicti (wegen [?])³³ eines Vergehens b.)“ mit *Cat.* 52, 8: ... qui mihi atque animo meo nullius umquam delicti gratiam

²⁹ Eine Nepos-Übersetzung von 1993 sowie eine kleine Google-Suche sprechen eindeutig von und für ‚Pfad der Tugend‘ (s.a. Sp. 1340, sv „Pfad“ – dort ohne diese Nepos-Stelle).

³⁰ Ist so ein spezieller (prädikativ-proleptischer?) Gebrauch des Wortes *sobrius* ein sonderlich empfehlenswertes Beispiel, falls man nur auf die Wortgleichung ‚dt. nüchtern: lat. sobrius‘ hinauswollte?

³¹ Bereits 1994 problematisierte Ulrich Victor „VEL beim Superlativ – in der nicht existenten [!] Bedeutung (einschränkend) ‚vielleicht‘“ (s. <https://www.altphilologenverband.de/forum-classicum/pdf/MDAV1994-4.pdf>, S. 142f.) – der ‚Neue‘ Georges lässt dazu wie der ‚alte‘ weiterhin ‚wissen‘: „vel (wenn man will, bei Superlativen, z.B. huius domus est vel optima Messanae:“ (sc. Cic., *Verr.* 2, 4, 3; es folgt das Beispiel aus Nepos). Der ‚Burkard-Schauer‘ hingegen schreibt (§ 431, 4 auf S. 594): „(4) *vel* bedeutet v.a. beim Superlativ ‚sogar‘ (vgl. § 34, 2)“, lässt aber an der Vergleichsstelle (S. 69) zumindest erahnen, dass hier offenbar ein Problem vorliegt: „*vel* beim Superlativ kann außerdem [!] die Bedeutung ‚vielleicht, wohl‘ haben.“ (Übersetzung der Cicero-Stelle auf S. 70: „(Sein Haus ist wohl das schönste in Messina.)“! (Vgl. zugespitzt bei Victor, a.a.O. S. 143, zu Cic., *S. Rosc.* 6: „Für die Übersetzung mit ‚wohl‘ spricht nichts, gegen sie alles.“).

³² Für diese Wendung wäre freilich wegen des fehlenden Objekts und prosaisch (‚klassisch‘?) auch an – womöglich *the late* (Brief 123!) – Seneca ‚den Jüngeren‘ zu denken; vgl. *ep.* 123, 11: ... publicos paedagogos assis non feceris usw.

³³ Der lateinisch-deutsche ‚Neue‘ Georges bietet – nb. in allen Fällen ohne Erwähnung des (Dativ-)Objekts! – 2013 (wie sein Pendant hundert Jahre zuvor [= 1913] in seinerzeit 8., verbesserter und vermehrter Auflage von Heinrich George, dort Sp. 2964) sv „gratia“ (jetzt Sp. 2284) die Übersetzung: „delicti gratiam facere, Nachsicht schenken, nachsehen, Sall.:“!

fecissem usw. (es spricht Cato) — vgl. Sp. 1452 sv „schätzen“: „z.B. sich etwas zur Ehre sch., honori sibi alqd ducere.“ mit *Iug.* 11, 3: ... ne medius ex tribus, quod apud Numidas honori ducitur, Iugurtha foret.³⁴ — vgl. Sp. 1751 sv „untergraben“: „jmds. Ruf u. [!] sittliches Gefühl u. [!], alcis famam atque pudorem atterere.“ mit *Cat.* 16, 2: ...; post, ubi eorum famam atque pudorem attriverat,³⁵ maiora alia imperabat. — vgl. Sp. 1799 sv „verhunzen“: „corrumpere (verderben, z.B. nomen)“ mit *Iug.* 18, 10 : Nomen eorum paulatim Libyes corrupere,³⁶ barbara lingua Mauros pro Medis appellantes. — vgl. Sp. 1802 sv „verlachen“: „contemnere (sich hinwegsetzen über etc., z.B. iussa vestra)“ mit *Iug.* 31, 19 (es spricht Gaius Memmius): Qui si dediticius est, profecto iussis vestris oboediens erit: usw.³⁷ — vgl. Sp. 1851 sv „Viehzüchter“: „mehr Ackerbauer und V. als Krieger, agri ac pecoris magis quam belli cultor.“ mit *Iug.* 54, 3 (es spricht Marius): At ille [sc. Iugurtha] sese in loca saltuosa et natura munita receperat ibique cogebat exercitum numero hominum ampliorem, sed hebetem infirmumque, agri ac pecoris magis quam belli cultorem. — vgl. Sp. 1902 sv „walten“: „dominari (herrschen, z.B. fortuna in omni re dominatur).“ mit *Cat.* 8, 1: Sed profecto fortuna in omni re dominatur; usw.

³⁴ Ich möchte bezweifeln, dass hier auf die *Erleichterte Methode die humaniora mit Nutzen zu treiben* eqs. des Johannes Michael Weinrich zurückgegriffen wurde, bei dem ich (Coburg 1721, S. 235) finde: „Paulus cui non magni faciendus videtur, quod in epistola ad Philippenses commemorat, se vinculorum suorum non pudere, sed ea sibi potius honori ducere?“ (Ein Wespennest: ein ‚sich seiner Fesseln nicht schämen‘ steht etwa in 2. Tim 1, 16, allerdings situativ wie sprachlich [lateinisch] ganz anders als „et catenam meam non erubuit“ [sc. Onesiphorus! vgl. auch Ignatius (nb. von Antiochien!), *Smyr* 10, 2] – Paulus selbst schämt sich nicht des Evangeliums, allerdings im Schreiben an die Römer [erneut 1, 16 und unverändert ohne ‚pudet‘: „non enim erubescio evangelium“]; ‚meine Fesseln‘ findet man tatsächlich im Brief an die Philipper: „ita ut vincula mea manifesta fierent in Christo“ usw. [Phil 1, 13] – wie gesagt: ein Wespennest – und beim gesuchten „honori sibi alqd ducere“ muss ich streng besehen schlicht wie schlechterdings passen, einem eben auch nicht wirklich belegten oder nachgewiesenen „honori, gloriae sibi alqd ducere, *Cic.*“ [!] aus einem deutsch-lateinischen Wörterbuch von 1829 [Friedrich Karl Kraft] sv „Achten“ zum Trotz oder Spott).

³⁵ Die hier gewählte „Orthographie soll lediglich einen Text herstellen, wie er um die Mitte des 1. Jh. v. Chr. geschrieben worden sein *könnte* – sei es von Cicero, sei es von Sallust.“ (So Thorsten Burkard in der Einleitung seiner Sallust-Ausgabe in der Reihe *Edition Antike* der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 2010, S. XXII.).

³⁶ S. Fußn. 35 unmittelbar zuvor – ich tippe also „corrumpere“ und „attriverat“ anstelle der vermeintlich Sallustischen (Rechtschreibungs-)Archaismen ‚conrupere‘ und ‚adtriverat‘. Burkard übersetzt die zweite Stelle übrigens mit: „Den Namen der Meder [m.E. besser: ‚Den Namen *Meder*‘ o.Ä.] entstellten [!] die Libyer nach und nach“ usw.

³⁷ Die Verbindung mit ‚contemnere‘ steht zwar für Sallust im lateinisch-deutschen Georges (im ‚Neuen‘ Sp. 1230, sv „con-temno“: „iussa vestra, Sall.:“!), konnte aber von mir auf die Schnelle nicht verifiziert werden und ist womöglich aus *Iug.* 85, 19: ..., quasi vestros honores contemnant; usw. – ‚abgeleitet‘ (worden).

Für VERGIL+ (15. Oktober 70-21. September 19 v. Chr.) vgl. Sp. 1450 sv „Schatten“: „im Sch., in umbra, sub umbra (unter Schatten, z.B. requiescere):“ mit *ecl.* 7, 10: ... / et si quid cessare potes, requiesce sub umbra. — Sp. 1552 sv „sollen“ (sc. am Ende von Unterpunkt „V“)^[38]: „Z.B. ich sollte besiegt von meinem Vorhaben abstehe? mene incepto desistere victum?“ mit *Aen.* 1, 37 (Bezugsgröße ist ausdrücklich – v. 36 – die Göttermutter Juno!): ... / cum Iuno aeternum servans sub pectore vulnus / haec secum: ‚mene incepto desistere victam / nec posse Italia Teucrorum avertere regem?‘ — vgl. Sp. 1701 sv „Umgang“: „einen U. um die Felder, Flur halten, lustrare agros.“^[39] mit *ecl.* 5, 75: et cum lustrabimus agros.⁴⁰ — vgl. Sp. 1801 sv „verkommen“: „gänzlich v. (z.B. vor Liebe, amore).“ mit *ecl.* 10, 10: ... indigno cum Gallus amore peribat? — vgl. Sp. 1802 sv „verkürzen“: „den Weg durch Gespräche v., viam levare sermonibus:“ mit *Aen.* 8, 309: ... varioque viam sermone levabat.⁴¹ — vgl. Sp. 1902 sv „wallen“: „das Kleid wallt bis auf die Füße, vestis defluit ad pedes.“ mit *Aen.* 1, 404: ... pedes vestis defluxit ad imos, / ...

Für HORAZ+ (8. Dezember 65-27. November 8 v. Chr.) vgl. Sp. 700 sv „Gast“: „ein G., den jmd. uneingeladen mitbringt, umbra:“ mit (<http://www.zeno.org/Georges-1913/K/Georges-1913-02-3292> sv „umbra“): „v. uneingeladenen Gästen, die man mitbringt (wie σκιά), Hor. sat. 2, 8, 22 u. ep. 1, 5, 28.“ — vgl. Sp. 901 sv „herausnehmen“: „detrahere, aus etc. ex etc. (wegziehend fortnehmen, herabnehmen, z.B. ex aure alcis bacam [Perle] ...)“ mit *sat.* 2, 3, 239 ff.: filius Aesopi detractam ex aure Metellae, / scilicet ut decies solidum absorberet, aceto / diluit insignem bacam: usw.⁴² — vgl. Sp. 903 sv „Herausstreicher“ (!): „laudator (z.B. temporis acti).“ mit *ap* 173: ... vel quod res omnes timide gelideque ministrat, / dilator, spe lentus, iners pavidusque futuri, / difficilis, querulus, laudator temporis acti / se puero, castigator censorque minorum.

³⁸ Kaum auszudenken, auch nur diesen einen gut einspaltigen Eintrag (Sp. 1551f.) Zeile für Zeile, Wort für Wort nicht nur mit ‚alten‘ Georges abzugleichen, sondern über Ansatz und Umsetzung, Anlage, Gestaltung und Zweckmäßigkeit derselben usw. ernstlich nachzudenken (und ggf. entsprechende Konsequenzen zu ziehen).

³⁹ „Sage mir, ist das deutsch geredet? Welcher Deutsche versteht so etwas?“, fragt Martin Luther in seinem *Sendbrief vom Dolmetschen* von 1530 in einem m.E. auch hier durchaus vergleichbaren Zusammenhang.

⁴⁰ Im Blick auf die lateinische Junktur ‚lustrare agros‘ vergleiche man bei Ovid *met.* 7, 235: nonaque nox omnes lustrantem [sc. Medeam] viderat agros – und die Wiedergabe der beiden Stellen jeweils durch Michael von Albrecht: „aber auch, wenn wir unsere Äcker entschütten“ für Vergil gegenüber einem „(Und schon hatte ...) die neunte Nacht sie ... alle Felder durchmustern sehen“ zu Ovid!

⁴¹ Sollte der Eintrag in seiner jetzigen Gestalt auf Vergil zurückgehen, ließe sich – wie *mutandis mutatis* eigentlich durchgängig – so mancherlei fragen: Warum der Plural „sermonibus“? Die ‚Änderung‘ der Wortfolge? Alles eins und einerlei?

⁴² S.a. (mit alternativem „unio“ statt „baca“) bei Sueton *Vit.* 7, 2 : ... utque ex aure matris detractum unionem pigneraverit ad itineris impensas.

— vgl. Sp. 1050 sv „kommen“: „höre, worauf (wohin) ich am Ende kommen will, audi, quo rem deducam.“ mit *sat.* 1, 1, 14f.: *ne te morer, audi, / quo rem deducam.* — vgl. Sp. 1151 sv „Lieblingwunsch“: (im ‚Neuen‘ Georges nicht mehr als „selbst gebildete Latinität“ gekennzeichnetes) „quod alci maxime in votis est.“ mit *sat.* 2, 6, 1: *Hoc erat in votis: usw.* — vgl. Sp. 1301 sv „null, Null“: „eine N. sein (bildl.), numerum esse.“ mit *ep.* 1, 2, 27: *nos numerus sumus et fruges consumere nati, / usw.* — vgl. Sp. 1603 sv „Stimme“: „alle Stimmen davontragen, omne punctum ferre (auch bildl. = allgemeinen Beifall erhalten):“ mit *ap* 343: *omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci / lectorem delectando pariterque monendo.* — vgl. Sp. 1751 sv „unterhalten“: „das Stück unterhält das Volk, fabula oblectat populum.“ mit *ap* 320: *interdum speciosa locis morataque recte / fabula nullius veneris, sine pondere et arte, / valdius oblectat populum meliusque moratur / quam versus inopes rerum nugaeque canorae.* — vgl. Sp. 1852 (nb. der vollständige Eintrag; s.a. unten unter SENECA der Jüngere) sv „vielköpfig“: „multorum capitum. multa capita habens.“ mit *ep.* 1, 1, 76: *belua multorum es capitum.* — vgl. Sp. 1951 sv „wiederholen“ und ebd. identisch (!) sv „wiederlesen“: „iterum legere (zum zweiten Mal lesen). –“ mit *sat.* 1, 10, 72: *saepe stilum vertas, iterum qua digna legi sint / scripturus usw.*

Für LIVIUS (wohl 59 v.- um 17 n. Chr.) vgl. Sp. 52 sv „allerschlimmster“: „das Allerschlimmste im Staat ist eingetreten, dass man nämlich etc., pessimo publico factum est, ut [!] etc. –“ mit *a. u. c.* 2, 1, 3: *Neque ambigitur, quin Brutus idem, qui tantum gloriae superbo exacto rege meruit, pessimo publico facturus fuerit, si [43] libertatis immaturae cupidine priorum regum alicui regnum extorsisset.* — vgl. Sp. 102 sv „Anspruch“: „alqd implorare (etwas anflehen, z.B. tribuniciam potestatem in alqm);“ mit *a. u. c.* 4, 57, 3: *... quia maluerit [sc. Ahala Servilius tribunus militum] collegas sua sponte cedere auctoritati senatus, quam tribuniciam potestatem adversus se implorari [44] paterentur.* — vgl. Sp. 152 sv „aufseiten“: „aufseiten jmds., ad alqm (z.B. minus cladis ad hostes erat).“ [45] mit *a. u. c.* 10, 35, 4: *Minus cladis, ceterum non plus animorum ad hostes erat.* — vgl. Sp. 153 sv „aufstehen“: „vermittels der Hände oder des Knies, seu manibus in assurgendo seu genu se adiuvare. –“ mit *a. u. c.* 21, 36, 7:

⁴³ So die Lesung in der Textkonstitution, die mir gerade vorlag (meist aus einer der zweisprachigen Ausgaben der Sammlung Tusculum oder des Reclam-Verlages [an dieser Stelle steht übereinstimmend hier wie dort: „si“], aber auch aus für meinen Zweck – als Problemanzeige – hoffentlich tragfähigen ‚Netz-Quellen‘; daher mögen auch etwaige Inkonsistenzen in meinen ‚Zitaten‘ rühren!).

⁴⁴ Sowohl die Ausgabe der Sammlung Tusculum wie die des Reclam-Verlages gibt dieses Wort an dieser Stelle mit ‚anrufen‘ (sc. tribuniciam potestatem!) wieder.

⁴⁵ So nunmehr ein eigenständiger Eintrag, der im ‚alten‘ Georges unter dem Stichwort „Seite“ („auf seiten jmds.“) auf Sp. 2113 hätte gesucht werden müssen.

... ut, seu manibus in adsurgendo [so die Schreibung übereinstimmend in der Sammlung Tusculum wie bei Reclam] seu genu se adiuvissent, ipsis adminiculis prolapsis iterum corruerent; usw. — vgl. Sp. 523 sv „Engpass“ (vormals Sp. 402 sv „Defilee“): „durch einen Engpass marschieren [vormals: , die Defilees forcieren ‘ – !], vim per angustias facere. –“ mit *a. u. c.* 21, 32, 10: ... luce prima subiit tumulos, ut ex aperto atque interdiu vum per angustias facturus. — vgl. Sp. 751 sv „Gemeinschaft“: „commercium (gegenseitiger Austausch, Verkehr, z.B. linguae). –“^[46] mit *a. u. c.* 1, 18, 3: Aut quo linguae commercio quemquam ad cupiditatem discendi excivisset [sc. Pythagoras Samius]? (nb. die Wortverbindung ‚poetisch‘ auch bei Ovid, s. dort.) — vgl. Sp. 761 sv „reichen“: „jmdm. zu etw., esse mit dopp. Dativ (wozu dienen, z.B. ea res tibi dignitati atque emolumento est).“ mit *a. u. c.* 23, 15, 14: ... et, quo frequentior mecum fueris, senties eam rem tibi dignitati atque emolumento esse. — vgl. Sp. 801 sv „glatt“: „2 schlüpfrig: lubricus. – ... das Eis ist g., glacies vestigium non recipit:“ mit *a. u. c.* 21, 36, 7: Taetra ibi luctatio est, lubrica [!] glacie non recipiente vestigium et in prono citius pedes fallente, ut, usw. — vgl. Sp. 852 sv „Hälfte“: „nicht ganz die H. davon [!] wurde gefangen,^[47] minus dimidium eius [= ?] hominum captum est. –“ mit *a. u. c.* 30, 12, 4: Non plus quinque milia [!] occisa, minus dimidium eius hominum captum est impetu in castra facto, quo percussa rege [sc. Syphace] amisso multitudo se contulerat. — vgl. Sp. 1002 sv „Jauchzen“: „strepentium clamor (das Geschrei der aus Mut, Zuversicht Lärmenden).“ (als allzu mutig-zuversichtliche Interpretation?) mit *a. u. c.* 22, 5, 4: Ad gemitus volnerum ictusque corporum aut armorum et mixtos strepentium paventiumque clamores circumferebant ora oculosque.⁴⁸ — vgl. ebd. sv „je“: „wurde je ein Treffen^[49] mit gleicher Hoffnung angefangen, so war es dieses, proelium, ut quod maxime umquam, pari spe commissum est.“ mit *a. u. c.* 7, 33, 5: Proelium, ut quod maxime umquam, pari spe utrimque, aquis viribus, cum fiducia sui sine contemptu hostium commissum est. — vgl. Sp. 1251 sv „Nachfrage“: „z.B. dem Quästor wurden auf seine N., wohin die Erde aus dem Graben geschafft worden sei, die Schwibbogen [?!] gezeigt, quaerenti quaestori, quo regesta e fossa terra foret, monstrati sunt fornices:“ mit *a. u. c.* 44, 11, 5:

⁴⁶ Unter dem unmittelbar folgenden Lemma „gemeinschaftlich“ ist zu lesen: „g. Sprache, commercium linguae:“!

⁴⁷ Vgl. sv „halb“ Sp. 850: „z.B. nicht halb [!] soviel [!] wurden gefangen, minus dimidium eius [?!] hominum captum est.“ und – bei einer (wie begründeten?) ‚Wiederholung‘ – Sp. 851: „nicht h. so viele [!] wurden gefangen, minus dimidium eius hominum captum est.“

⁴⁸ Vgl. auch kurz zuvor *a. u. c.* 22, 5, 3: Ceterum prae strepitu ac tumultu nec consilium nec imperium accipi poterat ...

⁴⁹ Dieses Wort erscheint im Blick auf den „Sprachwandel im Deutschen“ nicht wenig missverständlich: heutzutage ‚treffen‘ sich z.B. Regierungschefs, wie etwa der amerikanische Präsident mit dem nordkoreanischen, Fußball(national)mannschaften (wie etwa die deutsche mit der südkoreanischen), Wissenschaftler zur Erörterung des Klimawandels u.a.m.

Ibi quaerenti quaestori, quia nusquam cumuli apparebant, quo regesta e fossa terra foret, monstrati sunt fornices: usw. — vgl. Sp. 1252 sv „nachhauen“: „in die fliehenden Feinde n., fugientibus terga caedere.“ mit *a. u. c.* 2, 25, 4: Primo statim incursu pulsi hosti; fugientibus, quoad insequi pedes potuit, terga caesa; usw. — vgl. ebd. sv „nachher“: „unser »danach, darauf« [im ‚alten‘ Georges Sp. 1741: „unser „hernach, darauf“] z.B. eodem impetu altera castra sunt adorti, deinde od. inde tertia et quarta, [so weit nach (!) Caesars *bell. civ.* 3, 9, 7 – mehr als ein Komma wäre hier m.E. angezeigt gewesen ...] per eos dies consules creati P. Licinius Crassus [wohl sc. Dives, cos. 205 v. Chr.], C. Livius Drusus [wohl cos. 147 v. Chr., zusammen mit P. Cornelius Scipio Africanus], praetores exinde facti etc.“ mit *a. u. c.* 31, 4, 4: per eos dies P. Aelio consule comitia habente creati consules P. Sulpicius Galba, C. Aurelius Cotta.^[50] Praetores exinde facti Q. Minucius Rufus, L. Furius Purpurio, Q. Fulvius Gillo, C. Servius Plautus. — vgl. ebd. (Sp. 1252f.):^[51] „z.B. die Räuber nahmen den Remus gefangen und übergaben ihn nachher dem Amulius, latrones Remum ceperunt et captum Amulio tradiderunt. —“ mit *a. u. c.* 1, 5, 3: Huic deditis ludicro, cum sollemne notum esset, insidiosos ob iram praedae amissae latrones, cum Romulus vi se defendisset, Remum cepisse, captum regi Amulio tradidisse ultro accusantes. — vgl. (exemplarisch^[52] mit Quellennachweis, aber nunmehr ohne Sperrung) Sp. 1303: „bei unus (nur einer: doch auch una tantum porta, nur ein Tor, Liv. 34, 9, 5:“ (im ‚alten‘ Georges Sp. 1811: „nur ein Tor,“) — vgl. Sp. 1401 sv „reich“: „ferax alcis rei (ergiebig, fruchtbar an etc., von Ländern, Äckern etc. z.B. ...: u. aetas ferax virtutum);“ mit *a. u. c.* 9, 16, 19: Haud dubie illa aetate, qua nulla virtutum feracior fuit, nemo unus erat vir, quo [sc. Papirio Cursore] magis innixa res Romana staret. — vgl. Sp. 1451 sv „Schatz“: „in thesaurum referre (in den Sch. abliefern);“ mit *a. u. c.* 29, 18, 6 (es spricht der ‚Älteste‘ der Lokrer vor dem römischen Senat: *maximus natu ex iis* [sc. *Locrensibus*): Qua tanta clade edoctus tandem deos esse superbissimus rex [sc. Pyrrhus (von Epirus – der vom ‚Pyrrhus-Sieg‘ ...)] pecuniam omnem conquisitam in thesauros [!] Proserpinae referri iussit. — vgl. Sp. 1501 sv „Schusswunde“: „an einer Sch. sterben, ictum ex vulnere mori.“ mit *a. u. c.* 39, 21, 3: sed dum incautius subit muros, ictus [sc. C. Atinius] ex vulnere post dies paucos

⁵⁰ Sc. für das Jahr 200 v. Chr. – die offenbar unbesehene Übernahme der (beliebigen?) Konsulsnamen aus dem ‚alten‘ Georges (a.a.O.) gehört meinem Empfinden nach zu den bezeichnend-augenfälligsten ‚Merkwürdigkeiten‘ des sog. ‚Neuen‘.

⁵¹ „Wenn sich »nachher« auf die Handlung auf vorhergehenden Satzes bezieht, so drücken es die Lateiner gern durch das aus dem vorigen Satz [?!] wiederholte Verbum im Partizip aus, z.B.“ usw. s.o.

⁵² Auch für andere satz- und setztechnische Unterschiede, die in dieser Besprechung weitestgehend ‚fehlen‘ – wie für die dann doch (in meiner Stichprobe) gar nicht so seltenen Stellenangaben (auch bei Cicero und Caesar!).

moritur.⁵³ — vgl. Sp. 1551 sv „Soldat“: „ein tüchtiger S. (von einem Feldherrn), egregius bello vir. vir bellicis operibus clarus. [zum zweiten Ausdruck s.u. unter Curtius Rufus] –“^[54] mit *a. u. c.* 5, 47, 4: Quae res saluti fuit; namque clangore eorum [sc. anserum] alarumque crepitu excitus M. Manlius, qui triennio ante consul fuerat, vir bello egregius, armis arreptis simul ad arma ceteros ciens vadit usw. — vgl. Sp. 1601 sv „Stil“: „der alte Stil^[55] in der Bauart, antiquae structurae genus. –“ mit *a. u. c.* 21, 11, 8: nec erat difficile opus, quod caementa non calce durata erant, sed interlita luto structurae antiquae genere. — vgl. Sp. 1601 sv „still“ (mit ihrer im konkreten Einzelfall allzu strengen Unterscheidung?): „sine arbitris. arbitris remotis (ohne Augen- oder Ohrenzeugen, u. zwar sine arb. = ohne dass Zeugen da sind, arb. rem.^[56] = nachdem die Zeugen entfernt sind):“ mit *a. u. c.* 1, 21, 3: Quo quia se persaepe Numa sine arbitris velut ad congressum deae inferebat, usw., mit *a. u. c.* 2, 4, 5: ... coniuratique ibi remotis arbitris multa inter se de novo, ut fit, consilio egissent usw., mit *a. u. c.* 3, 36, 2: Cottidie coibant remotis arbitris; usw., mit *a. u. c.* 7, 5, 4f.: ... esse ait, quae cum eo agere arbitris remotis velit.^[57], mit *a. u. c.* 30, 15, 3: Ibi arbitris remotis cum crebro suspiritu et gemitu, quod facile ab circumstantibus tabernaculum exaudiri posset, aliquantum temporis consumpsisset [sc. Masinissa], usw., mit *a. u. c.* 39, 11, 3: deinde ... postero die ad consulem Postumium arbitris remotis rem detulit. (s.a. unten unter Seneca ‚dem Jüngerer‘) — vgl. Sp. 1687 sv „überheben“: „einer Sache überhoben sein, supersedere alqā re od. mit Inf. (z.B. loqui apud vos).“ mit *a. u. c.* 21, 40, 2 (es spricht Scipio): Si eum exercitum, milites, educerem in aciem, quem in Gallia mecum habui, supersedissem loqui ad vos; usw. — vgl. Sp. 1701 sv „umgeben“: „übtr., consuli circumfundebatur multitudo):“ mit *a. u. c.* 22, 14, 15: Haec velut contionanti Minucio^[58] circumfundebatur tribunorum equitumque

⁵³ Offenbar übersehen wurde die ‚klassische‘ Wendung oder Variante ohne Präposition nach Cicero *de div.* 2, 135: Qui, cum Ptolomaeus, familiaris eius, in proelio telo venenato ictus esset eoque vulnere [!] summo cum dolore moreretur, Alexander adsidens somno est consopitus.

⁵⁴ Vgl. unter „Held“ das Stichwort: „Kriegsheld, egregius bello vir, vir multis bellicis operibus clarus.“ in Christoph Ernst Steinbachs *Vollständiges Deutsches Wörterbuch vel Lexicon Germanico-Latinum* usw., Breslau (!) 1734, S. 733.

⁵⁵ Innerhalb dieses Eintrags nur hier ausgeschrieben statt ‚wie sonst‘ abgekürzt „St.“.

⁵⁶ Gibt es einen benennbaren Vorzug dieses Kompositums gegenüber dem hier nicht berücksichtigten „amovere“? Vgl. bei Sallust *Cat.* 20, 1: Catilina ... in abditam partem aedium secedit atque ibi omnibus arbitris procul amotis orationem huiusce modi habuit: usw.

⁵⁷ Hier folgt explizit in Paragraph 5: procul inde omnibus abire iussis [!] cultrum stringit (sc. T. Manlius Luci filius) usw.

⁵⁸ Ist dieser M. Minucius Rufus zur Zeit der Textstelle Konsul? Vgl. *a. u. c.* 22, 49, 16: et M. Minucium ..., qui magister equitum priore anno, consul aliquot annis ante fuerat – und: Ist es Aufgabe eines Werkes wie des Georges, auf derlei Dinge zu achten? Dafür spräche allerdings, die Übersetzungsvorschläge möglichst eng an der Überlieferung auszurichten – ansonsten (Ist egal oder nicht so wichtig ...) wäre ja immer noch auf das neutrale „alci“ auszuweichen!

Romanorum multitudo, usw. — vgl. Sp. 1751 sv „untergraben“: „Il uneig.: subruere (unterwühlen, z.B. libertatem). —“ mit *a. u. c.* 41, 23, 8 (es spricht Callicrates): ... nostram ipsorum libertatem subruui et temptari patimur. — vgl. Sp. 1751 sv „unterhalten“: „fovere (hegen und pflegen, z.B. dolores suos, alcis spem). —“ mit *a. u. c.* 40, 5, 5: deinde ... adiuuandum, quod futurum erat, rati fovendamque spem potentioris, Perseo se adiungunt.⁵⁹ — vgl. Sp. 1851 sv „viel“ die bemerkenswerte (auch ‚valide‘?) Auskunft: „Bei Komparativen steht multo od. permulto (um vieles, um sehr vieles) und (seit Liv.) longe (weit), zuw. auch“ usw. — vgl. ebd.: „wir haben der Feinde noch zu v., hostium nimis multum superest.“ mit *a. u. c.* 23, 12, 17: Cum utrumque Mago negasset, hostium quidem ergo' inquit [sc. Hanno] ‚adhuc nimis multum superest. Sed' usw. — vgl. Sp. 1852 sv „vielgeprüft“: „per multos casus expertus.“ (der ganze Eintrag!) als ‚Kombination' aus *a. u. c.* 1, 34, 12: et per omnia expertus [sc. L. Tarquinius Priscus] postremo tutor etiam liberis regis testamento institueretur. und *a. u. c.* 37, 7, 5 (eine ‚referierte' Erwägung der Ätoler): levari per multos casus tempore interposito praesentis clades posse. — ? — vgl. Sp. 1901 sv „wahrscheinlich“: „wahrscheinlicher, ... ad fidem pronior (z.B. consilium). —“ mit *a. u. c.* 21, 28, 6: id ut tutius consilium [sc. das Übersetzen der Elefanten auf Flößen] ante rem foret, ita acta re ad fidem pronius est. — vgl. Sp. 1901 sv „Waisengeld“: „pecunia pupillaris.“ (der ganze Eintrag) mit *a. u. c.* 24, 18, 13: Cum haec inclinatio animorum plebis ad sustinendam inopiam aerarii fieri, pecuniae quoque pupillares primo, deinde viduarum coeptae conferri, usw. — vgl. Sp. 2002 sv „Zentnerlast“: „fast unter der Z. des Tieres zusammenbrechen, vix sustinere grandis bestiae onus.“ mit *a. u. c.* 25, 9, 13: Nota vox eius [sc. Philomeni] et familiare iam signum cum excitasset vigilem, dicenti vix sustineri grandis bestiae onus portula aperitur. — vgl. Sp. 2002 sv „Zenturionenwahl“: „jede Kohorte nahm die Z. vor, cohortes sibi quaeque centuriones legerunt.“ mit *a. u. c.* 3, 69, 8: Cohortes sibi quaeque centuriones legerunt, bini senatores singulis cohortibus praepositi. — vgl. Sp. 2051 sv „zusammenwerfen“: „auf einen Haufen, conicere in acervum (z.B. sarcinas).“ (der ganze Eintrag) mit wahlweise *a. u. c.* 5, 49, 3: suos in acervum conicere sarcinas et arma aptare ferroque, non auro recuperare patriam iubet [sc. dictator = (M. Furius) Camillus], usw., *a. u. c.* 8, 11, 11: Priusquam castris locus caperetur, sarcinis utrimque in acervum coniectis pugnatum debellatumque est; usw. oder *a. u. c.* 29, 7, 5: Sarcinis in acervum coniectis cum haud procul

⁵⁹ Für „dolores suos“ vgl. in den Briefen (!) Ciceros *Att.* 12,18,1: nam dum illud tractabam, de quo ad te ante scripsi, quasi fovebam dolores meos; usw. sowie für ‚spem fovere' ohne Genitiv auch *a. u. c.* 22, 53, 4: Quibus consultantibus inter paucos de summa rerum nuntiat P. Furius Philus, consularis viri filius, nequiquam eos perditam spem fovere; usw. bzw. (mit ‚poetischem Plural') beim ‚jüngeren' Seneca (die in ihrer ‚Echtheit' äußerst umstrittene *fabula praetexta*) *Oct.* 468: ... cum maneat etiam ingens favor / in urbe nostra, qui fovet spes exulum.

muris ad terrorem hostium aciem ostendisset, cum equitibus Numidis circumequitat [sc. Hannibal] urbem, usw. — vgl. Sp. 2051 sv „zusammenziehen“: „2 mit dem Nebenbegriff des Verkürzens: contrahere (im Allg., z.B. castra in exiguum orbem:“ mit *a. u. c.* 7, 37, 8: Ibi ut militem in vallo vidit [sc. Samnitium exercitus!] missique ab omni parte exploratum, quam in exiguum orbem contracta castra essent, usw. — vgl. Sp. 2052 sv „Zuschauer“: „die Stadtmauern waren ganz mit Zuschauern bedeckt, moenia urbis prospectantes repleverant.“ mit *a. u. c.* 23, 47, 3: Iam Romani ad spectaculum pugnae eius frequentes exierant, et Campani non vallum modo castrorum, sed moenia urbis prospectantes repleverant. — vgl. Sp. 2053 sv „zusehen“: „auch videre mit folgendem *AcI* (gleichgültig mit ansehen, dass etc., z.B. eam oram plenam hostium esse factam videamus?):“ mit *a. u. c.* 22, 14, 6 (es spricht – oder fragt rhetorisch – Minucius): degeneramus a patribus nostris, ut, praeter quam per oram illi Punicas vagari classes dedecus esse imperii sui duxerint, eam nunc plenam hostium Numidarumque ac Maurorum iam factam videamus?

Für SENECA ‚der Ältere‘ (ca. 54 v.- ca. 39 n. Chr.) vgl. Sp. 1401 sv „reiben“: „wund r., zuschanden r., obterere (z.B. manus);“ mit *contr.* 1, 6, 3: Vidisses tectum pannis corpus, omnia membra vinculis pressa, macie retractos introrsus oculos, obtritas catenis et inutiles manus: talem quis amare nisi misericos posset? — vgl. Sp. 1452 sv „schauerlich, schaurig“: „eine sch. Höhe, altitudo etiam secure despicientibus horrenda.“ mit *contr. excerpta* 1,3: erat altitudo montis etiam secure despicientibus horrenda.

Für OVID+ (20. März 43 v.- wohl 17 n. Chr.) vgl. Sp. 78 sv „angesagt“: „iacēre (unbeachtet bleiben oder daniederliegen, z.B. ars tua iacet):“ mit *trist.* 4,3,77f. ars tua, Tiphys, iacet, si non sit in aequore fluctus: // si valeant homines, ars tua, Phoebe, iacet.⁶⁰ — vgl. Sp. 751 sv „Gemeinschaft“: „commercium (gegenseitiger Austausch, Verkehr, z.B. linguae). —“ mit *trist.* 3, 11, 9: nulla mihi cum gente commercia linguae, / omnia solliciti sunt loca plena metus. (der ‚poetische Plural‘ wäre dabei stillschweigend als Singular verstanden und gesetzt; s.a. auch oben unter Livius). — vgl. Sp. 851 sv „Halbdunkel“: „opacum crepusculum (düstere Abenddämmerung).“ mit *Met.* 14,122: ... dumque iter horrendum per opaca crepuscula carpit, usw. (man mag fragen, ob Aeneas und die Sibylla zu irgendeiner ‚Tageszeit‘ unterwegs waren oder ob es nicht vielmehr in der Unterwelt durchgängig duster ist ...) — vgl. Sp. 1552 sv „sollen“ (unter Punkt ‚V‘): „was soll ich tun? soll ich mich fragen lassen od. soll ich selbst fragen? quid faciam? roger, ane rogem?“ mit *met.* 3, 465 (es spricht Narcissus):

⁶⁰ Es findet sich aber auch (z.B. in der Ausgabe der Sammlung Tusculum oder bei Georg Luck) die alternative Lesung ‚vacet‘. Vgl. *her.* 3, 124 (sc. Briseïs an Achill): cumque mea patria laus (!) tua victa iacet?

quid faciam? roger, anne rogem? quid deinde rogabo? — vgl. Sp. 2051 sv „zusammenziehen“: „2 mit dem Nebenbegriff des Verkürzens: contrahere (im Allg., z.B. ...: membra, collum: castra in exiguum orbem: ...“ mit *met.* 14, 95: ... membraque [sc. Cercopum] contraxit [sc. deum genitor (= Iuppiter)] usw.⁶¹

Für VELLEIUS PATERCULUS (um 20/19 v.- nach 30 n. Chr.)⁶² vgl. Sp. 1299f. sv „nötig“: „etwas [sc. durch Fettdruck hervorgehoben] nötig machen, alqd exigere (z.B. ubi res [Umstände] exigeret vigiliam, ...)“ mit *hist. Rom.* 2, 88, 2: Erat tunc urbis custodiis praepositus C. Maecenas equestri, sed splendido genere natus, vir, ubi res vigiliam exigeret, sane exsomnia, usw. — vgl. Sp. 1552 sv „sollen“ (s.a. oben zur unmittelbar folgenden Stelle bei Vergil mit Fußn. 38): „In Fragen auch posse, z.B. ich bin so oft nicht vor dem Geschrei bewaffneter Feinde erschrocken, wie sollte ich vor dem eurigen erzittern? hostium armatorum totiens clamore non territus, qui possum vestro moveri? [Der ‚Neue‘ Georges ergänzt hier die – so erwartbare? wem inwiefern weiterhelfende? – ‚Auskunft‘:] (Realis) –“ mit *hist. Rom.* 2, 4, 4: Et cum omnis contio adclamasset, ‚hostium‘ inquit [sc. „P. Scipio Africanus Aemilianus, qui Carthaginem deleverat“; s. ebd. § 2] ‚armatorum totiens clamore non territus, qui possum vestro moveri, quorum noverca est Italia?‘ — vgl. Sp. 1752 sv „Unterhandlung“: „Unterhandlungen wegen etw. anknüpfen, postulare condiciones alcis rei:“ mit *hist. Rom.* 2, 48, 5: Ad ultimum saluberrimas et coalescentis condiciones pacis, quas et Caesar iustissimo animo postulabat et Pompeius aequo recipiebat, discussit ac rupit [sc. C. Curio tribunus plebis], unice cavente Cicerone concordiae publicae. — vgl. Sp. 1801 sv „verkleiden, sich“: „sich als

⁶¹ Oder auch ‚prosaisch‘ (aber doch kaum mehr ‚klassisch‘ im landläufigen Sinne) bei Sueton *Cal.* 58, 3: iacentem [sc. Caligulam] contractisque membris clamitantem se vivere ceteri vulneribus triginta confecerunt; nam usw.

⁶² „Schließlich ist Velleius auch noch der spitzen Feder der Altphilologen zum Opfer gefallen: Sein oft monumentaler Satzbau und nicht mehr ‚klassischer‘ Wortgebrauch fand keine Gnade vor den strengen Gelehrten, die nach wie vor Ciceros Stil zum Maßstab der Maßstäbe machen und schon die Diktion eines Sallust oder Tacitus nur zähneknirschend dulden: [nb. Absatz] Velleius schreibt aber weder wie Cicero noch wie Sallust oder Tacitus; Velleius schreibt wie Velleius, und wenn wir genauso mit heutigen Autoren umgingen, die nicht wie die Klassiker zu Goethes Zeiten schreiben, wer hätte da noch Bestand?“ So (Dr.) Meinhard W. Schulz in seiner (anbei: sehr empfohlenen) ‚Vollständigen Studienausgabe‘ („Diese Ausgabe ist online verfügbar auf www.argiletum.eu“ – von mir allerdings derzeit ‚a.a.O.‘ nicht zu finden, doch der Rezensent hat sich die PDF-Datei schon früher einmal in gewisser Weise vorausschauend ‚heruntergeladen‘ und so gleichsam für den Hausgebrauch ‚gesichert‘ ...) von 2017, S. 7. In einer Besprechung zu einer Velleius-Ausgabe war bereits 1998 (*Gymnasium* 105, S. 368f.) zurückhaltend zu lesen gewesen: „Allerdings vermißt man eine Erörterung der Frage, welchen Platz V.[elleius] in der Entwicklung der lateinischen Literatursprache einnimmt, wie es A. Dihle (RE 8A, 1955, 655, 9–20“) schon vor mehr als vierzig Jahren [!] als eine der Aufgaben für die künftige Beschäftigung mit V. gefordert hatte, ohne daß diese Forderung bis heute erfüllt wäre.“

Hirten v., *pastoralem cultum induere*“ mit *hist. Rom.* 1, 2, 1: ... *deposita veste regia pastoralem cultum induit* [sc. „Codrus, Melanthes filius, vir non praeter-eundus“; s. ebd.] *immixtusque castris hostium de industria rixam ciens, imprudenter interemptus est.*

Für SENECA ‚der Jüngere‘ (etwa 1-65 n. Chr.) vgl. Sp. 702 sv „Gattungsbe-griff“: „den G. bilden, *superiorem locum tenere*:“ mit *ep.* 58, 10: *ergo animantia superiorem tenebunt locum, quia et animalia in hac forma sunt et sata.* — vgl. Sp. 901 sv „herausnehmen“: „die Knochen jmdm. h. (v. Wundarzt), *ossa alci legere* (z.B. aus dem Kopf, in capite: ...).“ mit *de ben.* 5, 24, 3: ‚Merito‘ inquit [sc. ex veteranis quidam] ‚Caesar, me non agnoscis; nam cum hoc factum est integer eram; postea ad Mundam in acie oculus mihi effossus est et in capite lecta ossa.‘ (s.a. unten unter QUINTILIAN) — vgl. Sp. 1151 sv „Liebling“: „Praexaspes, einer seiner Lieblinge, *Praexaspes, unus ex carissimis.*“ mit *de ira* 3, 14, 1: *Cambysen regem nimis deditum vino Praexaspes unus ex carissimis monebat, ut parcius biberet* usw. — vgl. Sp. 1151 sv „Lieblingsausdruck“: „dieses ist ein L. des Arruntius, *Arruntius non desinit omnibus locis hoc verbum inserere od. infulcire*: dieses wurde ein L. des Arruntius, *hoc Arruntius amare coepit.*“ mit *ep.* 114, 19 bzw. 17: *Non desinit omnibus locis hoc verbum infulcire.*^[63] bzw. *Hoc*^[64] *Arruntius amare coepit: posuit illud omnibus paginis.* — vgl. Sp. 1352 sv „Pointe“: „*summa summarum* (das Ergebnis von all dem Gesagten, z.B. *summa ergo summarum haec erit: »tardi loquum*^[65] *esse te iubeo*«).“ mit *ep.* 40, 14: *Summa ergo summarum haec erit: tardiloquum esse te iubeo.* — vgl. Sp. 1401 sv „reich“: „*ferax alcis rei* (ergiebig, fruchtbar an etc., von Ländern, Äckern etc. z.B. ...: u. *terra ferax arborum: ...*);“ mit *cons. ad Helv.* 9, 1 (es spricht ein ‚interlocutor‘): *At non est haec terra frugiferarum aut laetarum arborum ferax; usw.* (Wortverbindung auch bei Plinius ‚dem Jüngeren‘, s. dort.) — vgl. Sp. 1551 sv „Soldat“: „vom Pflug weg S. werden, *ad arma ab aratro transferri*:“ mit *ep.* 51, 10: *Nullum laborem recusant manus, quae ad arma ab aratro transferuntur: usw.* — vgl. Sp. 1601 sv „still“ (gewissermaßen zusätzlich zu den Beispielen oben unter LIVIUS): „*sine arbitris. arbitris remotis* (ohne Augen- oder Ohrenzeugen, u. zwar *sine arb.* = ohne dass Zeugen da sind, *arb. rem.* = nachdem die Zeugen entfernt sind):“ mit *ben.* 2, 23, 2: *ingratus est, qui remotis arbitris agit gratias.*^[66] — vgl. Sp. 1647 sv

⁶³ Woher bezieht, wie begründet der Georges seine Variante ‚inserirere‘?

⁶⁴ Das sallustianische ‚facere‘ in etwa *exercitum argento fecit* (in einem offenbar nur hier bei Seneca überlieferten Fragment seiner *Historien*).

⁶⁵ Wohl versehentliche Worttrennung – gewissermaßen ‚gegen‘ den ‚alten‘ Georges (Sp. 1878) und neuere Textausgaben.

⁶⁶ Eine im Blick auf die ‚Entfernung‘ (*remotis*) von Ohren- oder Augenzeugen ‚offenere‘ Übersetzung dieser Stelle lautet beispielshalber: „undankbar ist, wer Dank sagt, wenn keine Zeugen anwesend sind.“

„Theaterkönig“: „die Theaterkönige, auch umschr. illi, quibus sceptrum et chlamydem in scaena fabulae assignant.“ mit *ep.* 76, 31: Nemo ex istis, quos purpuratos vides, felix est, non magis quam ex illis, quibus sceptrum et chlamydem in scaena fabulae adsignant: usw. — vgl. Sp. 1651 sv „Tisch“: „mit seinem Sklaven zu T. gehen, sich zu T. setzen, ad eandem mensam cum servo suo accedere.“ mit *ep.* 47, 8: Cum his cenare non sustinet et maiestatis suae deminutionem putat ad eandem mensam cum servo suo accedere. — vgl. Sp. 1801 sv „verkennen“: „parum intellegere (übh. zu wenig verstehen, kennen, auch eine Person ihrem Charakter etc. nach, z.B. Socratem [⁶⁷] aetas sua parum intellexit). —“ mit *de const. sap.* 2, 1: Nuper, cum incidisset mentio M. Catonis, indigne ferebas, sicut es iniquitatis impatiens, quod Catonem [!] aetas sua parum intellexisset, quod usw. — vgl. Sp. 1852 (vgl. o. unter HORAZ) sv „vielköpfig“: „multorum capitum. multa capita habens.“ mit *ep.* 113, 9: Talem ergo faciem animi nobis proponimus, qualis est hydrae multa habentis capita, quorum unumquodque per se pugnat, per se nocet. — vgl. Sp. 2001 sv „Zeitverschwendung“: „z.B. auf Z. sinnen, perdendi temporis causas consectari: dieses zu wollen ist fast unsinnige Z.“ mit *ep.* 62, 1: Rebus enim me non trado, sed commodo, nec consector perdendi temporis causas: et quocumque constiti loco, ibi cogitationes meas tracto usw.

Für PETRON (um 14-66 n. Chr.) vgl. Sp. 1350 sv „platonisch“: „jmdn. p. lieben, alqm Socraticā fide diligere.“ mit *sat.* 128, 7 (es spricht offenbar Giton zu Encolpius): Itaque hoc nomine tibi gratias ago, quod me Socratica fide diligis. — vgl. Sp. 2001 sv „Zeitvertreib“: „sich einen Z. machen, ludos sibi facere.“ mit *sat.* 73, 5: nos, dum illi sibi ludos faciunt, in solium, quod Trimalchioni <tem>perabatur, descendimus.

Für VALERIUS MAXIMUS (1. Hälfte des 1. Jh.s n. Chr.)⁶⁸ vgl. Sp. 451f. sv „Ehe“: „Kinder aus der ersten E., ... liberi, quos ex priore viro enixa est (in Be-

⁶⁷ Vgl. bei Quintilian *inst. orat.* 11, 1, 10: et quando ab hominibus sui temporis parum intellegatur [sc. Socrates!], posteriorum se iudiciis reservavit, usw. – eine bewusste ‚Variatio‘ des belesenen Quintilian? Vgl. auch die (im dt.-lat. ‚Georges‘ unberücksichtigte) phraseologische Variante bei Seneca selbst (*ep.* 79, 14): Quamdiu Catonem civitas ignoravit!

⁶⁸ „Valerius<‘> Werk verdient hauptsächlich Beachtung als Kapitel in der Geschichte der lateinischen Sprache. Ohne es wäre unser Blick auf den Übergang vom klassischen zum „silbernen“ Latein wesentlich schlechter.“ So zumindest lt. https://de.wikipedia.org/wiki/Valerius_Maximus. Ob Eduard Nordens harsches Urteil in seinem monumentalen *Die antike Kunstprosa* (³1915, hier S. 303 – Netzzugriff unter <https://archive.org/details/dieantikekunst01nord/page/n5>), Valerius Maximus eröffne „die lange Reihe der durch ihre Unnatur bis zur Verzweiflung unerträglichen Schriftsteller in lateinischer Sprache“, für die Zwecke eines ‚Georges‘ von Belang ist, bleibe einmal dahingestellt. Aber selbst die ‚neuere‘ (1991) zweisprachige Auswahlgabe im Reclam-Verlag („Übersetzt und herausgegeben von Ursula Blank-Sang-

zug auf die Mutter);“ mit 8, 1 *ambust.* 2: mater familiae Zmyrnaea uirum et filium interemit, cum ab his optimae indolis iuuenem [!], quem ex priore uiro enixa fuerat, occisum conperisset. — vgl. Sp. 453 sv „Ehestreit“ (vormals Sp. 643 unter „Ehezweist“): „sooft ein E. entsteht, quotiens inter virum et uxorem aliquid iurgii intercedit.“ mit 2, 1, 6: Quotiens uero inter uirum et uxorem aliquid iurgi intercesserat, in sacellum deae Viriplacae, quod est in Palatio, ueniebant et ibi inuicem locuti quae uoluerant contentione animorum deposita concordēs reuertebantur.⁶⁹ — vgl. Sp. 1401 sv „reich“: „Crassus [70] der Reiche, Crassus, cui pecuniae magnitudo locupletis nomen dedit:“ mit 6, 9, 12: Quid, Crasso nonne pecuniae magnitudo locupletis nomen dedit? — vgl. Sp. 1952 sv „wieder mitnehmen“: „u. bl. auferre (mit forttragen, -nehmen, z.B. aufer istam defensionem).“ mit 6, 4 *ext.* 2: Sed illos quidem natura in haec grauitatis uestigia deduxit, Socrates autem Graecae doctrinae clarissimum columen, cum Athenis causam diceret, defensionemque ei Lysias a se conpositam, qua in iudicio uteretur, recitasset demissam et supplicem, inminente procellae adcommodatam, ‚aufer‘ inquit ‚quaeso istam: nam ...‘ usw. — vgl. Sp. 1952 sv „wiedersehen“: „alqm videre (jmdn. sehen, übh., z.B. ...: in jener Welt, breui te videbo). –“^[71] mit 1, 8 *ext.* 10: si quidem Callanus Indus sua sponte se ardenti rogo superiecturus, interpellatus ab eo [sc. Alexandro (Magno)] ecquid aut mandaret aut dicere uellet, ‚breui te‘ inquit ‚uidebo‘: nec usw.⁷²

Für POMPONIUS MELA (‚Werk‘ um 43/44 n. Chr.) vgl. Sp. 853 sv „Hälfte“: „[fett hervorgehoben] um die Hälfte, ... sie leben fast noch um die H. länger als wir, vitae spatium dimidio fere quam nos longius agunt.“ mit *de chor.* 3, 85: pars [Aethiopum] quia vitae spatium dimidio fere quam nos longius agunt Macrobioi, pars quia ex Aegypto aduenere dicti Automoles; usw.

meister“) befindet im Blick auf seine „Stilprinzipien“ (S. 343): „Eine massive rhetorische Überformung und die Suche nach ungewöhnlichen Wörtern und Wortverbindungen machen seine Ausdrucksweise maniriert und bisweilen dunkel.“ Im Blick auf die ‚Brauchbarkeit‘ für ein deutsch-lateinisches Handwörterbuch bleibt allerdings die – ihrerseits freilich auch nur pauschal behauptete – Einschränkung bemerkenswert (S. 344): „Im Gegensatz zu solchen [sc. ‚vor Ort‘ zuvor angeführten] Gesuchtheiten ist die Syntax durchaus klassisch.“

⁶⁹ Andernorts kann man auch auf folgende Textfassung stoßen: Nam quotiens inter virum et uxorem aliquod iurgium intercesserat, in sacellum deae Viriplacae, quod est in monte Palatino, ueniebant et ibi inuicem dicebant quae cupiebant: ita animorum contentionem deponebant et concordēs domum redibant. (Zur römischen ‚Sondergottheit‘ *Viriplaca* vgl. kurz wie aufschlussreich den einschlägigen *wikipedia*-Artikel unter <https://de.wikipedia.org/wiki/Viriplaca>.)

⁷⁰ Im ‚alten‘ Georges (Sp. 1943) noch – in Fraktur – „Crassus“ geschrieben.

⁷¹ S.a. unten unter QUINTILIAN ‚z. St.‘.

⁷² Vgl. in den Briefen Ciceros *fam.* 7, 3, 6: Ego si, quae volo, expediero, breui tempore [!] te, ut spero, videbo. – Warum hier die Wendung bei Valerius Maximus ‚vorgezogen‘ wurde, ist wie bei allen „z.B.“-Angaben eine Frage für sich.

Für CURTIUS RUFUS (vermutlich 1. Jh. n. Chr.)⁷³ vgl. Sp. 801 sv „glatt“: „2 schlüpfrig: lubricus. – ... die steilen Felsen sind g., praerupta saxa vestigium fallunt.“ mit 5, 4, 18: Sed praeter invias rupes ac praerupta saxa vestigium subinde fallentia nix cumulata vento ingredientis fatigabat: usw.⁷⁴ — vgl. Sp. 1551 sv „Soldat“: „ein tüchtiger S. (von einem Feldherrn), ... vir [!] bellicis operibus clarus. –“ mit 8, 1, 20: Hic [sc. Clitus] erat, qui apud Granicum amnem nudo capite regem dimicantem clipeo suo textit et Rhosacis manum capiti regis imminentem gladio amputavit, vetus Philippi miles multisque bellicis operibus clarus. — vgl. Sp. 1602 sv „still“: „[fett hervorgehoben] stillhalten, stillstehen, ... sine motu praebere corpus (den Körper ganz ruhig halten, z.B. bei einer Operation etc.).“ und wenige Zeilen später erneut für „[fett hervorgehoben] still sitzen, ... sine motu praebere corpus (den Körper ganz ruhig halten, z.B. bei einer Operation etc.).“ mit 9, 5, 28: Rex [sc. Alexander] cum adfirmasset nihil opus esse iis, qui semet continerent, sicut praeceptum erat, sine motu praebuit corpus. — vgl. Sp. 1901 sv „Waldbrand“: „incendium silvae oder saltus continenti incendio ardens.“ mit 6, 6, 31: Sonabant incendio silvae, atque usw.^[75] und 3, 8, 18: Ignes deinde totis campis concludere coeperunt, omniaque velut continenti incendio ardere visa, cum usw.^[76]

Für COLUMELLA (? – um 70 n. Chr.) vgl. Sp. 1553 sv „Sommer“: „es wird bald [!] S., aestas ingruit. –“ mit *de re rust.* 7, 4, 7: Tonsurae certum tempus anni per omnes regiones servari non potest, quoniam nec ubique tarde nec celeriter [!] aestas ingruit, et est modus optimus considerare tempestates, quibus usw. — vgl. Sp. 1852 sv „Vieleck“: „der Acker hat die Gestalt eines V., ager plurium angulorum formam exhibet.“ bzw. (unmittelbar im Anschluss!) sv „vieleckig“: „v. sein, plurium angulorum formam exhibere.“ mit *de re rust.* 5, 2, 1: Omnis ager aut quadratus aut longus aut cuneatus aut triquetrus aut rotundus, aut etiam semicurculi vel arcus, nonnumquam etiam plurium angulorum fomam exhibet.

⁷³ „... vor allem scheint man an seiner Sprache und seinem Stil Anstoß genommen zu haben. Zur goldenen Latinität eines Caesar oder Cicero gehört er freilich nicht mehr, wenn auch noch nicht zu der silbernen eines Seneca oder gar Tacitus. Viel hat er mit Livius' Schreibweise gemein und auch mit dessen Wortschatz, doch ist er stilistisch der weitaus flüssigere Schriftsteller.“ So die sprachlich-stilistische Einschätzung in der Ausgabe der Tusculum-Bücherei von 1954, S. 818.

⁷⁴ Vgl. auch 4, 9, 18: Sed gradum firmare vix poterant, cum modo saxa lubrica vestigium fallerent, modo rapidior unda subduceret.

⁷⁵ Ob und ggf. wie genau diese Stelle („Die Wälder ächzten unter dem Feuer ...“) ‚Pate‘ stand für die Junktur des Georges „incendium silvae“, vermag ich – wie so ungezählt vieles *en détail* – nicht zu sagen.

⁷⁶ Das Stichwort „saltus“ entdeckte ich bei Curtius nur in gänzlich anderem Zusammenhang ‚eine Seite vorher‘ 3, 8, 10: Et, hercule, terribilem antea regem [sc. Dare(i)um] ... delituisse inter angustias saltus ritu ignobilium ferarum, quae usw.!

Für PLINIUS ‚der Ältere‘ (23 od. 24-25. August 79 n. Chr.) vgl. Sp. 551 sv „Erdkruste“ (vollständiger Eintrag; vormals „Erdrinde“, Sp. 780): „summa cutis terrae. – die harte E., callum summae cutis terrae.“ mit *nat. hist.* 20, 207: Alterum e silvestribus genus Heraclium vocatur, ab aliis aphrodes; foliis, si procul intuearis, speciem passerum praebentibus, radice in summa terrae cute, semine spumeo. ex hoc lina splendorem trahunt. usw. – bzw. mit *nat. hist.* 31, 53: et coli moverique terram callumque summae cutis [sc. terrae] solvi aquarum interest. — vgl. Sp. 751 sv „gemeinnützig“: „alqd rem publicam facere (zum Gemeingut machen, z.B. ingenia hominum).“ mit *nat. hist.* 35, 10: Asinii Pollionis hoc Romae inventum, qui primus bibliothecam dicando ingenia hominum rem publicam fecit. — vgl. Sp. 1401 sv „reich“: „frequens alqā re (häufig besucht, wo etwas zahlreich vorhanden ist, z.B. Nilus [!] feris et beluis frequens). —“ mit *nat. hist.* 5, 53: inde Africam ab Aethiopia dispescens, etiamsi non protinus populis, feris tamen et beluis frequens silvarumque opifex, medios Aethiopas secat, cognominatus Astapus, quod illarum gentium lingua significat aquam e tenebris profluentem. — vgl. Sp. 1553 sv „Sommersprossen“: „S. haben, lentiginem habere.“ mit *nat. hist.* 30, 16: sunt quaedam Magis perfugia, veluti lentiginem habentibus non obsequi numina aut cerni. — vgl. Sp. 1602 sv „stillen“: „reprimere (zurückdrängen, hemmen, z.B. sudorem;“ mit *nat. hist.* 20, 142: ex reliquis, quae traduntur, mirum est, cum ferventem rutae naturam esse conveniat, fasciculum eius in rosaceo decoctum addita aloes uncia perunctis sudorem reprimere, itemque generationem impediri hoc cibo. — vgl. Sp. 1652 sv „Tischnachbar“: „accubantium proximus.“^[77] mit *nat. hist.* 7, 185: ... tali habitu rigens [sc. M. Ofilius Hilarus (comoediarum histrio)] nullo sentiente, donec ad cubantium proximus tepescere potionem admoneret. — vgl. Sp. 2001 sv „Zeitverschwendung“: „z.B. ...: dieses zu wollen ist fast unsinnige Z., id velle paene dementis otii est.“ mit *nat. hist.* 2, 85: ... si cui libeat altius ista^[78] persequi, nec ut mensura – id enim velle paene dementis otii est –, sed ut tantum aestimatio coniectanti constet animo. — vgl. Sp. 2002 sv „Zelt“: „in Zelten wohnen, in tabernaculis vivere.“ mit *nat. hist.* 6, 179: Iuba aliter: oppidum munitum Megaticos inter Aegyptum et Aethiopiam, quod Arabes Mirsion vocaverunt, dein Tacompson, Aramum, Sesamum, Pide, Mamuda, Orambim iuxta bituminis fontem, Amodata, Prosda, Parenta, Mania, Tessata, Gallas, Zoton, Grau Comen, Emeum, Pidibotas, Aendondacometas, Nomadas in tabernaculis viventes, Cistaepen, Magadalen, Parvam Primin, Nups, Dirlin, Patingan, Breves, Magasneos, Egasmala, Cramda, Denna, Cadeum, Atthana, Batta, Alanam, Macua, Scammos, Goram in insula, ab iis Abale, Androgolim,

⁷⁷ An dieser Stelle hieß es im ‚alten‘ Georges noch höchst befremdlich (Sp. 2287): „bei den Alten auch [?!] accubantium proximus.“

⁷⁸ Sc. die (astronomische) Größe der Abstände zwischen Sonne, Mond, Himmel, Wolken, Erde u. dgl. – eben „ista“!

Serem, Mallos, Agocem. — vgl. Sp. 2002 sv „Zentifolie“ (vollständiger Eintrag; s.a. unten unter TERTULLIAN): „rosa centifolia od. centenaria.“ mit *nat. hist.* 21, 17: *paucissima quina folia, ac deinde numerosiora, cum sit genus eius [sc. rosae], quam centifoliam vocant, quae est in Campania Italiae, Graeciae vero circa Philippos, sed ibi non suae terrae proventu: ...*

Für SILICUS ITALICUS+ (um 25-100 n. Chr.) vgl. Sp. 1902 sv „wallen“: „das Haar wallt über den glänzenden Nacken, *crines effusi sunt per colla nitentia:*“ mit *Pun.* 13, 780: ... *caste cui [sc. Homero; ‚vor Ort‘ nur umschrieben] uitta ligabat / purpurea effusos per colla nitentia crines, ‚Dic‘, ait [sc. Scipio], usw.*

Für QUINTILIAN (um 35-um 96 n. Chr.)⁷⁹ vgl. Sp. 901 „herausnehmen“: „die Knochen jmdm. h. (v. Wundarzt), *ossa alci legere* (z.B. aus dem Kopf, in capite: aus einer Wunde, e vulnere).“ mit *inst. orat.* 8, 5, 21: ... *clarum actorem iuuenis audivi, cum lecta in capite cuiusdam ossa sententiae gratia tenenda matri dedisset: usw. bzw. 6, 1, 30: ... et ab accusatoribus cruentum gladium ostendi et lecta e vulneribus ossa et vestes sanguine perfusas videmus usw.* — vgl. Sp. 1100 sv „Lampendampf“ (vollständiger Eintrag): „der Studierlampe, *fuligo*^[80] *lucubrationum.*“ mit *inst. orat.* 11, 3, 23: ... *cum illi omnes [sc. etwa: cantores] etiam altissimos sonos leniant cantu oris, nobis [sc. oratoribus] pleraque aspere sint concitateque dicenda et vigilandae noctes et fuligo lucubrationum bibenda et in sudata veste durandum.* — vgl. Sp. 1551 sv „Soldat“: „wir können nicht alle Soldaten sein, *non omnes bella sustinere possumus.*“ mit *decl. min.* 377, 11: *pace maiestatis tuae dictum sit: non omnes tam fortes sumus, non omnes bella sustinere possumus.* — vgl. Sp. 1651 sv „Tischgenosse“: „ich kann nicht dein T. sein, *eosdem cibos eadem mensā quā tu capere non possum.*“ mit *decl. min.* 291, 7: *Ego eosdem cibos eadem mensa qua tu capere non possum nec illam manum videre, quae fumare mihi adhuc filii mei sanguine videtur.* — vgl. Sp. 1952 sv „wiedernehmen“: „resumere (z.B. *librum in manus*).“ mit *inst. orat.* 10, 4, 3: *sunt enim, qui ad omnia scripta tamquam vitiosa redeant et – quasi nihil fas sit rectum esse, quod primum est – melius existiment, quidquid est aliud, idque faciant, quotiens librum in manus resumpserunt (similes medicis etiam integra secantibus).* — vgl. Sp. 1952 sv „wiedersehen“: „alqm videre (jmdn. sehen, übh., z.B. *fratrem post longum tempus:*“^[81] mit *decl. min.* 296, 9: *Adice his, ut tu dormias, cum fratrem invitaveris, [[ut visurus fratrem post longum tempus nihil sis locutus]] praesertim nondum exacta nocte, cum adhuc vigilaret ille miser exul.* — vgl.

⁷⁹ Auch ohne Problematisierung als ‚Autor‘ der sog. *Declamationes minores* genommen.

⁸⁰ Die Angabe von Länge- und Kürzezeichen – in nicht grammatikalisch bedingten Fällen (z.B. gleich im Folgenden zu Sp. 1651 sv „Tischgenosse“!) – scheint (wie beim ‚alten‘ Georges, sprich: schlicht wie schlecht ‚übernommen‘) willkürlich.

⁸¹ S.a. oben unter VALERIUS MAXIMUS ,z. St.‘.

Sp. 2051 sv „zusammenziehen“: „2 mit dem Nebenbegriff des Verkürzens: *contrahere* (im Allg., z.B. ...: *membra, collum*: ...: *in paucos libros*). –“ mit *inst. orat.* 11, 3, 82: *collum diversa quidem, sed pari deformitate et contrahitur et tenditur, sed usw. bzw. inst. orat.* 12, 11, 16: *quaelibet enim ex his artibus, quarum habui mentionem, in paucos libros contrahi solet, usw.*

Für TACITUS (um 58- um 120 n. Chr.) vgl. Sp. 451 sv „Ehe“: „jmdm. die E. aufkündigen, ... *repudium alci dicere od. scribere* (sowohl v. Mann als von der Frau);“ mit *ann.* 3, 22, 1 (ohne explizites Dativ-Objekt!): *Quirinius post dictum repudium adhuc infensus quamvis infami ac nocenti [sc. Lepidae] miserationem addiderat.*^[82] — vgl. Sp. 852 sv „Halbmensch“ (vollständiger Eintrag): „*semivir. – Halbmenschen, ambiguae hominum et beluarum formae.*“ mit *ann.* 2, 24, 4: *ut quis ex longinquo revererat, miracula narrabant: vim turbinum et inauditas volucres, monstra maris, ambiguas hominum et beluarum formas, visa sive ex metu credita.* — Sp. 1299f. sv „nötig“: „etwas [sc. durch Fettdruck hervorgehoben:] nötig machen, alqd exigere (z.B. ..., *si ita res familiaris [Hausstand] exigat*). –“ mit *dial.* 9, 5 (es spricht M. *Aper, acrius, ut solebat, et intento ore*; ebd. 11, 1): *pulchrum id quidem, indulgentiam principis ingenio mereri: quanto tamen pulchrius, si ita res familiaris exigat, se ipsum colere, suum genium propotiare, suam experiri liberalitatem!* — vgl. Sp. 1501 sv „Schusslinie, Schussweite“: „in die Sch. kommen, *sub ictum dari*“ mit *ann.* 13, 39, 6: *nec tamen proximo itinere ductae legiones, quae, si amnem Araxen, qui moenia adluit, ponte transgrederentur, sub ictum dabantur: procul et laterioribus vadis transiere.* — vgl. Sp. 1551 sv „Soldatengeist“: „*animus militaris.*“ mit *ann.* 1, 32, 3: *id militares animos coniectantibus praecipuum indicium magni atque inplacabilis motus, quod usw.* — vgl. Sp. 1551 „Soldatenwitz“: „*facetiae militares.*“ mit *ann.* 1, 23, 3: *et centurio Lucilius interficitur, cui militaribus facetiis vocabulum ‚cedo alteram‘ indiderant, quia fracta vite in tergo militis alteram clara voce ac rursus aliam poscebat.* — vgl. Sp. 1852 sv „vieljährig“: „die v. Vorbereitung auf das bevorstehende Geschick, *tot per annos meditata ratio adversus [!?] imminencia.*“ mit *ann.* 15, 62, 2: *simul lacrimas eorum [sc. amicorum] modo sermone, modo intentior in modum coercentis ad firmitudinem revocat [sc. Seneca (minor)], rogitans ubi praecepta sapientiae, ubi tot per annos meditata ratio adversum [!] imminencia?* — vgl. Sp. 1902 sv „walten“: „jmdn. über etwas schalten und w. lassen, *alcis arbitrio permittere alqd.*“ mit *ann.* 13, 44, 2: *Octavius [sc. Sagitta plebei tribunus] contra modo conqueri, modo minitari, famam perditam, pecuniam exhaustam obtestans, denique salutem, quae sola reliqua esset, arbitrio eius [sc. Pontiae mulieris nuptae] permittens.* — vgl. Sp. 1951 sv „sich wiederholend“ (vollständiger Eintrag): „*repetitus* (z.B. *clades post longam saeculorum seriem repetitae*).“ bzw. sv

⁸² S.a. unten unter TERTULLIAN ,z. St.’.

„wiederkehrend“: „repetitus (wiederholt, sich wiederholend, z.B. *clades post longam saeculorum seriem repetitae*). –“ mit *hist.* 1, 2, 2: *iam vero Italia novis cladibus vel post longam saeculorum seriem repetitis adflicta*: usw.

Für JUVENAL+ (? um 60- nach 127 [138]? n. Chr.) vgl. Sp. 402 sv „dehnen“: „das Eisen unter dem Hammer d., *ferrum producere incude*. –“ mit *sat.* 15, 165f.: *ast homini ferrum letale incude nefanda / produxisse parum est, cum* usw.

Für PLINIUS ‚der Jüngere‘ (zw. 25. August 61 und 24. August 62- um 113 oder 115 n. Chr.) vgl. Sp. 1401 sv „reich“: „*ferax alcis rei* (ergiebig, fruchtbar an etc., von Ländern, Äckern etc. z.B. ...: u. *terra ferax arborum*: ...);“ mit *ep.* 2, 17, 15: *hortum morus et ficus frequens vestit, quarum arborum illa vel maxime*^[83] *ferax terra est, malignior ceteris*. (Wortverbindung auch bei dem ‚jüngeren‘ Seneca, s. dort.) — vgl. Sp. 1451 sv „Schatten“: „Athen den letzten Sch. von Freiheit rauben, *Athenis reliquam libertatis umbram eripere*. –“ mit *ep.* 8, 24, 4: *Habe ante oculos hanc esse terram, quae nobis miserit iura, quae leges non victis, sed petentibus dederit, Athenas esse, quas adeas Lacedaemonem esse, quam regas; quibus reliquam umbram et residuum libertatis nomen eripere durum, ferum, barbarum est*. — vgl. Sp. 1601 sv „Stil“: „erhabener St., *narrandi sublimitas* (des Historikers):“ mit *ep.* 1, 16, 4: *Idem [sc. Pompeius Saturninus] tamen in historia magis satisfaciet vel brevitatem vel luce vel suavitate vel splendore etiam et sublimitate narrandi*. — vgl. Sp. 1852 sv „vielerlei“: „nicht v., sondern vieles, *non multa, sed multum*. –“ mit *ep.* 7, 9, 15: *aiunt enim multum legendum esse, non multa*. — vgl. Sp. 2001 sv „Zeitvertreib“: „zum Z. etw. machen, *otium temporis oblectare alq̄a re* (z.B. *hendecasyllabis*).“ mit *ep.* 4, 14, 2: *accipies cum hac epistula hendecasyllabos nostros, quibus nos in vehiculo, in balineo, inter cenam oblectamus otium temporis*. — vgl. Sp. 2051 sv „zusammenziehen“: „*coartare* (ins Enge ziehen, kurz zusammenfassen, z.B. *omnia in unum librum*). –“ mit *ep.* 1, 20, 8: ... *et pro C. Cornelio quadriduo egisse [sc. Ciceronem], ne dubitare possimus, quae per plures dies, ut necesse erat, latius dixerit, postea recisa ac repurgata in unum librum, grandem quidem, unum tamen, coartasse*.^[84]

Für SÜETON (wohl um 70- nach 122 n. Chr.) vgl. Sp. 1001 sv „Jasager“ (vollständiger Eintrag; vormals Sp. 1395 „Jaherr“)^[85]: „*assentator*. – [fett hervor-

⁸³ In dieser ‚festen‘ (?) Junktur (*vel maxime*) wird „vel“ in Übersetzungen einheitlich ‚steigernd‘ mit „besonders gut“ oder „besonders fruchtbar“ wiedergegeben; s.o. Fußn. 31.

⁸⁴ Die (oder eine) semantisch-phraseologische bzw. synonymische Unterscheidung zum *in paucos libros*-‚Zusammenziehen‘ (sc. ‚*contrahere*‘; s.o. unter Quintilian) hat offenbar der Leser zu leisten.

⁸⁵ Vgl. aus dem deutsch-lateinischen Lexikon von Friedrich Karl Kraft (in vierter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage von 1843; s. <https://babel.hathi->

gehoben] den J. machen, assentiri magis quam censere.“ mit *Aug.* 35, 4: ... ut perinde quisque animum intenderet ac si censendum magis quam assentiendum esset. — vgl. Sp. 1152 sv „liefern“: „exhibere (hergeben zu irgendeinem bestimmten Zweck; z.B. ad ferrum [vor die Klinge] quadringentos senatores).“ mit *Nero* 12, 1: exhibuit autem ad ferrum etiam quadringentos senatores sescentosque equites Romanos usw.⁸⁶ — vgl. Sp. 1551 sv „Soldatenaufbrauch“: „concursum turbæ militaris.“ mit *Aug.* 14: ... minimum afuit quin periret [sc. ‚Octavian‘] concursu et indignatione turbæ militaris. — vgl. Sp. 1552 sv „sollen“ (unter Punkt ‚IV‘ „zur Bezeichnung eines Befehls“): „– od. durch den bl. Konjunktiv, z.B. Aelianus soll erfahren, dass auch ich eine Zunge habe, faciam sciat Aelianus et me linguam habere. –“ mit *Aug.* 51, 2: ‚velim‘, inquit [sc. Augustus], ‚hoc mihi probes; faciam sciat Aelianus et me linguam habere, plura enim de eo loquar‘; usw. — vgl. Sp. 1651 sv „Tisch“: „post cibum meridianum (nach dem Mittagessen, z.B. paulisper conquiescere).“ mit *Aug.* 78, 1: Post cibum meridianum, ita ut vestitus calciatusque erat, reiectis pedibus paulisper conquiescebat opposita ad oculos manu. — vgl. Sp. 1801 sv „verkehrt“: „[die Wortartbezeichnung fett hervorgehoben] Adv. perverse (nicht recht, wie es sein soll, unrecht, zB. sellam curulem([⁸⁷] collocare). –“ mit *Galb.* 18, 3: ... adoptionis die neque milites adlocuturo [sc. Galbae] castrensem sellam de more positam pro tribunali oblitis ministris et in senatu curulem perverse collocatam. — vgl. Sp. 1801 sv „verklärt“: „in caelum receptus (in den Himmel aufgenommen).“ mit *Iul.* 88: ... creditumque est animam esse Caesaris

trust.org/cgi/pt?id=uc1.\$b792765;view=2up;seq=1444;size=150) S. 1413 sv „Jaherr“: „assentator, *Cic.* qui assentitur magis quam censet, nach *Suet*<.> *Oct.* 35. qui omnia assentatur, *Ter. Eun.* 2, 2, 22. [vgl. v. 252 f.: postremo imperavi egomet mihi / omnia adsentari.]“

⁸⁶ Ist ‚vor die Klinge liefern‘ bedeutungsäquivalent mit einem in Übersetzungen zu findenden ‚im [Schwert-]Kampf auftreten lassen‘?

⁸⁷ Überschüssige ‚eröffnende‘ Klammer im Original – der sog. Neue Georges übernimmt teils Fehler und Versehen seines Vorgängers, teils haben sich bei und durch die Überarbeitung neue eingeschlichen. So findet sich unverändert Sp. 52 sv „aller, alle, alles“ ganz am Ende: „Die gebräuchlichsten dieser Zusammensetzungen folgen unten der alphabetischen [sic!] Reihenfolge nach.“ oder es gibt Sp. 252 (sv „begleiten“) „die Hörer, die das Saitenspiel b., cornua ea, quae“ usw. [statt ‚Hörner‘]; neu hinzugekommen sind etwa quasi spezifisch ein ‚Verweis ins Leere‘ Sp. 452 sv „ehelich“: „ein e. Zwist, s. Ehezwist.“ (den gab es noch im ‚alten‘ Georges Sp. 643 und ist im ‚neuen‘ auf Sp. 453 im Stichwort „Ehestreit“ aufgegangen) oder Sp. 651 sv „forcieren“: „z.B. die [sic!] Durchmarsch durch einen Engpass, über einen Pass f.“ (an dieser Stelle hatte in der ‚Vorlage‘ Sp. 919 „zB. die Defileen (den Engpaß, Paß) f.“ gestanden ...) und Sp. 1602 sv „Stille“: „in der St. der Macht“ (vormals Sp. 2219: „Nacht“), aber auch belanglos-unerfindliche Versehen wie Sp. 1549 sv „sofern“: „s. Caes. b. G. 2; [sic!] 8, 3)“ – dort steht im ‚alten‘ Georges Sp. 2145 sozusagen ‚richtig‘ ein bloßer Beistrich – oder Sp. 1402 sv „reichlich“ ein aus dem Nichts entsprungener (sinnwidriger!) Punkt: „verb. large. [sic] effuseque.“!

in caelum recepti; et usw.⁸⁸ — vgl. Sp. 1801 sv „verkleiden, sich“: „als Priester der Isis verkleidet, Isiaci celatus habitu.“ mit *Dom.* 1, 2: ... ac mane Isiaci celatus habitu interque sacrificulos variae superstitionis cum se trans Tiberim ad condiscipuli sui matrem comite uno contulisset, ita latuit, ut scrutantibus, qui vestigia subsecuti erant, deprehendi non potuerit. — vgl. Sp. 1902 sv „walten“: „alqd tueri (etw. unter seiner Obhut haben und besorgen, z.B. scholam). —“ mit *de gramm.* 8, 1: M. Pompilius Andronicus, natione Syrus, studio Epicureae sectae desidiosior in professione grammatica habebatur minusque idoneus ad tuendam scholam.

Für FRONTO (um 100- um 170 n. Chr.) vgl. Sp. 1851 sv „vielästig“ (vollständiger Eintrag): „multorum ramorum (z.B. arbor).“ mit *ad M. Caesarem* 2, 9: Ibi me videre arborem multorum ramorum, quam ille [sc. Pompeius Falco] suum nomen catachannam nominabat.

Für GELLIUS (vermutlich 130- wohl gegen 180 n. Chr.) vgl. Sp. 1401 sv „Regung“: „motus (z.B. motus taciti occultique simultatis aemulationisque).“ mit *noct. Att.* 14, 3, 1: Qui de Xenophontis Platonisque vita et moribus pleraque omnia exquisitissime scripsere, non afuisse ab eis motus quosdam tacitos et occultos simultatis aemulationisque mutuae putaverunt et eius rei argumenta quaedam coniectaria ex eorum scriptis protulerunt. — vgl. Sp. 1507 sv „Schwarte“ (!): „Il uneig. alte, liber habitu aspectuque taetro.“ mit *noct. Att.* 9, 4, 4: ipsa autem volumina^[89] ex diutino situ squalebant et habitu aspectuque taetro erant. — vgl. Sp. 1652 sv „Tischzeit“ (vollständiger Eintrag): „tempus cenandi.“ mit *noct. Att.* 17, 8, 2: (sc. Philosophus Taurus accipiebat nos Athenis cena plerumque ad id diei, ubi iam vesperaverat;) id enim est tempus istic cenandi.⁹⁰ — vgl. Sp. 1851 sv „viehisch“ (vollständiger Eintrag): „immanitate efferatus (verwildert, z.B. von einem Volk).^[91] – spurcissimus (sehr schmutzig der

⁸⁸ Vgl. neben Sp. 1795 sv „vergöttlicht“: „der vergöttlichte Cäsar, divus Iulius. Caesar in caelum receptus.“ auch 1. *Makk.* 2, 58 (Vulg.): Helias dum zelat zelum legis, receptus est in caelum.

⁸⁹ Sc. (a.a.O. § 3) libri Graeci miraculorum fabularumque pleni, res inauditae, incredulae, scriptores veteres non parvae auctoritatis.

⁹⁰ S.a. Sp. 597 sv „Essenszeit“: „tempus cenandi od. cenae (Zeit, das Hauptmahl einzunehmen, Tischzeit).“ Es folgt dort die (im ‚alten‘ Georges Sp. 845 noch mit „*“ als „von mir selbst gebildete Latinität“ markierte) ebenso bezeichnende wie in mancherlei Hinsicht bedenkenswerte ‚Wendung‘: „5 Uhr [!] ist die E., horā quintā cenatur.“

⁹¹ S. bei Cicero *de nat. deor.* 1, 62: Equidem arbitror multas esse gentes sic immanitate efferatas, ut apud eas nulla suspicio deorum sit. Vgl. aber auch *de nat. deor.* 2, 99: Quid iam de hominum genere dicam, qui quasi cultores terrae constituti non patiuntur eam nec immanitate beluarum efferari nec stirpium asperitate vastari quorumque operibus agri, insulae litoraue collucent distincta tectis et urbibus?

Aufführung etc. nach, z.B. *vita*). – das ist v., *hoc beluarum est*.^[92] – sich v. Lüsten ergeben, *beluinis voluptatibus se dedere*.“ mit *noct. Att.* 14, 2, 10: *Sed enim ego homines cum considerabam, alterum fidei, alterum probri plenum spurcissimaeque vitae ac defamatissimae, nequaquam adduci potui ad absolvendum*.^[93] bzw. *noct. Att.* 19, 2, 2: *Sed enim quae nimia ex gustu atque tactu est, ea voluptas, sicuti sapientes viri censuerunt, omnium rerum foedissima est, eosque maxime, qui duabus istis beluinis voluptatibus sese dediderunt, usw.*⁹⁴

Für TERTULLIAN (nach 150- nach 220 n. Chr.) vgl. Sp. 451 sv „Ehe“: „jmdm. die E. aufkündigen, ... *repudium alci dicere od. scribere* (sowohl v. Mann als von der Frau);“ mit *apol.* 6, 6 (wie oben unter TACITUS ohne explizites Dativobjekt!): *Ubi est illa felicitas matrimoniorum de moribus utique prosperata, qua[e] per annos ferme sescentos ab urbe condita nulla repudium domus scripsit?* — vgl. Sp. 2002 sv „Zentifolie“ (vollständiger Eintrag; s.a. oben unter PLINIUS ‚dem Älteren‘): „*rosa centifolia od. centenaria*.“ mit *de cor. mil.* 14, 4: *Quae tunc Domini tempora et foedauerunt et lancinauerunt, uti tu nunc laurea et myrto et olea et inlustriore quaque fronde et, quod magis usui est, centenariis quoque rosis de horto Midiae lectis et utrisque liliis et omnibus uiolis coroneris, etiam gemmis forsitan et auro?*

Für JUSTIN (? meist 2. oder 3. Jh. n. Chr.; auch: um 390 n. Chr.)⁹⁵ vgl. Sp. 1801 sv „verkleiden, sich“: „sich als Mann verkleiden, *pro femina puerum simulare. sexum mentiri* (z.B. von der Semiramis):“ mit *Epit. hist. Phil. Pompei Trogi* 1, 2, 1 resp. 4: *Haec neque inmaturo puero ausa tradere imperium nec ipsa palam tractare, tot ac tantis gentibus vix patienter Nino viro, nedum feminae parituris, simulat se [?!] pro uxore Nini filium, pro femina puerum. resp.: Sic primis initiis sexum mentita puer esse credita est.*⁹⁶

⁹² S. bei Cicero *de off.* 1, 34: *Nam cum sint duo genera decertandi, unum per disceptationem, alterum per vim, cumque illud proprium sit hominis, hoc beluarum, confugiendum est ad posterius, si uti non licet superiore.*

⁹³ Vgl. aber z.B. bei Cicero *Phil.* 11, 1: *Nam duo haec capita nata sunt post homines natos taeterrima et spurcissima, Dolabella et Antonius, quorum alter effecit, quod optarat, de altero patefactum est, quid cogitaret.*

⁹⁴ Sc.: *gravissimi vitii vocabulis Graeci appellant vel ἀκρατεῖς vel ἀκολάστους; nos eos vel ‚incontinentes‘ dicimus vel ‚intemperantes‘; ἀκολάστους enim si interpretari coactius velis, nimis id verbum insolens erit.*

⁹⁵ Explizit verwiesen auf diese ‚Quelle zweiter Hand‘ wird (sv „Gewitterwolke“: „s. Iustin. 29, 3, 1:“ bzw. sv „so“: „z.B. Iustin. 16, 5, 17“) auch noch auf den Spalten 795 und 1547 – letztere weist meines Zählens nicht weniger als 23 (dreiundzwanzig!) ‚Stellenbelege‘ auf: Ist diese Nachweis-Praxis keinerlei (er)klärender Bemerkung wert oder bedürftig?

⁹⁶ Auf diese Stelle dürfte Battista Mantovano (geboren als Giovanni Battista Spagnoli; 1447 - 1516) in seiner hexametrischen Mariendichtung *Parthenice secunda sive Catharina*, v. 560ff., zurückgegriffen haben: *Hic Ninus et coniux sexum mentita virilem / Coctilibus muris Babylona Semiramis ambit, / Assyrii reges Persae, Maedique sequuntur.*

Für die sog. *Historia Apollonii regis Tyri* (die Datierung fällt in das 3. Jahrhundert n. Chr.) vgl. Sp. 1397 sv „Reeder“ (vollständiger Eintrag): „navis dominus (als Schiffsherr). – navicularius (als Lohn-, Frachtschiffer).^[97]“ mit *hist. Apoll.* 39 (es spricht zunächst Athenagora/s): „Quod omnes licenter discumbitis, navis huius dominus quis est?“ Gubernator dixit: „Navis huius dominus in luctu moratur et“ usw.^[98]

Für EUTROP (?- nach 390 n. Chr.) vgl. Sp. 1551 sv „Soldatenherrschaft“: „es trat nun die S. Cäsars ein, Caesar rem publicam armis tenere coepit.“ mit *brev. a.u.c.* 7, 2, 2: *Senatum proscipit, cum Antonio ac Lepido rem publicam armis tenere coepit.*^[99]

Für die – lateinische – ‚Bibel‘ (ohne Datierung, aber hier gleichsam bei Hieronymus [347-30. September 430] angesiedelt) vgl. Sp. 1701 sv „Umgebung“: „(einer) aus der nächsten Umgebung des Herrschers, ab latere regis:“ mit 2 *Sam.* 16, 6 (Vulg.): *mittebatque lapides contra David, et contra universos servos regis David: omnis autem populus, et universi bellatores a dextro et a sinistro latere regis incedebant.*¹⁰⁰

Für AUGUSTIN/US (13. November 354-28. August 430 n. Chr.) vgl. Sp. 1802 sv „verkünden, verkündigen“: „laut v., clamare (auch von Lebl., z.B. *clamat veritas*).“ mit *de civ. dei* 6, 4 (im Minimalkontext): *ipso [sc. Varrone] tacente veritas clamat bzw. serm.* 72, 6: *iam clamat veritas, et adhuc quaeritur vanitas?*

Für MACROBIUS (vermutlich um 385/390- vermutlich nach 430 n. Chr.) vgl. Sp. 901 sv „herausnehmen“: „demere, aus etc., de od. ex etc. (wegnehmen, z.B. *secures ex fascibus*^[101]: u. *unionem ex aure altera*).“ mit *Saturn.* 3, 17, 17: *Tunc regina [sc. Cleopatra] adridens fialam poposcit, cui aceti nonnihil acris infudit*

⁹⁷ S. z.B. bei Cicero *Verr.* 2, 5, 149: *Quot bella maiores nostros et quanta suscepisse arbitramini, quod cives Romani iniuria adfecti, quod navicularii retenti, quod mercatores spoliati dicerentur? bzw. 153: ... malo, inquam, te [sc. Verrem] isti generi hominum quam mercatoribus et naviculariis inimicum atque infestum putari; meum enim crimen usw.*

⁹⁸ Vgl. den lateinisch-deutschen ‚Neuen‘ Georges Sp. 1965 sv „exercitor“: „... : navis, Reeder, ICT.:“ – von einem ‚dominus navis‘ als ‚Reeder‘ weiß dieser nichts und bietet alternativ-synonym lediglich „b als *Schiffseigentümer, Reeder, Kaufmann* (= mercator), *Hor. carm.* 1, 1, 14; *sat.* 1, 1, 29“ usw. – ‚nauta‘ (Sp. 3225)!

⁹⁹ Der ‚Caesar‘ des Georges ist ganz offensichtlich ‚unser‘ Octavian (bzw. spätere ‚Kaiser‘ Augustus).

¹⁰⁰ Der Klammerzusatz „(einer)“ lässt den biblischen Hintergrund (*universi bellatores!*) unwahrscheinlich erscheinen; für die ‚profane‘ Latinität vgl. etwas ‚abweichend‘ bei Livius *a. u. c.* 24, 5, 13: *addit [sc. Theodotus] socios ab latere tyranni [sc. Hieronymi!] ...*

¹⁰¹ S. bei Cicero *de rep.* 2, 55: *Itaque Publicola lege illa de provocatione perlata statim securis de fascibus demi iussit, postridieque sibi collegam Sp. Lucretium subrogavit usw.*

atque illuc unionem demptum ex aure altera festinabunda demisit, usw. — vgl. 1851 sv „vieläugig“ (vollständiger Eintrag): „multorum oculorum luminibus ornatus.“ mit *Saturn.* 1, 19, 12: Argiphontes praeterea cognominatur [sc. Mercurius], non quod Argum peremerit, quem ferunt per ambitum capitis multorum oculorum luminibus ornatum, custodisse Iunonis imperio Inachi filiam, eius deae pellicem, conversam in bovis formam: sed usw.

Für (Ps.-)ISIDOR von Sevilla (der ‚historische‘ Bischof um 560-4. April 636 n. Chr.; die Fälschung/en offenbar aus dem 9. Jh.)¹⁰² vgl. Sp. 1751 sv „untergraben“: „convellere (gleichsam aus den Fugen reißen, z.B. fundamenta fidei, ipsa Christianae religionis fundamenta). –“ mit: Heresis quippe est nimis impia et evangelicae veritatis inimica, quae non portionem aliquam laedere, sed ipsa christianae religionis conatur fundamenta convellere negans sempiterni patris filium sempiternum de utero beatae virginis matris veram carnem nostrae sumpsisse naturae usw.¹⁰³

„Im Übrigen ist der deutsch-lateinische ‚Georges‘ natürlich ein vor allem an der klassischen Prosa orientiertes Wörterbuch“, hatte der Herausgeber im Vorwort (ii) wissen lassen: Genügt das so? Wem kann das so genügen? So manche andere ‚Problemanzeigen‘ bleiben in dieser Besprechung ausgeklammert,¹⁰⁴ denn ihnen ist wie der vorgenommenen Stichprobe schon vorab der Teppich unter den Füßen weggezogen worden (i – die eingangs erwähnte ‚Lücke‘!): „Nicht alles, was vielleicht [!] wünschenswert gewesen wäre, konnten die Bearbeiter in der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit [¹⁰⁵] umsetzen. Eine tiefgreifende Umgestaltung hätte am Ende ein neues Wörterbuch

¹⁰² „Die Falschen [sic!] Dekretalen Pseudoisidors gehören zu einem Komplex kirchenrechtlicher Fälschungen, die um die Mitte des 9. Jahrhunderts auftauchen. Entstanden sind sie wohl im 2. Viertel des 9. Jahrhunderts.“ (So lt. <http://www.pseudoisidor.mgh.de/index.HTM>)

¹⁰³ Zitiert nach <http://www.pseudoisidor.mgh.de/html/227.htm#sdfootnote4anc>.

¹⁰⁴ Ist die Nichterwähnung des mehr als ein Jahrhundert ‚fortgeschrittenen‘ *Thesaurus linguae Latinae* bei einem solchen Projekt verzeihlich? Wie ist der methodische wie ‚materiale‘ Stand der lateinischen Phraseologie oder Synonymik Anfang des 21. Jahrhunderts? Auf welcher/n Textgrundlage/n bewegt man sich eigentlich? Was bedeutet (‚bewirkt‘) dieses ‚neue‘ deutsch-lateinische Handwörterbuch für das Übersetzen aus dem Lateinischen? Und – wie ich fürchte – noch manch weitere, von mir über- oder gar nicht gesehene Gesichtspunkte ... [nb.: Der Rezensent stellt gerne seine ‚Unterlagen‘ bzw. Materialien-Datei zur ‚eigenen‘ Prüfung zur Verfügung!]

¹⁰⁵ Der bewundernswerte – der Rezensent meint wie wohl kaum ein Zweiter (zumindest temporär) zu wissen, wovon er spricht! – Träger der „Hauptlast der Bearbeitung“ (ii), PD Dr. Jochen Schultheiß, gibt auf seiner *homepage* (<http://www.klassphil.uni-wuerzburg.de/team/lehrstuhl-ii-latinistik/privatdozenten-und-habilitanden/pd-drjochen-schultheiss/lebenslauf/>) die Zeitspanne von knappen fünf (!) Monaten an (November 2015 bis März 2016).

zutage gefördert^[106] – doch der Verlag wollte lediglich eine Modernisierung des bewährten Vorhandenen.“^[107]

Das Handwörterbuch diene „heute als Hilfsmittel für alle, die lateinische Texte verfassen. In den meisten Fällen wird es sich dabei um Studenten und Dozenten in den universitären Stilübungen handeln sowie um Lateinlehrer, die Übungstexte anfertigen. Mitunter werden auch heute noch universitäre Urkunden auf Latein ausgestellt. Für diese Aufgaben hat sich das Wörterbuch von Georges bewährt.“ Unabhängig von der Frage, ob und in welcher Weise die zuletzt zitierte Einschätzung für die Vergangenheit zutrifft, kommt der Rezensent zu dem Schluss: Die Bewährungsprobe für den sog. Neuen Georges steht noch aus – und ich bin (nach- wie ausdrücklich: *invitus*) überaus skeptisch.

Friedemann Weitz
Hochvogelstraße 7
D-88299 Leutkirch i.A.
Tel.: (07561) 91 23 36
E-Mail: hmg.weitz@web.de

¹⁰⁶ ‚Zutage gefördert‘ – werden auch Bücher wie dieses nicht so oder so ‚gemacht‘?

¹⁰⁷ Es sei noch einmal an das: „Im Zweifelsfall wurde der konservative [nb.: „zugleich der pragmatische“] Weg beschritten“ (ii) erinnert ... Die Marketingabteilung des Verlags hätte diesbezüglich meines Erachtens besser getan – wie in anderen ‚Werbemitteln‘ (z.B. *wbg Spezial* – Oktober 2018, S. 23) auch geschehen –, von „einer völlig überarbeiteten Neuausgabe in moderner, lesefreundlicher Typographie und größerem Format“ zu sprechen: „Völlig neu bearb. auf d. Grundlage der 7. Aufl. 1910“ ist, meine ich, nicht dasselbe – und „DER NEUE GEORGES“ als Produkttitel macht auch und gerade bei näherer Betrachtung (zumindest den Rezensenten) – sprachlos.

Mario BAIER, *Neun Leben des Homer. Eine Übersetzung und Erläuterung der antiken Biographien.* (Altsprachliche Forschungsergebnisse Bd. 9) Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2013, 232 S.*

Zuerst hat man kein Glück und dann kommt auch noch Pech hinzu: Die *Neun Leben des Homer* stehen unter keinem guten Stern.

Ausgerechnet im Veröffentlichungsjahr 2013 erscheinen zu den beiden wichtigsten und umfangreichsten Homer-Viten neue Ausgaben mit kritischem Text und (deutscher!) Übersetzung bzw. Kommentar, die nicht einmal mehr erwähnt, geschweige denn berücksichtigt werden konnten.¹ Bereits kurz nach seinem Erscheinen war dieser Beitrag einer (so programmatisch ernst gemeinten?) Schriftenreihe ‚Altsprachliche Forschungsergebnisse‘ an empfindlichen Stellen nicht mehr *up to date*.

Ist die Anlage dieses Buches von seinen Schlussworten her nachzuvollziehen? „In diesem Buch hat er [sc. Homer] nur neun *Leben*, doch seine Bedeutung für die Geistes-Geschichte der Antike macht ihn unsterblich.“ (S. 200) Dabei „sind die meisten *Viten* nicht einmal vollständige Biographien“, sondern (mit zwei gewichtigen Ausnahmen) „weitgehend widersprüchliche Materialsammlungen zu Homers Eltern, seiner Heimat, seinen Lebensdaten und seinen Werken“ (S. 21) – für die unspezifische Etikettierung spielt das offenkundig keine Rolle.

* Der Rezensent bedauert das verzögerte Erscheinen dieser Besprechung sehr; der Autor des Buches wie vor allem die Leser seien ebenso aus- wie nachdrücklich um wohlwollende Nachsicht gebeten.

¹ Maria Vasiloudi, *Vita Homeri Herodotea*. Textgeschichte, Edition, Übersetzung. (Beiträge zur Altertumskunde 256) Berlin/Boston: De Gruyter 2013 [X, 185 S.] – partiell denkbar unglücklich für Wilamowitz' "immer noch maßgebliche griechischsprachige Edition" (1916) als "Grundlage der nachfolgenden Übertragung" (S. 21); Paola Bassino, *Certamen Homeri et Hesiodi: Introduction, Critical Edition and Commentary*, Durham theses, Durham University 2013. Available at Durham E-Theses Online: <http://etheses.dur.ac.uk/8448/> [249 S.] Während letztere Arbeit am 23. September eingestellt wurde (um 10:57 Uhr), wurde Vasiloudi offenbar denkbar knapp vor Baier veröffentlicht (30. Juni vs. 1. August), der als jüngste Publikation Martin West's *The Epic Cycle* vom 19. Mai dieses Jahres verzeichnet (und neben S. 18, Fußn. 10 und S. 19, Fußn. 3 auch S. 98, Fußn. 6 und S. 106, Fußn. 8.10 anführt!). Bei einer Doctoral thesis von 2010 findet sich (S. 220) weder die Verfügbarkeit im Netz (*The other poet: the ancient reception of Hesiod* [VIII, 365 S.] unter <https://openaccess.leidenuniv.nl/handle/1887/14737>) noch die Buchveröffentlichung: Hugo H. Koning, *Hesiod: the Other Poet. Ancient Reception of a Cultural Icon*. (Mnemosyne Supplements 325) Leiden/Boston: Brill 2010 [VIII, 439 S.]; Supplement-Band 322 ist (ohne Nennung der Reihe) mit „Kivilo, M. 2010. Early Greek poets' lives. Leiden und Boston.“ auf S. 220 erfasst.

Das Inhaltsverzeichnis² listet einfach die Abfolge der „hier erstmalig komplett ins Deutsche übersetzten und umfassend erläuterten *Leben*“ (S. 8) auf und auch Kopfzeilen („Das dritte *Leben*“)³ und Binnenverweise („vgl. achtes *Leben*, zu § 1“) arbeiten mit dieser hermetischen Selbstgenügsamkeit. Dabei geht es um

1. Pseudo-Herodot: <i>Über Homers Abstammung, seine Zeit und sein Leben</i>	22-75
2. Pseudo-Plutarch (1): <i>Über Leben und Dichtung Homers</i>	76-91
3. Pseudo-Plutarch (2): <i>Das Leben des Dichters Homer</i>	92-97
4. Proklos: <i>Über Homers Zeit, Leben, Charakter; Auflistung der Gedichte</i>	98-107
5. <i>Vita Scorialensis</i> (1): <i>Die Abstammung Homers</i>	108-112
6. <i>Vita Scorialensis</i> (2)	113-116
7. <i>Vita Romana: Das Leben Homers</i>	117-125
8. Suda: ‚Homer‘	126-135
9. <i>Der Wettstreit von Homer und Hesiod</i>	136-188

Die Textgrundlage von Wilamowitz fasst die *Vitae Pseudoplutarcheae* zusammen und kommt so nur auf acht ‚Leben‘, die entsprechend meist eine Ziffer unterhalb obiger Zählung laufen; die Ausgabe von Allen hätte hier eine Abfolge 1 – 9 – 2 – 3 – 5 – 6 – 7 – 8,⁴ die LOEB-Ausgabe von West 9 – 1 – 2 – 3 – 4 – 8 – 7 – 5 – 6. Identifizierende Zuordnung und bequemer (auch vergleichender) Zugriff wird so nicht eben erleichtert.⁵

War es ein glücklicher Gedanke, Übersetzung und Erläuterung miteinander zu verzahnen? Auf meist ein oder auch zwei Kapitel Übersetzungs-Text folgen sogleich die z.T. auch längeren⁶ Erläuterungen: die deutsche Version als Stichwortgeber für gelehrte Anmerkungen – die fortlaufende Lektüre auch nur eines ‚Lebens‘ ist offenbar nicht ernstlich vorgesehen,⁷ auch wenn Übersetzung und Erläuterungen in verschiedenen Schrifttypen gesetzt wurden.

² Einen Klick entfernt unter <http://d-nb.info/1036232263/04> zur raschen Kenntnisnahme empfohlen!

³ Rechter Hand liest man durchgängig – also gefühlt exakt 107 Mal – den Buchtitel *Neun Leben des Homer*.

⁴ ‚Proklos‘ (Text 4) steht bei Allen von den anderen Viten getrennt.

⁵ Die Nachweise nach S. 202: Allen, T.W. 1912. *Homeri opera*. Band V: *Hymni. Cyclus. Fragmenta. Margites. Batrachomyomachia. Vitae*. Oxford. – West, M. 2003. *Homeric Hymns. Homeric Apocryphia* <sic; wdh. S. 228>. *Lives of Homer*. Cambridge <sc. Mass. und London>. – von Wilamowitz-Moellendorff, U. 1929 (1916). *Vitae Homeri et Hesiodi in usum scholarum*². Berlin.

⁶ So etwa gleich im ‚ersten Leben‘ „Zu § 2“ mit faktisch drei Seiten ‚Unterbrechung‘ (S. 27-30).

⁷ Eine Ausnahme bildet mit seinen anderthalb Seiten Text „das sechste *Leben*“ (S. 113f.) – die ebenfalls lediglich anderthalb Seiten Erläuterungen beginnen mit einem bezeichnenden „Zu §§ 1, 2, 3, 4:“ (S. 114).

Dennoch ist die Übertragung grundsätzlich zu begrüßen, denn „(e)s ist zwar richtig, daß jede Übersetzung Gefahr läuft, mehr oder anderes in den Text einzutragen, als der Sprechende gemeint hat; aber andererseits ist eine wenn nicht gerade falsche Übersetzung noch immer eine gute und zugleich kurze Interpretation eines sprachlichen Sachverhalts.“⁸ Einige Texte werden hier erstmals auf Deutsch zugänglich gemacht, nicht zuletzt auch etliche Stellen aus den Randgebieten antiker ‚Literatur‘ (Fragmente, Scholien, Sammlungen u. dgl.).⁹ Dass dann aber auch griechische Wörter und Begriffe in Umschrift geboten werden: „die nicht-aiolische Schreibweise *pentobolon*“ (S.73), dürfte kaum ungeteilten Beifall finden.

„Alle Übersetzungen,<!> der in diesem Buch zitierten Texte aus dem Griechischen und Lateinischen sind meine eigenen“, vermerkt die allererste Fußnote (S. 7) – und die *Neun Leben des Homer* gestatten kleine Einblicke in die Praxis:

Auf der einen Seite liest man fast schon ein wenig erschrocken (S. 163): „Meine Übersetzungen ‚*Turmschild*‘, ‚*Rundschild*‘, ‚*Speer*‘,<!> und ‚*Lanze*‘ basieren auf Spezialuntersuchungen zu frühgriechischen Angriffs- und Schutzwaffen.“ So viel (freilich unnachgewiesene)¹⁰ Gewissenhaftigkeit für Unterscheidungen, die man vielleicht schon beim Vokabellernen ‚mitgenommen‘ hat oder der Abwechslung halber einfach so vorgenommen hätte: Wie unterscheiden sich gleich ‚*Speer*‘ und ‚*Lanze*‘? Doch: „Die jeweiligen Wortbedeutungen spielen durchaus eine Rolle bezüglich der Funktion und Handhabung der so bezeichneten Realien“ – durchaus! Auf einer anderen Seite steht dagegen (S. 51f.): „Meine Übersetzung der Baumnamen geht etwas lieblos über die unterschiedlichen Vokabeln hinweg, die Pseudo-Herodot zu ihrer genaueren Bezeichnung wählt: Zunächst steht im Text der Platznamen *pitys*. Der Ort heißt damit – je nach Lexikon – *Kiefer* oder *Fichte*, Wilamowitz-Moellendorff verwendet in seinem Kommentar das Wort *Pinie*. Auch der Baum<,> unter dem Homer sich zur Nacht hinlegt<,> ist eine solche *pitys*. Im Gedicht selbst[,] ist dann aber von einer *peuke*[,] die Rede und auch hier variiert die Bedeutung von *Steinkiefer* über *Schwarzkiefer* bis *Fichte*.“ Einmal heißt es auch offen (S. 67): „Die Übertragung von Vers 11 ist eher eine Deutung als eine Übersetzung dessen, was in dem unklaren Text steht.“

⁸ So Eduard Bornemann im Vorwort seiner *Griechischen Grammatik* (Frankfurt a.M.: Diesterweg 1978), S.VII.

⁹ Ein „Anhang“ (S. 230-232) bietet fünf weitere Texte von Tatian, Clemens von Alexandrien, Hieronymus, Eusebius und Gellius.

¹⁰ Bei der Fülle der Belege und Verweise ist das durchaus auffällig – wie bei dem (S. 181) nur faktisch-festgestellten: „Der Hörner-Altar ... galt als Weltwunder.“

Eine praktisch feste Fortsetzungsfloskel (χρόνου δὲ προϊόντος) des ‚ersten Lebens‘ wird wiedergegeben mit: „Als einige Zeit vergangen war“ (2x), „Nach einiger Zeit“, „Es verging eine Weile“, „Bald darauf“ und „Einige Zeit später“; eine Wendung zur Einleitung von ‚Gedichtrezitationen‘ (φθέγγεται τάδε τὰ ἔπεα) führt zu „äußerte sich dazu mit folgenden Versen“, „ließ diese Verse hören“ bzw. „Das kommentierte Homer folgendermaßen“ – müsste derlei nicht enger an der Vorlage nachgebildet werden? Auf der anderen Seite wird ein eigenartiger Tempuswechsel der Vorlage berücksichtigt (S. 53): ‚brachte – bereitet (!) – stellte ... hin – forderte auf‘, oder die Zielsprache bis an oder über die Schmerzgrenze hinaus strapaziert: „*Mentes, des klugen Anchialos, rühme ich mich zu sein / der Sohn*“ (S. 58): Hier wie für manche Detail- und Grundsatzfrage wünschte man sich mehr Stellungnahme und orientierende Auskunft.

Den neun Lebensbeschreibungen folgt auf einem knappen Dutzend Seiten eine „Zusammenfassung“ (S. 189-200), die einen in fünf ‚Kategorien‘ gegliederten Überblick¹¹ anbieten soll. Lediglich ein Absatz daraus sei hier exemplarisch herausgegriffen.

„Einen weiteren, grundsätzlichen Punkt im Zusammenhang mit dem Namen Homer habe ich bisher noch nicht angesprochen:“ – ich unterbreche aus Gründen der Leserlenkung und setze das Zitat (S. 191f.) erst nach dieser kleinen Unterbrechung fort – „Basieren die in Antike versuchten *Homeros*-Erklärungen und die davon abgeleiteten biographischen Erfindungen auf einem wirklichen – aus einem nicht mehr nachvollziehbaren Grund, [!?] in irgendeiner Form – tradierten Namen *Homeros*, unter dem man sich ursprünglich den Schöpfer (*Poietes*) jeglicher epischen Dichtung vorgestellt hatte, über den es vielleicht bereits einige Erzählungen gab[,] und für den aus diesen Zutaten ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. eine Lebens-Geschichte konstruiert wurde? Oder ist auch der Name selbst eine Fiktion und erst das Ergebnis solcher Erklärungen, die dann wiederum auf die genannten biographischen Spekulationen zurückgegangen sein müssten?“ Habe nur ich den Faden, welcher Punkt grund-

¹¹ (a) Der Name „Homer“ als biographisches Indiz (b) *Ilias* und *Odysee* als „Quellen“ der Biographie (c) Der Einfluß <!> „lokaler Traditionen“ auf die Biographie (d) Der biographisch „tiefere Sinn“ von Homers Lebenszeit (e) „Muster“ in der Biographie eines Kultur-Heroen. – Es bleibe dahingestellt, ob hier der Vorsatz von S. 21 eingelöst wird: „Es sind vor allem die *Q u e l l e n* der homerischen *Leben*, die in meinem Buch identifiziert und untersucht werden sollen, damit ein abschließender Überblick uns dann eine zumindest grobe Rekonstruktion der Charakteristik antiker Homer-Biographien ermöglicht.“

sätzlicher Bedeutung hier noch wie überhaupt erstmals angesprochen werden sollte, verloren?¹² Der Absatz endet mit: „Wir werden es wohl nie erfahren.“

Es schließt sich ein Kreis einiger Verwirrung in den ‚theoretischen‘ Passagen, der dem Rezensenten schon gleich im zweiten Absatz der „Einführung“ (S. 7-21) sprachlich-gedanklich ziemlich zu denken gab (S. 7):

„Ich verwende *Schöpfer* im Folgenden durchgehend im Sinne des altgriechischen Wortes *poietes*, also *Macher*, *Anfertiger*.^[13] Einen schriftlich arbeitenden *poietes* nenne ich *Verfasser*, die Bezeichnungen *Dichter* und *Poet* sind dagegen immer ‚neutral‘ gemeint und beziehen sich auf den Unterschied zwischen gebundener Sprache und Prosa.“ Doch das war nur der/ein Anfang – der nächste Absatz beginnt mit:

„*Poietes* ist hier außerdem um die[,] durch moderne Konzepte spezifizierte Bedeutung ‚A u t o r‘ erweitert, was im Zusammenhang mit Homer nichts mit schriftlichem Verfassen zu tun hat, sondern einen[,] in der Antike stattgefundenen Vorgang verdeutlichen soll, der den mündlichen Vortrag ‚homerischer‘ Verse durch sogenannte Rhapsoden zwar immer wieder auf den abwesenden, hyperrealen S c h ö p f e r (Autor) dieser Verse bezog, jedoch die als real vorgestellte P e r s o n Homer immer mehr von ihrer Schöpfung (Dichtung) ablöste[,] und es damit erlaubte, sie allmählich in biographische Beliebigkeiten aufzulösen.“

Derlei ist schwerlich für ein breiteres Publikum gedacht (und genießbar), wie auch der weitläufige Fußnoten-Apparat einen nur sehr speziellen Adressatenkreis erreichen dürfte. Einem derart gehobenen Anspruch aber wird – von fehlenden Registern einmal abgesehen – ein Punkt schwerlich gerecht: Diese Publikation wurde ganz offensichtlich nicht einmal auf Äußerlichkeiten hin gegengelesen¹⁴ – was soll oder muss man dann erst für die ungezählten Sachfragen fürchten?

¹² Bereits auf S. 44 war zu lesen gewesen: „Letztlich wissen wir nicht, ob Homer ein echter Personennamenname ist[,] oder aber ein ‚sprechender‘ [vgl. ‚Macher‘ in Fußn. 13] Name, der sich auf einen der vielen Deutungsversuche in den unterschiedlichen Biographien zurückführen lässt.“

¹³ Später (S. 111) wird freilich auch einmal „eine anderslautende Tradition“ referiert, „die in Homer zwar den S c h ö p f e r, in Peisistratos aber den letztendlichen ‚M a c h e r‘ der Epen sah“ – welcher griechische oder sonstige Sinn der Begriffe liegt hier zugrunde?

¹⁴ Offenbar auf einer eher ästhetischen Ebene vermittelte einem anderen Rezensenten der Satzspiegel den „Eindruck, einen Manuskripta Ausdruck in Klebebindung vor sich zu haben“ (<http://www.sehepunkte.de/2014/04/24221.html>).

Praktisch auf jeder Seite sind Verstöße gegen Rechtschreibung und Zeichensetzung anzutreffen, Groß- und Kleinschreibung, -s(s)- und scharf-s (zumal am Wortende, so offenbar durchgängig bei „muß“)¹⁵, seltener Worttrennung¹⁶ und nur ganz vereinzelt klassische ‚Druckversehen‘ wie „Krankheit“ (S. 35)¹⁷, „Pänomen“ (S. 152) oder (sc. Kuriositäten-)„Schiftsteller“ (S. 185), singular, wenn ein anonymer Grammatiker „einen Appendix“ verfasst (S. 73) oder einmal „das Glück und der Rum der beiden Dichter angesprochen“ werden (S. 165), dafür jede Menge unerfindlicher, weil gesetzter, bzw. nicht zu findender, weil ungesetzter Kommata.¹⁸

Solche Formalia finden sich erfahrungsgemäß auch und gerade in ‚technischen Anhängen‘. Eher kurios mutet es an, die Abkürzung LSJ ohne Nennung von (Sir Henry Stuart) Jones aufzulösen.¹⁹ Misslicher, ja misslich ist der weitgehende Verzicht auf die Untertitel bei den umfänglich versammelten „Monographien, Sammelwerke und Zeitschriftenbeiträge“ (S. 213-229).²⁰ Ein kapitaler ‚Bock‘ findet sich unter „Verwendete Textausgaben“ (S. 202-212): Gleich in der ersten Rubrik „Biographien“ hat sich „Westermann, A. 1843. Mythographoi. Scriptorum poeticae historiae Graeci. Braunschweig.“ eingeschlichen (S. 202), womit das „vgl. Westermann 1845“ (S. 21, Fußn. 4) ins Leere liefe – wenn dort nicht das ‚richtige‘ *Biographoi. Vitarum scriptores Graeci minores* (Braunschweig 1845) gemeint wäre!²¹ Auch die Frage nach der Aktualität mancher An- bzw.

¹⁵ Nach und neben „Grill-Spies“ (S. 73), „Dagegen liesse sich“ (S. 62) und „dass die Griechen bei Plataiai herumsassen“ (S. 56) oder dreimal „heißt“ gegenüber zweifachem „heisst“ auf einer Seite (102) siehe dazu auch: „Das Epigramm, das Homer ... dichtet“ (S. 49) – „Das passt natürlich nicht ...“ (S. 37), in der Tat!

¹⁶ Nur am Rande sei hier eigentümlicher Wort-Schreibungen gedacht, die sich durch das ganze Buch ziehen: von „Musik-Instrument“ (S. 13); „Lorbeer-Zweig“ (S. 14) und „Musik-Geschichte“ (S. 15) bis zum furiosen Finale mit „Fix-Punkte“ und „Groß-Ereignisse“ (S. 197) sowie „Schicksals-Schlag“ (S. 199) und der bereits eingangs angeführten „Geistes-Geschichte“ (S. 200).

¹⁷ Erneut S. 36: „... und wieder bekam er die Augenkrankheit.“ und im Rückblick (S. 57): „als <sc. er – !> mit seiner Augenkrankheit in Ithaka dalag“.

¹⁸ In zuvor zitierten Sätzen mit [] (oder <!>) bzw. <> markiert.

¹⁹ ... – und „Liddel, H. G.“ zu schreiben (S. 201). So wird auch die/eine *Geschichte der römischen Literatur* einem „Albrecht, M.“ zugeschrieben (S. 213; entsprechend S. 109, Fußn. 8: „Albrecht 1994: 423“!) und ein Herr „Kühnert“ verfasste eine/die *Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache* (S. 220; als Gespann „Kühnert-Gerth“ S. 46, Fußn. 5 oder S. 187, Fußn. 4; S. 101, Fußn. 1 hat „Künerth-Gerth“); der Althistoriker Hermann Strasburger erhält ein zweites -s- (3x „Strassburger“, S. 227).

²⁰ Ob mit Lawrence KIM: *Homer between History and Fiction in Imperial Greek Literature*. (Greek Culture in the Roman World) Cambridge: Cambridge University Press 2010 [XII, 246 S.] eine bezeichnende oder eher zufällige Lücke angesprochen wird, müssen und mögen Kundigere beurteilen.

²¹ Da am Ende vor (Titeln in) griechischen Großbuchstaben nicht zurückgeschreckt wird (S. 203 sv Alexandre; S. 206 sv Chambers; S. 210 Porson & Dobree; fälschlich S. 211 „Meineke, A.

Ausgaben soll wenigstens angetippt sein.²² Auf den ersten Blick mehr als irritierend wirken Angaben wie „Plutarch, *Agesilaos* 16.604“ (S. 55, Fußn. 7) oder „Strabon 8.6384“ (S. 49, Fußn. 5): Hier wird die Kapitelzählung bzw. Buchangabe eines Textes mit den Seitenzahlen früherer ‚Referenz‘-Ausgaben (Stephanus bzw. Casaubonus) kombiniert und das Auffinden besagter Stellen gerade nicht erleichtert.²³

„(M)an hätte aus dem Stoff, der in der *Kleinen Ilias* verarbeitet war, acht Tragödien machen können (vgl. Einführung)“ – zur Prüfung dieser Information (S. 48: „Aristoteles meinte,“) kann man der Fußnote nachgehen²⁴ oder die „Einführung“ konsultieren (hier S. 20): „zeigt sich im Vergleich ..., dass *man aus der Ilias und der Odyssee nur jeweils eine Tragödie – allenfalls zwei – machen kann, aus den Kyprien hingegen viele[,] und aus der Kleinen Ilias mehr als acht*.“²⁵ ‚Acht‘ oder ‚mehr als acht‘, das ist hier die Frage.

„[...] schließlich führt *Der Lachfreund*, eine antike Witzesammlung, 32 Beispiele auf“ (S. 46) – tut er? Die Fußnote „*Philogelos* 154-82 (Thierfelder)“ verleitet zum Nachrechnen: 82 weniger 54 ergibt – neunundzwanzig, wenn man antik denkt (am dritten Tage auferstanden‘). Ist die genannte Quelle zur Hand, können noch die Nummern „158b“ und „175b“ nachgetragen werden und man bleibt dennoch ‚eins unter‘: zwei- oder einunddreißig?²⁶

Solche philologischen Fliegenbeine sollte man sicherlich nicht überbewerten, doch eine höchst ambivalente Beunruhigung bleibt: Wer den hier vorgelegten

1849. Stephanos <!> Byzantini <!> ΕΘΝΙΚΩΝ. Berlin.“ statt *Stephani Byzantii ethnicorum quae supersunt*), hätte hier auch ΒΙΟΓΡΑΦΟΙ stehen können oder müssen.

²² „Pack, R. 1952 *The Greek and Latin literary texts*“ usw. (S. 203) erschien 1965 in zweiter, durchgesehener und erweiterter Auflage. Eine völlige Neuausgabe der erwähnten *Ethnica* des Stephanos von Byzanz ist im Erscheinen begriffen (die beiden ersten Bände lagen bereits 2008 und 2010 vor, Band 3 folgte 2014 und Band 4 unlängst im Dezember 2015!) – zum Vergleich: John A. MacPhail Jr.’s *Porphry’s ‚Homeric Questions‘ on the ‚Iliad‘* von 2011 wurde noch einbezogen (neben S. 210 *at least* S. 9, Fußn. 8, S. 74, Fußn. 2 und S. 134, Fußn. 2).

²³ Zudem ist hier im einen Falle das Kapitel zu korrigieren (lies: Plutarch, *Agesilaos* 15.4), im anderen eine mir unerklärliche „6“ zu streichen (lies: Strabon 8.7.2).

²⁴ „Bernabé 1996: 71-86; Aristoteles, *ars poetica* 1459 a 37“ – wie genau muss oder sollte ein solcher Verweis sein? „a 37“ stimmt schon irgendwie als Anfang des Satzes, aber das ‚Eigentliche‘ (καὶ ἐκ τῆς μικρᾶς Ἰλιάδος πλέον ὀκτώ) steht ‚b 4-5‘ (Stillschweigend vorausgesetzt wird hier im Zweifelsfall auch, dass der Interessierte „Bernabé“ zuordnen kann und/oder im Literaturverzeichnis aufzufinden weiß). Zum „Rätsel der Sphinx“ lässt Fußnote 12 (S. 147) „Sophokles, *Oidipus Tyrannus* <?!> 391“ (exakt wie S. 16, Fußn. 4) vergleichen – ‚397‘ träfe es m.E. weit besser, wenn man nicht auf den ganzen Passus (etwa ‚391ff.‘, d.h. bis Vers 398) verweisen wollte.

²⁵ Für dieses umfangreichere Zitat lautet der Nachweis „Aristoteles, *ars poetica* 1459 b ... 2-5“ – ?!

²⁶ Es geht übrigen um Kyme als „Schilda des Altertums“ ...

gewaltigen Steinbruch nutzen möchte, kommt kaum umhin, alles noch einmal behutsam abzuklopfen, bevor irgendwelche Funde in eigene Mosaiken übernommen werden können.

Am Ende bleiben viele Fragen – ganz im Sinne des Buches auch die nach dem Verfasser, der trotz etlicher ‚ich’s ganz in oder hinter seinem Werk verborgen bleibt bzw. darin aufgeht: Welchen Schlüssel zu dieser Arbeit lieferte eine Kenntnis von seinem Urheber, der als bloßer Name im Kopf des Rezensenten irgendwo zwischen Mario Basler und Thomas Baier herumgeistert, ohne irgendwo fassbar zu werden? Was bedeuten die Entstehungsumstände für das *Dass* und *Wie* eines Textes?

„Die Biographien sind keine historischen, sondern geistesgeschichtliche Quellen [...]. [...] Denn die Alten wussten ebensowenig <sic> Sicheres über Homer wie wir“. (S. 8 und 9) Können die *Neun Leben des Homer* dazu beitragen, Eigenständigkeit und ‚Eigenwert‘ dieser frühen Sekundärliteratur zu propagieren? Oder bleiben diese Viten schlicht der Fundort für „die Referenz-Stelle zur Diskussion über dieses Thema“ (sc. die Einteilung der homerischen Epen in 24 Gesänge nach dem Alphabet; S. 95) und die „grundlegende Quelle zur sogenannten ‚Redaktion des Peisistratos‘“ (S. 109)? Lediglich materiale Grundlage für eine souverän-eigenmächtige Nach- und Neubildung, wie sie Wolfgang Schadewaldt mit seiner *Legende von Homer, dem fahrenden Sänger* (Zürich/Stuttgart: Artemis 1959, zuerst 1942) vorgenommen hat?

Wer sich für die Nachwirkung(en) von *Ilias* und *Odyssee* in einem weiten Sinne interessiert, wird auch diese im Detail einschüchternd-eindrucksvolle, aber eben auch wenig einladende Bearbeitung grundsätzlich begrüßen können und wollen; für die bloße (was heißt hier ‚bloß‘?) Übersetzung der einschlägigen Texte dürfte man allerdings in mancherlei Hinsicht mit der zweisprachigen Ausgabe von West besser bedient sein.

„There are a few problems with this book, especially some missed opportunities to offer new insights and some difficulty in finding pieces of information or discussions. Still, because of the translations and the breadth of the topics addressed in the commentaries, Baier makes the Lives accessible to a wider range of German readers. With his discussion of the textual transmission and editorial issues related to the Lives, Baier also offers useful material for scholarly research.“ Gerne schlosse sich der Rezensent diesem ausgewogen-freundlichen Resümee²⁷ an, doch mir will die hier vorgelegte Verbindung von

²⁷ Paola Bassino (s.o. Fußn. 1) in oder unter <http://bmc.brynmawr.edu/2014/2014-09-35.html>.

auf Verbreitung angelegter Übersetzung und einer auf ihre Art letztlich dann doch überaus spröden Erläuterung nicht als wirklich geglückt erscheinen.

Friedemann Weitz
Hochvogelstraße 7
D-88299 Leutkirch i.A.
Tel.: (07561) 91 23 36
E-Mail: hmg.weitz@web.de

Antonia SARRI, *Material Aspects of Letter Writing in the Graeco-Roman World. 500 BC – AD 300. Materiale Textkulturen Bd. 12. Berlin/Boston: De Gruyter 2018, VIII + 388 S.*

Die hier anzuzeigende Monographie ist das Ergebnis der dreijährigen Tätigkeit der Verfasserin an dem in Heidelberg angesiedelten Sonderforschungsbe- reich 933 „Materiale Textkulturen.“ Die Papyrologin Antonia SARRI (im Fol- genden SA.) gibt in einer Art Handbuch einen Überblick über die „material aspects“¹ des antiken Briefwesens und ihre Entwicklung. Unter den materialen Aspekten versteht sie die Funktionen von Briefen, ihre Typologisierung, Be- schreibstoffe, ihr Format, ihre Gestaltung und Paläographie, wobei sie den Schwerpunkt auf die Beschreibstoffe, die Überlieferungsbedingungen, die chronologische Entwicklung von Format, Gestaltung und Beglaubigungsme- thoden sowie die Unterscheidung von Briefen, die von ihren Sendern selbst geschrieben wurden, und denen, die von professionellen Sekretären geschrie- ben wurden, legt (S. 1-2).

Das Buch ist folgendermaßen aufgebaut: Nach einem kurzen Vorwort (S. 1-3) bietet SA. im ersten Kapitel einen Abriss der Entwicklung des antiken Briefes (S. 5-52). Im zweiten Kapitel („Evidence“) gibt SA. einen Überblick über das erhaltene Material (S. 53-86): Sie stellt hier sowohl die chronologische als auch die geographische Verteilung von erhaltenen Briefen dar und gibt einen Über- blick über die Beschreibstoffe. Das dritte Kapitel („Format and Layout“) ist der Gestaltung der Briefe gewidmet (S. 87-124): SA. differenziert hier zwischen „format“, womit sie die äußere Gestalt des Briefes – etwa Größe oder Aus- richtung des Papyrusblattes – meint, und „layout“, womit die Textgestaltung gemeint ist. Im vierten und letzten Kapitel („Authentication“) behandelt SA. die Beglaubigung von Briefen, wobei hier ein Schwerpunkt auf der Differen- zierung zwischen verschiedenen Händen liegt (S. 125-192): Zu Schreiberwech- seln in einem und demselben Brief kommt es meist dann, wenn ein Brief von einem professionellen Schreiber geschrieben wurde und dann zum Zweck der Beglaubigung vom Sender unterschrieben wurde. Dies ist eng verbunden mit der Frage, ob Briefe in der Antike von ihren Autoren selbst oder von profes- sionellen Schreibern geschrieben wurden. SA. kommt hier zu dem Ergebnis, dass die Beschäftigung professioneller Schreiber überwiegend auf das amtli- che Briefwesen beschränkt gewesen sei, während Privatbriefe vornehmlich von ihren Sendern eigenhändig geschrieben worden seien.

¹ Ich spreche im Folgenden von „materialen Aspekten“ und versuche auch ansonsten, mich einer deutschen Terminologie zu bedienen.

Es schließen sich drei Anhänge (S. 193-366), eine Bibliographie (S. 367-383) und ein Index (S. 385-388) an.

Im Hinblick auf Briefe, die in ihrer ursprünglichen Gestalt überliefert sind, also im Wesentlichen Papyrusbriefe, vereinzelt auch Briefe auf Bleitafeln, Tonscherben oder Holztafeln, leistet sie – jedenfalls aus der Sicht eines Nicht-Papyrologen – ganze Arbeit: Es gelingt SA. nicht nur, in einer klaren Sprache und mithilfe gut verständlicher Tabellen und Diagramme die jeweiligen Entwicklungslinien im antiken Briefwesen nachzuzeichnen, sie belegt auch jede ihrer Aussagen durch ausführliche, präzise und einleuchtende Hinweise auf das überlieferte Material. Ich verweise hier nur auf zwei Aspekte, die ich – ganz subjektiv – für besonders aufschlussreich bzw. interessant halte:

S. 16-24 diskutiert SA. die Entwicklung der griechischen Terminologie für den Brief (ἐπιστολή, ἐπιστόλιον, γράμμα/γράμματα). Die Verfasserin leitet hier unter ständigem Verweis auf literarische und papyrologische Quellen begriffsgeschichtliche Tendenzen ab: Das Substantiv ἐπιστολή (*strictiore sensu* „Nachricht“, mündlich oder schriftlich²) habe gegen Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. begonnen, ohne weitere Spezifizierung für den Brief zu stehen (vielleicht parallel zu der Etablierung des Briefes als Mittel der amtlichen Kommunikation anstelle von Boten und Herolden, die SA. S. 9-10 für diese Zeit diagnostiziert hat?), verweise dabei aber immer auf die abstrakte Nachricht und nicht das Objekt, denn der Briefträger sei auch in hellenistischer Zeit noch mit dem Substantiv βι- oder βυβλιαφόρος, also „Papyrusrollenträger“, bezeichnet worden. Erst in der Kaiserzeit habe der Begriff ἐπιστολή angefangen, sich sowohl auf die Nachricht als auch das Objekt zu beziehen.

Auch wenn die Diagnose der Bedeutungsverschiebung des Begriffs wohl richtig ist, scheint es fraglich, ob diese wirklich erst in der Kaiserzeit stattgefunden hat. Immerhin ist schon in den frühen Papyri des 3. Jahrhunderts v. Chr. mit ἐπιστολή oft der Brief als Objekt gemeint. Vgl. z.B. folgenden Brief aus dem Zenon-Archiv, der in die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. zu datieren ist:

P. Lond. VII,2033r:
 Ἐφάρμοστος τὰδελφῶι χαίρειν.
 ἦν ἐγράψατε ἐπιστολήν
 Μένωνι περὶ τοῦ \Καλλικῶντος/ κερματίου
 οἱ μῦες κατεβεβρώκεισαν.
 καλῶς οὖν πο[ιή]σεις
 γράψας τὸ τάχ[ος] ὅπως ἂν

² Vgl. LSJ s.v. ἐπιστολή (A.1).

μὴ κατέχεται ὁ Καλλικῶν.
ἔρρωσο.³

Epharmostos berichtet seinem Bruder Zenon, dass die Mäuse einen Brief, den Zenon an Menon geschrieben habe, aufgefressen hätten, es geht also ganz eindeutig um das Material.⁴ Die Bedeutungsverschiebung scheint also doch schon deutlich eher eingesetzt zu haben.

Vom 4. Jahrhundert n. Chr. an habe dann der Begriff γράμμα/γράμματα dominiert, der vorher nur gelegentlich für den Brief gestanden habe. Hier hätte man vielleicht noch darüber reflektieren können, ob dies nicht darauf hindeutet, dass der Text des Briefes gegenüber dem Objekt in der Wahrnehmung der Zeitgenossen in den Vordergrund tritt; immerhin legt der Begriff ja semantisch den Fokus ganz klar auf den Text. Hat das möglicherweise etwas mit der Entwicklung des Briefes zum literarischen Genre in der Kaiserzeit zu tun? Korrespondiert diese Entwicklung irgendwie mit der Entwicklung des lateinischen Begriffspaares *epistula* – *litterae*?

S. 40-52 gibt SA. einen kurzen Überblick über einige sprachliche Entwicklungen im Briefformular: Für die archaische und klassische Zeit identifiziert sie zwei Typen von Präskripten, die ältere Form mit dem Namen des Adressaten im Vokativ, dem des Senders im Nominativ und ἐπιστέλλει, und die jüngere Form, bei der der Name des Adressaten im Dativ steht. Außerdem sei es für die Briefe dieser Zeit ein Charakteristikum, dass Verbformen, zu denen der Sender das Subjekt ist, zwischen der 1. und der 3. Person schwanken, vereinzelt sogar innerhalb eines und desselben Briefes. Schlussformeln habe es in diesen Briefen noch nicht gegeben. In der Zeit des Hellenismus war das Formular für das Präskript meist ὁ δεῖνα τῷ δεῖνι χαίρειν, wobei die Reihenfolge von Sender und Adressat zunehmend durch die soziale Hierarchie bestimmt worden sei. Der eigentliche Briefftext habe häufiger mit dem Wunsch, der Adressat möge gesund sein, und der Bekundung des Senders, selbst gesund zu sein, begonnen; den Schluss habe meist ein Gruß wie ἔρρωσο gebildet. Charakteristika der römischen Zeit seien nicht immer wortwörtlich zu verstehende Verwandtschaftsbezeichnungen für den Adressaten wie ἀδελφός oder πατήρ gewesen, gerne auch Formen von ἴδιος – laut SA. wohl beeinflusst von dem in lateinischen Briefen häufigen *suus* – als Ausdruck einer stärkeren Vertrautheit zwischen Sender und Adressat. Ein besonders interessanter Aspekt,

³ Üb.: Epharmostos grüßt seinen Bruder. Den Brief, den ihr Menon geschrieben habt wegen des Geldes des Kallikon, haben die Mäuse gefressen. Du tätest gut daran, schnell zu schreiben, damit Kallikon nicht aufgehalten wird. Leb' wohl!

⁴ Für den Hinweis auf dieses Zeugnis bedanke ich mich ganz herzlich bei Herrn PD. Dr. Philip SCHMITZ (Leipzig/FU Berlin).

auf den SA. hinweist, ist, dass im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. Präskripte nach der Form *χαίρει* + Vokativ Mode zu werden scheinen. Auch hier postuliert sie wohl mit Recht einen Einfluss des lateinischen Präskripts *salve* + Vokativ, das etwa in den Briefen des Kaisers Marc Aurel an seinen Lehrer Fronto häufig ist und seinerseits zum einen der gesprochenen Sprache nahe stünde, andererseits aber auch an die ältesten Präskriptformen erinnere. Mir scheint ersteres indes die wahrscheinlichere Erklärung zu sein, zumal solche Grußformeln in lateinischen Briefen vielleicht auch schon vor der Fronto-Korrespondenz begegnen, jedenfalls, wenn der Sender ganz bewusst einen kolloquialen Ton anschlagen und den Brief an die Stelle des unmittelbaren Gesprächs treten lassen möchte. So findet sich schon in einem Brief des Kaisers Augustus an seinen Enkel Gaius Caesar anlässlich seines eigenen 63. Geburtstages (nach unserer Zählweise), an dem sein Enkel offenkundig nicht anwesend sein konnte,⁵ der Gruß *ave, mi Gai*. Auch die folgende Bezeichnung des Adressaten als *meus asellus iucundissimus* und die Beteuerungsformel *me Dius fidius* sollen wohl an gesprochene Sprache erinnern. Möglicherweise war ein derart informeller Gruß aber nur gegenüber einem in der sozialen Hierarchie niedriger stehenden Adressaten statthaft (Fronto eröffnet umgekehrt nie einen Brief an Marc Aurel in dieser Form!).

Wo die Verfasserin den „sicheren Boden“ der Papyrologie verlässt und sich den nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt überlieferten „literarischen Briefen“ zuwendet, vermögen ihre Beobachtungen und Argumente nicht mehr durchgängig im selben Maße zu überzeugen; dies betrifft vor allem das erste Kapitel („The Development of the Ancient Letter“):

S. 24-27 beschäftigt sich SA. im Rahmen eines Überblickskapitels über die Entwicklung des antiken Briefwesens mit der komplexen Frage der Unterscheidung zwischen literarischen und nicht-literarischen Briefen: SA. bemerkt zunächst, dass es eine Unterscheidung zwischen literarischen und nicht-literarischen Briefen in der Antike nicht gegeben habe, die Bezeichnung „literarischer Brief“ sei eine moderne Klassifikation, die Philologen denjenigen Briefen gegeben hätten, die in der Antike als „pieces of literature“ gesammelt und im Mittelalter weitertradiert worden seien. Diese Argumentation ist schon in sich widersprüchlich, denn SA. gibt ja selbst zu, dass in der Antike eben schon Briefe als literarische Werke (in rezeptionsästhetischem Sinne) gesammelt und publiziert wurden, insofern also zumindest implizit als literarische Briefe be-

⁵ Vgl. Imp. Aug. epist. frg. 22 MALCOVATI (= Gell. 15,7,3): IX. Kal. Octobris. Ave, mi Gai, meus asellus iucundissimus, quem semper me Dius fidius desidero, cum a me abes. Set praecipue diebus talibus, qualis est hodiernus, oculi mei requirunt meum Gaium ... Zu den Briefen des Augustus siehe Anm. 14.

trachtet wurden. Und auch explizite Aussagen, in denen eine Unterscheidung zwischen literarischen und nicht-literarischen Briefen zumindest angedeutet wird, lassen sich durchaus finden, man denke z.B. an Plin. epist. 1,10,9: *Nam dstringor officio, ut maximo sic molestissimo: sedeo pro tribunali, subnoto libellos, conficio tabulas, scribo plurimas sed inlitteratissimas litteras.* Des Weiteren verharret SA. mit ihrer einseitig rezeptionsästhetischen Auffassung vom literarischen Brief forschungsgeschichtlich auf dem Stand des zwar verdienstvollen und nach wie vor lesenswerten, aber doch recht betagten RE-Artikels „Epistolographie“ von Johannes SYKUTRIS.⁶ Hier fehlt einiges an neuerer Forschung, worauf ich an dieser Stelle nicht im Einzelnen eingehen kann,⁷ doch hätte SA. gut daran getan, zumindest Hartmut WULFRAMS Entwurf einer „kommunikativ-medialen Briefftypologie“ zur Kenntnis zu nehmen, in der gleichermaßen rezeptions- als auch produktionsästhetische Aspekte der Literarizität von Briefen berücksichtigt werden, und die eine Typologisierung von Briefen in einem Spektrum vom zufällig gefundenen Papyrusbrief bis hin zur von vorneherein kunstmäßig verfassten Buchepistel ermöglicht. Im Ergebnis plädiert WULFRAM für die Klassifikation von Briefen zunächst als „kommunizierende“ und „fingierte Briefe“ und dann jeweils als „private“ und „öffentliche“ Briefe; „öffentliche“ Briefe – seien sie „kommunizierend“ oder „fingiert“ – können dann „halb-literarisch“, d.h. außerhalb einer Sammlung in Buchform einzeln kursierend, oder „literarisch“, d.h. in einem Epistelbuch veröffentlicht, sein, wobei „(halb-) literarische kommunizierende Briefe“ eine „Vergangenheit als private Gebrauchsform“ haben können.⁸ Es muss wohl kaum darauf hingewiesen werden, dass gerade die medialen Aspekte von WULFRAMS Überlegungen für SA.s Studie großes Anknüpfungspotential geboten hätten: Die Frage, wie literarische Briefe ihren Lesern jeweils dargereicht wurden, in Sammlungen in Buchform oder als einzelne Stücke, und ob dies von ihren Autoren so beabsichtigt war (Plinius d.J.?) oder erst postum geschehen ist (Cicero?), und wie man sich diesen Publikationsprozess jeweils vorstellen muss, hätte ja auch einen durchaus relevanten materialen Aspekt des antiken Briefwesens berührt.

Auch im folgenden Überblick zu den literarischen bzw. fiktionalen Briefen in der griechischen und lateinischen Literatur fällt eine gewisse Nachlässigkeit in der Präsentation des Forschungsstands auf. So nennt SA. S. 25 mit Anm. 125

⁶ J. SYKUTRIS: Art. Epistolographie, in: RE Suppl. 5, Stuttgart 1931, Sp. 185-220.

⁷ Ein guter Überblick zur Forschungsgeschichte ist z.B. zu finden in B. CONRING: Hieronymus als Briefschreiber. Ein Beitrag zur spätantiken Epistolographie, Tübingen 2001, S. 17-35.

⁸ Vgl. H. WULFRAM: Das römische Versepistelbuch. Eine Gattungsanalyse, Berlin 2008, S. 36-51. Auf S. 51 fasst WULFRAM seine Typologie sehr schön in Form eines Schaubildes zusammen. Auch wenn der Titel von WULFRAMS Bielefelder Habilitationsschrift es vielleicht nicht nahelegt, ist sie für das römisch-antike Briefwesen insgesamt grundlegend und sollte in einem Forschungsreferat zu diesem Thema auf keinen Fall fehlen.

die *Epistulae morales* Senecas als Beispiel für Abhandlungen, die nur der Form nach Briefe seien, und behauptet en passant, dass ihr Adressat Lucilius eine fiktive Figur sei; dabei ist das durchaus strittig und es spricht einiges dafür, dass Lucilius eine historische Persönlichkeit war, was unter anderem dadurch gestützt wird, dass Seneca ihm auch die Schriften *De providentia* und die *Naturales quaestiones* gewidmet hat.⁹ Insofern ist wohl auch die Frage des „Briefcharakters“ der *Epistulae morales* etwas differenzierter zu beurteilen.

S. 27-40 geht SA. dann auf den Privatbrief ein. Dieses Kapitel ist hier nach meinem Empfinden ungünstig platziert: Die Frage, was ein Privatbrief ist (etwa im Gegensatz zum Amtsbrief), hätte vor der Frage nach der Unterscheidung von literarischen und nicht-literarischen Briefen erfolgen müssen, vielleicht in Verbindung mit der Darstellung der Entwicklung des Amtsbriefes, die bereits S. 6-16 erfolgt ist. Die Frage der Unterscheidung von Amts- und Privatbriefen erfolgt dann erst viel später und auch dort eher oberflächlich (S. 65-70).¹⁰ Andererseits scheint SA. hier auch (noch) kein Definitionsproblem zu sehen, sondern steigt einfach mit der Feststellung ein, dass Privatbriefe im Hellenismus nicht als Literatur betrachtet worden seien und die ersten Privatbriefe, die den Rang von Literatur gehabt hätten, die Briefe Ciceros gewesen wären, die von dessen Sekretär und Freigelassenen Tiro veröffentlicht worden seien. Dass die Publikation von Privatkorrespondenzen ein genuin römisches Phänomen ist,

⁹ Vgl. dazu z.B. U.G. HAMACHER: Senecas 82. Brief an Lucilius. Dialektikkritik illustriert am Beispiel der Bekämpfung des *metus mortis*. Ein Kommentar, München/Leipzig 2006, S. 42-46 oder T. LEMMENS: *Tecum sunt quae fugis*. Senecas 104. Brief an Lucilius. Ein Kommentar. Interpretation und Ausblick, Wien 2015, S. 32-38. Die Nichtberücksichtigung der Arbeit von LEMMENS soll SA. aber nicht angelastet werden, da sie Publikationen, die seit Juni 2015 erschienen sind, nicht mehr berücksichtigen konnte (S. 3).

¹⁰ SA. lehnt zwar mit guten Gründen die Kategorie „Geschäftsbrief“ ab (S. 66-67), weiß aber für die Unterscheidung von Privat- und Amtsbrief kein wirklich überzeugendes Kriterienraster zu formulieren: Die Unterscheidung solle auf dem Inhalt („content“) basieren, dabei gesteht sie selbst ein, dass dieses Kriterium spätestens in Korrespondenzen zwischen Personen, die sowohl amtliche als auch private Beziehungen haben, oft nicht mehr richtig funktioniert (S. 67-68). Dabei hätte das Rad hier gar nicht neu erfunden werden müssen: Ein Modell zur Beschreibung von Wesen und Gattungsscharakter des Privatbriefes entwirft etwa P. BÜRGEL: Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50 (1976), S. 281-297. Vielleicht noch etwas hilfreicher in der Frage der Differenzierung zwischen verschiedenen Briefsorten ist K. ERMERT: Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifizierung, Tübingen 1979, S. 66-125, der Differenzierungskriterien für Briefsorten aus unterschiedlichen Handlungsbereichen ableitet und eine private und eine offizielle Handlungsdimension unterscheidet. Als entscheidend hierfür sieht er die Rollen, in denen sich Sender und Adressat in einer brieflichen Kommunikationssituation bewegen; je nachdem, ob keiner, einer oder beide Briefpartner als Privatperson oder als Funktionsträger auftreten, unterscheidet er zwischen privaten, halboffiziellen und offiziellen Briefen.

trifft zu, nur ist die Angelegenheit etwas komplizierter: Zunächst haben die Cicero-Korrespondenzen mit den – allerdings jeweils sowohl in ihrer Echtheit als auch hinsichtlich ihrer Publikationsbedingungen hochgradig umstrittenen – Briefen des älteren Cato und der Gracchen-Mutter Cornelia durchaus potentielle Vorläufer.¹¹ Dann sind auch die Umstände der Publikation der Cicero-Korrespondenzen viel weniger klar, als SA. anzunehmen scheint: Die Annahme der Herausgeberschaft Tiros hängt letztlich an nur zwei eher uneindeutigen Stellen in den Cicero-Briefen¹² und kann unmöglich für alle überlieferten oder zumindest belegten publizierten Cicero-Korrespondenzen angenommen werden.¹³ Problematisch ist dann aber die Behauptung, dass im Gefolge der Cicero-Briefe die Publikation von Privatbriefsammlungen von Mitgliedern der politischen und intellektuellen Elite Roms zugenommen hätte, was dann mit dem Beispiel Plinius' d.J. illustriert wird. Zwischen Ciceros und Plinius' schriftstellerischer Tätigkeit liegen immerhin rund eineinhalb Jahrhunderte, sodass hier doch eine literaturhistorische Lücke klafft, auf die man zumindest hinweisen muss. Hier hätte SA. z.B. auf die Privatbriefe des Kaisers Augustus ver-

¹¹ Die postume Publikation der Briefe des älteren Cato an seinen Sohn Marcus aus dem Familienarchiv hält für bewiesen F. LEO: *Geschichte der römischen Literatur*. Bd. 1, Berlin 1913, S. 280 mit Anm. 3. Skeptisch dagegen ist P.L. SCHMIDT: *Catos Epistula ad M. filium und die Anfänge der Römischen Briefliteratur*, in: *Hermes* 100 (1972), S. 568-576, hier v.a. S. 575-576. Für sicher echt und in Buchform publiziert halten die Cornelia-Briefe M. SCHANZ/C. HOSIUS: *Geschichte der römischen Literatur*. Bd. 1, München ⁴1927, S. 217-219. Skeptisch dagegen H.U. INSTINSKY: *Zur Echtheitsfrage der Brieffragmente der älteren Cornelia, Mutter der Gracchen*, in: *Chiron* 1 (1971), S. 177-189.

¹² Zum Einen Cic. epist. 16,17,1 (*ad Tironem*): *Video, quid agas: tuas quoque epistolas vis referri in volumina*. Cicero bezieht sich hier auf einen – nicht überlieferten – Brief Tiros, vielleicht geht es um eine von Tiro geplante Briefsammlung, in die Tiro auch seine Briefe an Cicero oder Ciceros an ihn aufgenommen haben wollte, so z.B. WULFRAM, *Versepistelbuch*, S. 20 mit Anm. 63. Zum Anderen Cic. Att. 16,5,5: *mearum epistularum nulla est συναγωγή, sed habet Tiro instar septuaginta, et quidem sunt a te quaedam sumendae. eas ego oportet perspiciam, corrigam; tum denique edentur*. Die Frage, ob diese συναγωγή mit irgendeiner der auf uns gekommenen Briefsammlungen (*Ad familiares*, 13?) zu identifizieren ist, ist aber nicht mit letzter Sicherheit zu beantworten, vgl. WULFRAM, *Versepistelbuch*, S. 31.

¹³ Hier sind natürlich vor allem die Atticus-Briefe zu nennen, die wohl erst in neronischer Zeit veröffentlicht worden sein können, vgl. dazu z.B. WULFRAM, *Versepistelbuch*, S. 31 mit Anm. 70. Auch für die übrigen Sammlungen gilt aber, dass wir über die Umstände ihrer Veröffentlichung keine belastbaren Informationen haben, ihre (überhaupt recht schwache) Rezeption beginnt erst in den späten 30er-Jahren des 1. Jahrhunderts mit einem Zitat aus Cassius Cic. epist. 15,9,4 bei Sen. suas. 1,5; dieses liefert aber auch lediglich für das 15. Buch *Ad familiares* einen *terminus ante quem*, denn die Zusammenfassung der 16 zunächst separat kursierenden Bücher zu einer Sammlung erfolgte vermutlich erst in der Spätantike, vgl. SCHANZ/HOSIUS: *Geschichte der Römischen Literatur*, S. 483 u. 485-486. WULFRAM, *Versepistelbuch*, S. 31.

weisen können, die zwar nur fragmentarisch auf uns gekommen sind, im 1. und 2. Jahrhundert aber offenkundig eine recht beliebte Lektüre waren.¹⁴

Eine Folge der Tatsache, dass SA. kein klares Kriterienraster erarbeitet hat, um Privat- und Amtsbrief voneinander zu unterscheiden, ist, dass im Folgenden gelegentlich die Ebenen verschwimmen: So verweist sie im Kontext einer an sich zutreffenden Beschreibung möglicher Funktionen von Privatbriefen in der römischen Gesellschaft – etwa Ausdruck von Freundschaft und Sympathie, intellektuelle Selbstdarstellung, Pflege politischer Beziehungen in einem räumlich wachsenden Reich – auf die Korrespondenz zwischen Plinius d.J. und Kaiser Trajan (S. 30-31, derselbe Fehler auch schon S. 27), aber bei den Briefen des sog. zehnten Buchs der Pliniusbriefe handelt es sich nicht um Privatbriefe, sondern ganz evident um Amtsbriefe: Plinius und Trajan kommunizieren hier nicht als Individuen, die in irgendeiner privaten Rolle miteinander interagieren, sie weisen sich wechselseitig amtliche Rollen zu.¹⁵ Im Übrigen hat Plinius d.J. die Korrespondenz wohl auch nicht, wie SA. S. 27 meint, selbst publiziert: Das sog. zehnte Buch ist vermutlich erst postum veröffentlicht worden (auch dieser Fehler ist wieder ein Ergebnis unzureichender Berücksichtigung neuerer Forschung außerhalb der Papyrologie).¹⁶

Den angesprochenen Mängeln vor allem im ersten Kapitel zum Trotz habe ich das Buch mit Gewinn gelesen und würde es allen an der antiken Epistolographie Interessierten, die wie der Rezensent (noch) über keine vertieften papyrologischen Fachkenntnisse verfügen, zur Lektüre empfehlen. Der Rezeption des Buches wird es zugutekommen, dass es unter einer Creative-Commons-Lizenz

¹⁴ Die Fragmente der Privatbriefe des Augustus sind – wenn auch leider nicht in überzeugender Weise von den Fragmenten der Amtsbriefe geschieden – ediert bei H. MALCOVATI: *Imperatoris Caesaris Augusti Operum Fragmenta*, Turin ⁵1969 (= ⁴1967), S. 6-50. Der bislang beste Kommentar der Fragmente ist P. CUGUSI: *Epistolographi Latini minores*, Bd. 2,2. *Commentarium criticum*, Turin 1979, S. 390-449. Eher oberflächlich kommentiert, aber dafür mit deutscher Übersetzung sind die Fragmente auch in K. BRINGMANN/D. WIEGANDT: *Augustus. Schriften, Reden und Aussprüche*, Darmstadt 2008, S. 33-100 zu finden (auch hier keine Differenzierung zwischen Privat- und Amtskorrespondenz). Die Publikation von Briefen des Augustus in einem *liber* ist zumindest im Falle der Briefe an den Enkel Gaius Caesar belegt durch Gell. 15,7,3: *nocte quoque ista proxima superiore, cum librum epistularum divi Augusti, quas ad Gaium nepotem suum scripsit, legeremus...*. Auch Quintilian scheint dieses Buch schon zu kennen, vgl. Quint. inst. 1,6,19: *sed Augustus quoque in epistulis ad C. Caesarem scriptis*. Für eine Reihe von weiteren Adressaten innerhalb der kaiserlichen Familie sowie Vergil, Maecenas, Horaz und den Triumvirn Marcus Antonius scheint eine Publikation von Briefen wenigstens plausibel.

¹⁵ Siehe Anm. 10.

¹⁶ Vgl. WULFRAM: *Versepistelbuch*, S. 425.

veröffentlicht wurde und über die Homepage des De Gruyter-Verlags kostenfrei zugänglich ist.

Henning Ohst
Universität Leipzig
Institut für Klassische Philologie und Komparatistik
Beethovenstraße 15
D-04107 Leipzig
E-Mail: ohst@saw-leipzig.de

Luca DI FRANCO, I rilievi ‚neoattici‘ della Campania. Produzione e circolazione degli ornamenta marmorei a soggetto mitologico, *Studia Archaeologica* 219. Rom: „L’Erma“ di Bretschneider 2017, 393 S., 155 s/w-Abb. mit online publiziertem Katalogteil

Die vorliegende Monographie ist einem ‚Klassiker‘ des römischen Ausstattungsluxus gewidmet: den figürlichen Reliefs und reliefierten Geräten aus Marmor, wie sie in der späten Republik und der frühen bis mittleren Kaiserzeit zahlreich im öffentlichen Raum, vor allem aber in den reichen Wohnsitzen der römischen Mittel- und Oberschicht verwendet worden sind. Auf der Grundlage intensiver Magazin- und Archivstudien entstand die vorliegende Monographie als Dissertation an der Università di Napoli Federico II unter der Betreuung von Carlo Gasparri und Carmela Capaldi (abgeschlossen 2016).

Nach einer kurzen Bemerkung zur Forschungsgeschichte und den Zeitgrenzen (S. XVIII f. XXI vgl. 309) benennt der Verfasser die maßgebliche Richtung seiner Beschäftigung mit den mythologischen Figuren und Darstellungen der ‚neuattischen‘¹ Bilderwelt: nicht den ursprünglichen Kern der Figurentypen zu ermitteln, sondern vielmehr deren Darstellungsweisen und Auswahl zu untersuchen (S. XVIII). Ziel des Buches ist es einerseits der Forschung neues Material zugänglich zu machen; andererseits sollen das ermittelte Figurenrepertoire analysiert werden sowie die funktionalen und soziokulturellen Charakteristika des Neuattischen im Untersuchungsgebiet durch Überlegungen zu Herstellung, Verbreitung, Funktionen und Anlässen herausgearbeitet werden (S. XXIV).

Der umfangreiche erste Teil der Studie („i temi iconografici“) beschäftigt sich ausführlich mit der Figurenwelt, die die im Katalog versammelten Reliefs und Reliefobjekte aufweisen. In dichter Folge reihen sich 28 Einzelabschnitte aneinander, von denen jeder ein Figurentheme beziehungsweise einen einzelnen Figurentypus behandelt. Die Gliederung erfolgt anhand allgemeiner thematisch-formaler Anhaltspunkte (vgl. S. XIX) und ordnet das Material in stehende und sitzende Gottheiten (S. 3-62), Gottheiten in Bewegung (S. 63-108; dort sind die meisten bacchischen Szenen zu finden), Personifikationen (S. 109-135),

¹ Zur Forschungsgeschichte vgl. M. D. Fullerton, Atticism, Classicism, and the Origins of Neo-Attic Sculpture, in: O. Palagia – W. Coulson (Hgg.), *Regional Schools in Hellenistic Sculpture. Proceedings of an International Conference Held at the American School of Classical Studies at Athens, March 15-17, 1996* (Oxford 1998) 93; *Enciclopedia dell’arte antica Sec. Suppl. Bd. III* (Rom 1995) 893-896 s.v. „Neoatticismo“ (H.-U. Cain) sowie D. Maschek, *Figur und Ornament. Das Tänzerinnenmonument von der Via Prenestina und die Produktion von Architekturdekor im römischen Suburbium des 1. Jahrhunderts v. Chr.*, *ÖJh* 77, 2008, 189 Anm. 2 für Kritik am Begriff.

Heroen und Mythenszenen (S. 137-168)² sowie Bilder des Tanzes (169-181). Am Ende steht ein Anhang zu Philosophen- und Dichterdarstellungen (S. 183-193). Die einzelnen Abschnitte beinhalten eine Beschreibung und eingehende Einordnung der jeweiligen Figur auf der Grundlage von älteren parallelen Darstellungen und den engverwandten neuattischen Repliken, die zu Anfang der Einträge übersichtlich als Liste präsentiert und ebenfalls detailliert beschrieben werden.³

Der zweite Teil des Buches behandelt die Verwendungskontexte der Reliefs und Reliefobjekte und kann sich auf die vielerorts günstige Überlieferungssituation und die Archiv- und Magazinstudien des Verfassers stützen. Mit Ausnahme der schlecht dokumentierten Fundorte Capua und Sessa Aurunca, die, da unergiebig, verständlicherweise ausgeklammert werden (S. 195), arbeiten sich die ausführlichen Kontextbetrachtungen entlang der Küstenlinie von Süden nach Norden vor, beginnend mit der Villa vom Capo di Massa und ihrem gegen 100 n. Chr. entstandenen Reliefzyklus (Kat. 1-5), über die Villa von San Marco in Stabiae mit dem von Pan und den Nymphen bevölkerten Volutenkrater (Kat. 6) zu den reichen Stadthäusern in Pompeji und weiter bis Cumae, sodann nach Capri und in das Hinterland nach Calvi Risorta / Cales.

Das dritte Kapitel „Le produzioni“ betrachtet die im Katalog dokumentierten Werke unter stilistischen Aspekten, um sich den Fragen nach der Verbreitung und Entwicklung des Neuattischen in Kampanien sowie nach den Werkstätten zu widmen. Nach einer methodischen Vorbemerkung (S. 273-277 vgl. S. XXI), in der u.a. das Arbeiten mit Gipsabgüssen betont wird,⁴ werden stilistisch einheitliche Gruppen nach ihrem Entstehungshorizont gebildet, beschrieben und allgemein kulturhistorisch kontextualisiert. Wiederholt erscheinen mehrere Stücke als Erzeugnisse desselben Produktionszusammenhangs, etwa in Herkulaneum der Relieftondo Nr. 30 und das Telephosrelief Kat. 23 (S. 287), bzw. die hochformatigen Reliefplatten mit archaischen Göttern (S. 292 Kat. 24-27) ebendort oder z.B. der spätflavisch-trajanische Reliefzyklus aus der Villa vom Capo di Massa (S. 300f. Nr. 1-5).

² Darunter z.B. die bekannten Reliefwerke mit der Heilung des Telephos aus Herkulaneum (Kat. 23), dem Paris-Urteil (Kat. 75) sowie mit Orpheus und Eurydike. Zu diesem letztgenannten Relief s. nun den gleichzeitig erschienenen Artikel von S. Böhm, Die Dreifigurenreliefs und ihre klassischen Originale, *JdI* 132, 2017, 187-223.

³ In mehreren Fällen werden dabei auch wenig bekannte Bruchstücke im Kunsthandel berücksichtigt, so etwa S. 24 Nr. 6 Anm. 125; 112 Nr. 4 Anm. 611.

⁴ Vgl. C. Landwehr, Die antiken Gipsabgüsse aus Baiae. Griechische Bronzestatuen in Abgüssen römischer Zeit, *AF* 14 (Berlin 1985).

In der Zusammenfassung (S. 309-322) greift der Verfasser die zu Anfang dargelegten Aspekte der Produktion und Verwendung der neuattischen Reliefs wieder auf. Zunächst wird der Begriff des ‚dekorativen Bildes‘ relativiert (S. 312)⁵ und der Zusammenhang von Ausstattung und Nutzung in den Fokus gerückt (S. 310-315); dann wird auf die typischen Aufstellungssituationen im privaten und öffentlichen Bereich eingegangen und die ermittelten Indizien für eine direkte Beeinflussung der Gestaltung durch den Auftraggeber resümiert (S. 319, vgl. 312). Der sich typischer Weise an dieser Stelle anschließende Katalog ist als PDF-Datei mit den Seiten 397-500 der Arbeit im Internet abrufbar.⁶ Er ist nach topographischen Gesichtspunkten geordnet und umfasst 65 Reliefplatten, drei Aren, fünf Gefäße, zwei Kandelaber und drei Puteale sowie einen Abschnitt zu unsicheren Zuweisungen (Kat. 74-78).

Dieser Katalog sowie die Besprechung und Abbildung der darin enthaltenen Stücke stellen zweifelsohne das wichtigste Ergebnis der Arbeit dar und legitimieren die erneute Beschäftigung mit der neuattischen Bilderwelt vollauf, die in den letzten Jahrzehnten bereits intensiv studiert worden ist und als sehr gut erforscht gelten kann.⁷ Hintergrund ist die sehr gut gewählte regionale Perspektive des Buches, das als Materialgrundlage erstmals die erhaltenen Zeugnisse entsprechender Reliefs und reliefierter Marmorgeräte aus Kampagnien – genauer: den Stätten am Golf von Neapel und wichtigen Fundorten im Hinterland – zusammenträgt. Durch Einbezug zahlreicher Archivalien und systematischer Sichtung von Magazinen konnte der Verfasser auch zahlreiche für verloren gehaltene Kontexte wiedergewinnen (vgl. S. XXIf.).⁸ Der Fall zweier (ehemals dreier) marmorner Reliefamphoren aus der Casa di Apollo in Pompeji (S. 298f. Nr. 13. 14 Abb. 90-97) ist gut geeignet, um die Verdienste der Arbeit um solches Material zu verdeutlichen, das bislang kaum zugänglich

⁵ In der Zwischenzeit erschien der Tagungsband von N. Dietrich – M. Squire (Hgg.), *Ornament and Figure in Graeco-Roman Art. Rethinking Visual Ontologies in Classical Antiquity* (Berlin 2018), dessen Beiträge sich hier anfügen ließen (vgl. z.B. den Ansatz von T. Hölscher, *Figürlicher Schmuck in der griechischen Architektur zwischen Dekor und Repräsentation*, S. 37-39).

⁶ <http://www.lerma.it/ErmaWeb/downloads/di_franco_catalogo.pdf>.

⁷ S. z.B. die gattungsbezogenen Arbeiten von H.-U. Cain, *Römische Marmorkandelaber*, *BeitrESkAr* 7 (Mainz 1985); D. Grassinger, *Römische Marmorkratere*, *MAR* 18 (Mainz 1991); T. M. Golda, *Puteale und verwandte Monumente. Eine Studie zum römischen Ausstattungsluxus*, *BeitrESkAr* 16 (Mainz 1997) sowie H. Froning, *Marmor-Schmuckreliefs mit griechischen Mythen im 1. Jh. v. Chr. Untersuchungen zur Chronologie und Funktion*, *Schriften zur antiken Mythologie* 5 (Mainz 1981); O. Dräger, *Religionem significare. Studien zu reich verzierten römischen Altären und Basen aus Marmor*, *RM Ergh.* 33 (Mainz 1994).

⁸ Es zeigt sich aber auch, in wie vielen Fällen eine genaue Herkunft nicht mehr rekonstruiert werden kann – vgl. z.B. S. 221f. (Pompeji). 230f. 245-248 (Herkulaneum). 493-500 Nr. 74-78 (allg. Kampanien).

und bekannt war, obgleich es bereits vor langer Zeit ausgegraben wurde: So galten die marmornen Reliefamphoren aus dem Weihegeschenk eines Chio im Dianaheiligtum von Nemi als „die einzigen bislang bekannten Marmoramphoren mit Reliefs römischer Zeit“;⁹ mit den Stücken aus der Casa di Apollo steht nun erstmals ein in Stil und Dekorationsweise eng verwandtes Vergleichsbeispiel zur Verfügung, das zudem eine abweichende Funktion und Aufstellung belegt, da durch die Gefäßkörper Wasser in die Brunnenanlage des Stadthauses floss.

Darüber hinaus finden sich an mehreren Stellen interessante Neuigkeiten und Überlegungen, so z.B. zum zeitlichen Verhältnis der marmornen Ausstattungstücke und ihren Aufstellungskontexten (vgl. S. 206. 216. 224. 310) oder bezüglich der Marmorkratere, deren Verwendung als Springbrunnen eventuell einer erst im mittleren 1. Jh. n. Chr. intensivierten Vorliebe geschuldet sein könnte.¹⁰ Erwähnt sei auch, dass mit der Casa di Apollo und wohl auch der Casa di V. Popidius in Pompeji nun erstmals zwei Aufstellungskontexte für Marmorkandelaber in Stadthäusern plausibel gemacht werden können.¹¹ Ferner stammt aus einem anspruchsvollen pompejanischen Stadthaus, der Casa degli Amorini Dorati, auch eine auffällige große Reliefplatte im Hochformat (S. 220 Nr. 15 Abb. 33), wie sie sonst eher für den öffentlichen Raum nachweisbar ist (vgl. 221f. Nr. 24-27; 318f.). Beide Befunde bieten willkommene Belege für die mitunter überraschend ambitionierten Ausstattungselemente einzelner Stadthäuser – zumindest nach dem Erdbeben von 62 n. Chr. – und nicht nur der großen suburbanen Villenanlagen (vgl. S. 315).

Hinsichtlich des ‚Phänomens des Neuattischen‘ kann die Arbeit den etablierten Wissensstand in vielen Punkten bestätigen, so besonders was die Produktionsintensitäten, die verwendeten Vorbilder und die umgesetzten Themen (S. 321) angeht. Es zeigt sich, dass in Kampanien ebenso wie in Italien allgemein die neuattischen reliefgeschmückten Gattungen um die Mitte des 1. Jhs. v. Chr. vermehrt einsetzen und zahlenmäßig stark bis in die augusteische Zeit weiterlaufen. Bereits in julisch-claudischer Zeit ist jedoch ein deutlicher Einschnitt zu verzeichnen, auf den erst im 2. Jh. n. Chr. ein erneuter Schwerpunkt folgt (vgl. S. 278f. 297. 304-306).

Weniger ergebnisreich sind andere Aspekte, so zum Beispiel die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Produktion, Wahl der Ikonographie und

⁹ Zitat M. Bentz, Eine Weihung von Reliefgefäßen im Diana-Heiligtum am Nemi-See, *Boreas* 21/22, 1998/1999, 187.

¹⁰ Siehe S. 269 vgl. S. 255f. sowie D. Grassinger, Römische Marmorkratere, *MAR* 18 (Mainz 1991), 148.

¹¹ S. 216f. Abb. 128-130. 206-209. 412 Nr. 12 – vgl. dagegen Cain a.O. (Anm. 7), 20 mit Anm. 159.

Kontext (vgl. S. XXI). Hier gibt es signifikante Einzelfälle, so besonders in Herkulaneum das Telephos-Relief mit seiner verhältnismäßig seltenen Ikonographie, dessen linke Szene ein zeit- und wohl auch werkstattgleicher Marmortondo aus der Basilica wiederholt (S. 141-145. 234-242 Kat. 23. 30), was möglicherweise eine bewusste Inszenierung des *patronus* der Stadt, M. Nonius Balbus, darstellt.¹² Ein solcher Fall aber ist kaum ausreichend für ein übergreifendes Bild – und es stellt sich zudem die grundsätzliche Frage nach der methodischen Greifbarkeit dieses Gesichtspunkts. Genau in diesem Bereich liegt in den Augen des Rezensenten auch eine Schwachstelle der Arbeit, da mehrfach methodisch hochsensible Aspekte zwar angeschnitten, diese aber verhältnismäßig wenig erörtert und reflektiert werden. Zwei Beispiele seien hier genannt:

Im ersten Kapitel widmet der Verfasser einem Relief mit thronender bärtiger Gottheit aus der Casa di Apollo in Pompeji (S. 9-23 Kat. 9) größere Aufmerksamkeit, das von der Forschung eher wenig beachtet wurde.¹³ Ausgehend von der maßgeblichen Übereinstimmung mit der sitzenden Gottheit auf dem sog. Münchner Weiherelief (Glyptothek Inv. 206) wird als Deutung nicht wie bisher Zeus, sondern Asklepios vorgeschlagen (S. 11. 15-17). Dies respektiert das ikonographisch mögliche Deutungsspektrum der Figur (Asklepios/Serapis/Zeus) und erfolgt fundiert im Rahmen der klassischen ikonographischen Methode – aber es muss kritisch gefragt werden, ob diese Vorgehensweise des diachronen Vergleichs unter den spezifischen Vorzeichen der seriellen und variierenden Produktionsweise von neuattischen Reliefs überhaupt die plausiblen Alternativdeutungen Zeus bzw. Serapis sicher ausschließen kann. Das pompejanische Relief mag sich aus Sicht der vom Verfasser rekonstruierten Typentradition in der Nachfolge u.a. des Münchner Weihereliefs zu Recht als ein „*excerptum, vale a dire la riproduzione selettiva di una composizione che doveva necessariamente comprendere anche la controparte femminile*“ (S. 23) präsentieren – es ist aber ganz offensichtlich mindestens genauso ein eigenständiges ‚neues‘ Bild, das zu anderer Zeit sowie an anderem Ort entstanden und für einen abweichenden Zweck gefertigt worden ist.

¹² S. 238f.; M. P. Guidobaldi, The House of the Telephos Relief in Herkulaneum, in: D. L. Balch – A. Weissenrieder (Hgg.), *Contested Spaces. Houses and Temples in Roman Antiquity and the New Testament*, Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 285 (Tübingen 2012) 311-314. Kritisch zur Frage des Bildprogramms allgemein: N. Zimmermann, Bilder zwischen Erwartungshaltung und Seherfahrung. Zur Frage einer übergeordneten Aussage von Bildkombinationen in Centelles und der spätantiken Kunst allgemein, in: A. Arbeiter – D. Korol (Hgg.), *Der Kuppelbau von Centelles. Neue Forschungen zu einem enigmatischen Denkmal von Weltrang*, Internationale Tagung des Deutschen Archäologischen Instituts im Goethe-Institut Madrid 22.-24.11.2010, *Iberia Archaeologica* 21 (Tübingen 2015) 325-334.

¹³ Die Überlegungen des Verfassers hierzu liegen auch als Aufsatz publiziert vor – s. L. Di Franco, *Un ‚nuovo‘ rilievo con Asclepio in trono dalla casa di Apollo a Pompei*, *RIA* 71, 2016, 51-74.

Zu fragen wäre daher aus Sicht des Rezensenten sowohl grundsätzlich nach den divergierenden Modalitäten des Motivtransfers (der sich keinesfalls ausschließlich auf der Grundlage umfassender/vollständiger ‚Vorlagen‘ vollzog)¹⁴ als auch nach dem Spannungsverhältnis zwischen konstanter Form und veränderbarem Inhalt von Bildern.¹⁵ Die kurzen Äußerungen des Verfassers zur ‚neuattischen Arbeitsweise‘ am Beginn des Buches (vgl. S. XVIII-XX) sowie die knappe Reflexion des ‚gebildeten Zitats‘ an dessen Schluss (S. 310) greifen hier jedoch zu kurz und stehen vor allem parataktisch neben der eigentlichen Analyse.

Ähnlich wenig explizit diskutiert wird auch die komplexe Problematik von Werkstattzuweisungen in Kapitel 3 (S. 273-277 vgl. S. XXI). Zwar betont der Autor zum Beispiel, dass Übereinstimmungen im Reliefträger und auch gemeinsame Fundumstände ein wichtiges Indiz darstellen; dass diese Vorgehensweise aber letztlich die – freilich weiter zu prüfende – Lehre aus dem Problem der Subjektivität von formal-stilistischen Zuschreibungen zieht, wird nicht näher erörtert und der Leser wird mit diesem Problem erst beim Nachschlagen einer Referenz (S. 276 Anm. 17) konfrontiert. Eine etwas ausführlichere Behandlung der Frage, inwiefern methodisch überhaupt das Spektrum einer Werkstatt¹⁶ erfasst werden kann oder inwiefern beispielsweise aus der Verwendung griechischen Marmors eventuell auf Bildhauer aus Griechenland geschlossen werden darf (z.B. S. XXI. 303),¹⁷ hätte die Vorgehensweise des Autors in diesem Kapitel weiter unterstützen müssen.

Sind hiermit die hauptsächlichen Kritikpunkte des Rezensenten benannt,¹⁸ so sei abschließend betont, dass ‚I rilievi ‚neoattici‘ della Campania‘ ein über-

¹⁴ Trotz der schwierigen Befundlage lassen sich Hinweise hierauf nicht allein aus den Bildern selbst gewinnen, sondern auch auf der Grundlage erhaltener Werkstattmodelle, bspw. im Bereich der Toreutik. Vgl. A. Schwarzmaier, Griechische Klappspiegel. Untersuchungen zu Typologie und Stil, AM ErgH. 18 (Berlin 1997), 26-45 (insbes. 28. 34). 54f. 229 sowie demnächst die Dissertation des Rezensenten ‚Reproduktion und Bild‘.

¹⁵ Vgl. diesbezüglich etwa den Band von D. Boschung – L. Jäger (Hgg.), Formkonstanz und Bedeutungswandel, Morphomata 19 (Paderborn 2014) und darin insbes. die Beiträge von D. Mersch (S. 103-123) und L. Jäger (S. 187-205).

¹⁶ Einen Überblick zur Begriffsproblematik ‚Werkstatt‘ bietet S. Nolte, Steinbruch – Werkstatt – Skulptur. Untersuchungen zu Aufbau und Organisation griechischer Bildhauerwerkstätten, Göttinger Forum für Altertumswissenschaft Beih. 18 (Göttingen 2007), insbes. 293-296. Reflexionen zur methodischen Schwierigkeit etwa bei D. Berges, Rundaltäre aus Kos und Rhodos (Berlin 1996), 30 Anm. 71.

¹⁷ Vgl. D. Boschung, Antike Grabaltäre aus den Nekropolen Roms, Acta Berenensia 10 (Bern 1987), 42 mit Anm. 658; 44. 46 bzw. Maschek a.O. [Anm. 1] 189 Anm. 22.

¹⁸ Im Einzelfall wird man diskutieren können, ob bspw. das Relief mit Eros und Hahn Kat. 45 Abb. 155 angesichts des Stils und der fehlenden Seitenrahmen nicht bereits im fortgeschrittenen 1. Jh. n. Chr. entstanden sein dürfte; bzw. ob die mit auffälligen Profilen versehenen Stücke mit Diana (Kat. 7 Abb. 5) und Zeusgeburt (Kat. 43 Abb. 117) nicht streng-

sichtliches, gut lesbares und sehr hilfreiches Werk darstellen. Die Einträge sowohl des Katalogs als auch in den Kapiteln leisten stets ein sorgfältig recherchiertes Referat der von der Forschung erarbeiteten Ansichten und Kontroversen bezüglich der Einordnung und Deutung der Figuren sowie ihrer Vorbilder und Varianten und geben einen fundierten Überblick über die Überlieferungslage und Verwendungen der einzelnen Figuren. Kombiniert mit der interessanten Perspektive der regionalen Nutzung und Herstellung in einer der privilegiertesten Gegenden des römischen Reichs sowie den zahlreichen Stücken, die durch den Autor neu sichtbar gemacht und teilweise rekontextualisiert werden konnten, ergibt sich für Kampanien insgesamt ein sehr viel abwechslungsreicheres und detaillierteres Bild des Neuattischen als zuvor. Zweifelsohne wird die Studie des Autors durch ihre sorgfältige Vorlage des Materials der Forschung ein wichtiges Handbuch zur Ausstattung der Vesuvregion mit ‚dekorativem‘ Bildhauerschmuck sein und lädt zu einer Konfrontation des spannenden kampanischen Materials mit zukünftigen Fragestellungen ein.

Arne Reinhardt, M. A.
Institut für Klassische Archäologie
Marstallhof 4
D-69117 Heidelberg
E-Mail: arne.reinhardt@zaw.uni-heidelberg.de

genommen besser als ‚feste‘ Architektureliefs außerhalb des neuattischen Ausstattungsluxus eingeordnet werden sollten (vgl. hierzu die Beispiele bei P.E.G. Hagenweiler, Römische Ausstattungskunst in Oberitalien. Reliefs von öffentlichen und dekorativen Monumenten, Bjb Beih. 54 [Mainz 2003], Nr. 76 Abb. 93; Nr. 78 Abb. 103; Nr. 80 Abb. 104-106).

Michael TEICHMANN, Mensch und Landschaft im südwestlichen Latium in der römischen Antike. Phoibos Humanities Series 6. Wien: Phoibos Verlag 2017, 234 S., 88 Farbtafeln

Die hier zu besprechende Monographie „Mensch und Landschaft im südwestlichen Latium in der römischen Antike“ stellt die leicht überarbeitete Fassung der Dissertation von Michael Teichmann (im Folgenden T.) dar, die er im Winter 2016/17 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am Institut für Geoarchäologie eingereicht hat. Der Phoibos Verlag strebt mit der Serie „Phoibos Humanities Series“ eine Doppelstrategie an und vertreibt das Werk sowohl als gedrucktes Buch (89 €) wie auch als E-Book (59 €). Möglicherweise erklärt sich so der Verzicht auf einen Index, da das maschinenlesbare E-Book einen solchen theoretisch überflüssig macht. Da der Rezensent mit dem gedruckten Buch gearbeitet hat, fiel das Fehlen eines Indexes doch negativ ins Gewicht.

Auf 175 Seiten plus 88 Farbtafeln hat T. es sich zum Ziel gesetzt „... in einem interdisziplinären Ansatz ... das komplexe Verhältnis des Menschen zur ihn umgebenden Landschaft im südwestlichen küstennahen Latium ...“ zu untersuchen und „... ein möglichst breites Spektrum natur- und geisteswissenschaftlicher Quellen ...“ (S. 11) zu berücksichtigen. Diesem Ansatz verpflichtet bemüht T. ein weites Spektrum an Fragestellungen, Analysemethoden und theoretischen Ansätzen, die er alle anhand des Beispiels des südwestlichen Latiums diskutiert. Das Untersuchungsgebiet reicht von Rom und dem Tiber-tal im Norden bis nach Terracina im Südosten und wird östlich von den Albaner, Lepiner und Ausoner Bergen begrenzt (S. 12 mit Taf. 2). Die Arbeit ist aufgrund der Vielzahl der angesprochenen Methoden und der aufgeworfenen Fragen in ihrer grundsätzlichen Ausrichtung und ihrem Bemühen wegweisend. Gerade in Zeiten, in denen die digitalen Geisteswissenschaften massiv Einzug an den deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen halten, müssen traditionelle und neue methodische Ansätze in einem Nebeneinander am Material erprobt werden. Ein solches Unterfangen, wie T. es unternimmt, ist eine Herkulesaufgabe, da es die sichere Beherrschung vieler verschiedener Disziplinen oder wenigstens deren Grundverständnis erfordert. Dass es sich um keine „klassische“ altertumswissenschaftliche Dissertation aus dem deutschsprachigen Raum handelt, zeigt schon die Verwendung des Harvard-Zitier-Systems, die in den deutschsprachigen Altertumswissenschaften sehr ungebräuchliche Verwendung der ersten Person Singular (S. 12, 14, 69 Anm. 2, 76, 148) und das Fehlen der Vornamen von Forschern im Fließtext, deren Werke nicht zitiert werden (s.u.). Braudel und Crawford mögen noch bekannt

sein, doch bei Watts (S. 69) muss der Leser mutmaßen und länger recherchieren, dass Tracy Watts von der University of California gemeint ist.

Die Untersuchung ist in elf Abschnitte unterteilt. In der „Einleitung“ (S. 11-15) umreißt T. die Intention seiner Arbeit, grenzt grob das Untersuchungsgebiet ein, zählt seine Forschungsfragen auf und äußert sich kurz zu Methode und Struktur der Untersuchung. Schon hier tritt eines der Hauptprobleme der Arbeit zu Tage: Es werden 24 „zentrale Forschungsfragen“ (S. 13-14) aufgeworfen, die T. zu bearbeiten gedenkt. Eine übergeordnete Fragestellung wird nicht formuliert.

Es folgt der Abschnitt „Landschaftsarchäologie in der nationalen und internationalen Forschung“ (S. 17-28), der wohl eine klassische Forschungsgeschichte ersetzt, was angesichts des breiten methodischen Ansatzes der Arbeit sinnvoll ist. T. unternimmt in diesem Abschnitt den Versuch, die Methode der „Landschaftsarchäologie“ als „Supradisziplin“ (S. 28) zur Vereinigung aller anderen Methoden wie Siedlungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Geoarchäologie sowie Archäogeografie (S. 18) zu etablieren. Dafür konzentriert T. sich auf die Entwicklung der „Landschaftsarchäologie“ in der angloamerikanischen, italienischen, niederländischen und deutschen Forschung. T. benennt wichtige Akteure und Strömungen für die Herausbildung der eigenen Methode (bspw. Osbert Crawford, Fernand Braudel, die „New Archaeology“, den „Prozessualismus“ und den „Post-Prozessualismus“), aber lässt die jeweiligen Forscher leider nicht zu Wort kommen, und beruft sich stattdessen auf Sekundärzitate und Zusammenfassungen. Wenn man allerdings wie T. die Forschungstraditionen nachzeichnen will und versucht zu zeigen, dass die eigene Methode eine holistische Vereinigung aller anderen Methoden ist, wäre eine Konsultation der zentralen Untersuchungen der vereinigten Methoden wünschenswert. Deshalb wäre es angeraten gewesen bei einer Beurteilung der methodischen Entwicklung der italienischen „Landschaftsarchäologie“ Süditalien und Sizilien nicht auszublenden. Zu nennen wäre hier beispielsweise Oscar Belvedere, der sich schon in den 1980ern Gedanken über Methoden der „Landschaftsarchäologie“ gemacht hat¹. In der Rezeption angelsächsischer Literatur kommt ein Autor, der sich mit einem solchen Themengebiet befasst, nicht an Susan Alcock oder Joseph Coleman Carter vorbei², die man beide allerdings vergeb-

¹ In Auswahl: O. Belvedere et al. (Hgg.), *Himera*, 3,1. *Prospezione archeologica nel territorio* (Rom 1988) 1-16.

² Nur in Auswahl: S. Alcock, *The More Unusual Dots on the Map: "special-purpose" Sites and the Texture of Landscape*, in: P.G. Bilde – V.F. Stolba (Hgg.), *Surveying the Greek Chora: the Black Sea Region in a Comparative Perspective* (Aarhus 2006) 27-46; S. Alcock – J.F. Cherry (Hgg.), *Side-by-Side Survey: Comparative Regional Studies in the Mediterranean World* (Oxford 2004); J.C. Carter, *The Chora of Metapont* 1-4 (Austin 1998-2012).

lich in T.s Literaturverzeichnis sucht. Die Entscheidung, die niederländischen Forschungen stark in den Fokus zu rücken, ist angesichts des Themas und des Arbeitsgebietes verständlich. Jedoch reicht die Konzentration auf das vorbildliche Groninger „Pontine Region Project“ von Peter Attema³ nicht. Wenigstens die Arbeiten von Gert Burgers und Tesse Stek sollten angesichts des vielfältigen Spektrums der niederländischen Unternehmungen im Bereich der „Landschaftsarchäologie“ Italiens wenigstens Erwähnung finden⁴.

Weiter überrascht es schon, dass T. der deutschsprachigen Landschafts- und Siedlungsarchäologie eine geringe Methodenreflexion unterstellt (S. 28), ohne die methodischen Einlassung bspw. von Hans Lohmann, Johannes Bergemann oder Franziska Lang überhaupt, oder wenn nur sehr peripher, zu besprechen⁵. Wie gewinnbringend eine Beschäftigung mit der historischen Kartographie, die T. komplett ignoriert, sein kann, hätte T. bei einer kritischen Auseinandersetzung mit Lohmann und Bergemann feststellen können. Beide Projekte konnten mit Hilfe historischer Karten und Reiseberichten Informationen zu Landschaftsveränderungen und Wegführung gewinnen, und dadurch eigene Beobachtungen um eine historische Perspektive ergänzen. Eine so grundsätzliche Kritik, wie die von T., verbunden mit dem Versuch der methodischen Begründung einer „Supradisziplin“, verlangt einfach einen Blick über die eigene Forschungsregion hinaus. Selbstverständlich ist es schier unmöglich alle Einlassungen zur „Landschaftsarchäologie“ innerhalb eines zeitlich vernünftigen Rahmens zu überblicken, doch ist es dann angeraten, den eigenen An-

³ Auch von Attema fehlen wichtige Beiträge wie bspw. folgender Sammelband: P. Attema – G. Schörner (Hgg.), *Comparative Issues in the Archaeology of the Roman Rural Landscape: Site Classification between Survey, Excavation and Historical Categories*, JRA Suppl. 88 (Portsmouth 2012).

⁴ Nur in Auswahl: G. Burgers, *Sanctuaries and Rural Expansion in Mid-Republican Italy: A Landscape Archaeological Approach*, in: Ders. – T. Stek (Hgg.), *The Impact of Rome on Cult Places and Religious Practices in Ancient Italy* (London 2015) 157-168; T. Stek, *An Early Roman Colonial Landscape in the Apennine Mountains: Landscape Archaeological Research in the Territory of Aesernia (Central-Southern Italy)*, *Analysis Archaeologica: An International Journal of Western Mediterranean Archaeology* 1, 2015, 229-282.

⁵ Nur in Auswahl: H. Lohmann, *Atene – Forschungen zur Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur des klassischen Attika* (Köln 1993) 7-48; J. Bergemann, *Der Gela-Survey. 3000 Jahre Siedlungsgeschichte in Sizilien* (München 2010) 11-38; F. Lang, *Interdisziplinäre Landschaftsforschungen im westgriechischen Akarnanien. Bericht zu den Kampagnen des Plaghiá-Halbinsel Survey-Projektes 2000–2002*, AA 2007/1, 95-178. Hingegen rezipiert hat T.: H. Lohmann, *Quellen, Methoden und Ziele der Siedlungsarchäologie*, in: A. Vött – T. Mattern (Hgg.), *Mensch und Umwelt im Spiegel der Zeit. Aspekte geoarchäologischer Forschungen im östlichen Mittelmeer* (Wiesbaden 2009) 27-74 und F. Lang, *Zurück nach Arkadien? Möglichkeiten und Grenzen der Landschaftsarchäologie*: M. Heinze et al. (Hgg.), *Zwischen Erklären und Verstehen? Beiträge zur erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretationen* (Münster 2003) 79-95.

spruch realistisch zu formulieren und mit Kritik an anscheinend Unbekanntem zu sparen.

Besonders kritisch ist der dritte Abschnitt „Historischer Überblick“ (S. 29-38) zu sehen, in dem T. sich den antiken Quellen und der historischen Literatur zuwendet: Die so spannende, mythisch konstruierte Verbindung zwischen Latium und Rom anhand der Quellen nachzuzeichnen (S. 29) ist ein methodisch legitimer Ansatz, allerdings sollte wenigstens kurz die Sekundärliteratur⁶ zum Hintergrund des Narrativs der Verbindung zwischen Troja und Rom und den Penaten aus Lavinium als Mittler bemüht werden. Nur so können die Überlieferungen von Livius und Vergil kritisch hinterfragt werden. Da der jährliche Pilgerzug der wichtigsten Beamten und Priester der Stadt Rom nach Lavinium eben auch ein ritueller Akt der (Kult-)Landschaftserfahrung und des symbolischen Verlassens der urbanen Metropole war⁷, wäre wenigstens eine Erwähnung zu begrüßen gewesen.

Ebenso kann es nicht genügen die historische Entwicklung Latiums anhand der Quellen nachzuerzählen (S. 30-38) und als quellenkritisches Hauptkorrektiv die veraltete zweite Auflage von Jochen Bleickens „Geschichte der römischen Republik“ von 1982 (2004 ist die sechste Auflage erschienen) ergänzt um sehr ausgewählte Literatur, zu bemühen. T. versucht sich dieses Methodenproblems zu entledigen: „Eine detaillierte Quellenkritik und eine Diskussion ... können hier nicht vertieft werden.“ (S. 29), doch wäre es dann die elegantere Lösung sich an aktuellen, althistorischen Standardwerken entlang zu arbeiten und diese mit den Quellen zu unterfüttern. So hätte vermieden werden können, dass bspw. die Diskussion um die Landreform der Gracchen mit keinem Wort erwähnt und der Themenkomplex der Latifundien in dem gesamten Buch nicht einmal angesprochen wird, obwohl Landbesitz und -verteilung nach Meinung des Rezensenten wichtige Faktoren bei der Rekonstruktion der landwirtschaftlichen Erschließung einer Region sind.

Auch endet die Geschichte Latiums laut T. anscheinend 69 n. Chr., trotz der Eingrenzung des zeitlichen Rahmens der Untersuchung vom „4./3. Jh. v. Chr. bis zum 3./4. Jh. n. Chr.“ (S. 11). Wiederum zielt die Kritik nicht darauf ab, der Arbeit einen stärkeren „klassischen“ altertumswissenschaftlichen Ansatz aufzuzwingen, doch auch ein kurzer historischer Überblick muss methodisch sauber erarbeitet werden.

⁶ Als griffige Einführung wäre hier bspw. Dupont geeignet gewesen: F. Dupont, *Rome, la ville sans origine* (Paris 2011).

⁷ Zum Pilgerzug und den mythischen „Attraktionen“ im Umland Laviniums siehe: A. Hartmann, *Zwischen Relikt und Reliquie. Objektbezogene Erinnerungspraktiken in antiken Gesellschaften* (Berlin 2010) 235-240.

Ein sehr informativer Teil der Arbeit beginnt mit dem Abschnitt „Erdgeschichtliche Genese und aktuelle Landschaftsformen des Untersuchungsgebiets“ (S. 39-46). Hier beschreibt T. das aktuelle Klima und die Naturräume im Untersuchungsgebiet. Hier sei nur als kleines Monitum anzumerken, dass eine Karte, die die besprochenen Regionen voneinander abgrenzt, praktisch gewesen wäre.

Das folgende Kapitel „Geomorphologische Veränderungsprozesse in und seit der Antike“ (S. 47-66) fasst interessante Beobachtungen aus der Literatur zusammen, um dann zu eigenen geoarchäologischen Untersuchungen überzuleiten. T. hat fünf Aufschlüsse im Untersuchungsgebiet dokumentiert, wobei er die Fundorte sowohl geologisch als auch archäologisch anspricht. Hier seien einige kurze Anmerkungen zur Methode erlaubt:

In diesem Abschnitt fällt zum ersten Mal auf, dass ein Katalog mit Fundstellennummern erstellt wurde, auf die dann im Text verwiesen wird, aber der Katalog selbst ist nicht einmal in Auszügen beigegeben (dazu s.u.). Die angezeigten Keramikfragmente sind alle chronologisch undiagnostisch. Da bspw. das abgebildete Amphorenfragment (Taf. 21) vom Standort Via Laurentina weder ein Fuß, Rand noch ein Henkel ist, erscheint es gewagt, wenn nicht unzulässig, das Fragment aufgrund von „Gefäßform, der Matrix und der Art des Brandes“ (S. 61) als kaiserzeitlich anzusprechen. Auch weitere Keramik mit äußerst langen Laufzeiten, wie das Fragment eines Doliums (S. 62) wird in die späte Republik bis frühe Kaiserzeit datiert, obwohl der Autor selbst die schwierige Datierung solch grober Gefäße betont. Das Kapitel schließt mit zwei kurzen Abschnitten zum römischen Recht bezüglich Landschaftsveränderungen und zum Rohstoffabbau. Auch hier wäre es angebracht gewesen wenigstens zu problematisieren, dass Livius' Überlieferung (Liv. 1,33,9 nicht 1,32,9) des Beginns der Salzgewinnung an der Tibermündung in eine mystische Zeit verlegt wird und keine akkurate chronologische Einordnung darstellt (S. 66). Gerade in diesem Kapitel vermisst der Leser eine Synthese schmerzlich. Hier die eigenen Beobachtungen mit Forschungsergebnissen anderer Wissenschaftler zu verschränken und nicht nur lose nebeneinander zu stellen, hätte die eigenen Ergebnisse sinnvoll in den wissenschaftlichen Diskurs eingebettet.

Das sehr kurze Kapitel „Klima und Witterung in der Antike“ (S. 67-68) fasst den Forschungsstand cursorisch zusammen. Warum nicht die Wechselwirkung Vegetation, Klima und Siedlungsverhalten hier thematisiert oder wenigstens theoretisiert wird, bleibt unverständlich.

Das Kapitel „Antike Landwirtschaft und Nutzung des Untersuchungsgebiets“ (S. 69-96) ist ein stärkerer Abschnitt der Arbeit. Hier gelingt es T. die Themen Ackerbau, Holzwirtschaft, Ölgewinnung, Tierhaltung und Fischfang bzw. -zucht in der römischen Antike recht umfassend zu beleuchten. Das Nebeneinander archäologischer Befunde, ethnologischer Vergleiche, historischer Quellen und naturwissenschaftlicher Untersuchungen wie Pollenanalysen liefert ein ausgewogenes und umfassendes Bild. In diesem Kapitel gibt es folglich wenig zu bemängeln: Polygonalmauerwerk im Zusammenhang mit Hangterrassierungen als chronologisches Indiz für eine republikanische Datierung zu werten (S. 73), ist wenigstens diskussionswürdig. Bei der Ölgewinnung und des von T. besprochenen „erzielbaren Ölertrags“ (S. 76) ist zu berücksichtigen, dass Olivenbäume frühesten nach fünf Jahren die erste Ernte liefern und ihre volle Reife erst nach circa 35 Jahren erreichen, was Olivenbäume auch schon in der Antike zu einem Investitionsgut auf Zeit machte. Daran anschließend wäre auch die Frage nach Veredelung von Olivenbäumen spannend gewesen. Es kann wohl auch erwartet werden, dass im Rahmen einer Dissertation entlegene publizierte Theorien, wie die der „Spontaneous Reforestation“, Erwähnung finden⁸, um wenigstens zu theoretisieren, inwieweit invasive Baum- und Pflanzenarten die Flora in der Antike beeinflusst haben.

Der Abschnitt „Bevölkerungsgeschichte und Demographie: Leben und Sterben im Umland Roms“ (S. 97-109) wendet sich einem sehr komplexen Thema der Altertumswissenschaften zu. Kritisch wägt T. die beiden Traditionen des „High Counts“ und des „Low Counts“ gegeneinander ab und erläutert nachvollziehbar die Herleitungen verschiedener Bevölkerungsschätzungen. Darauf folgt eine Auseinandersetzung mit anthropologischen Forschungsergebnissen und Isotopenanalysen. Zuletzt werden der epigraphische und literarische Befund kursorisch besprochen und anthropologische Studien aus den Vesuvstädten als Vergleiche herangezogen. Der Komplexität und antagonistischen Forschungstendenzen geschuldet, liefert T. keine Lösung in diesem Themenbereich, doch wäre es wünschenswert, wenn T. die Argumente gewichtet und dann selbst Stellung bezogen hätte. Wenige weiterführende Überlegungen seien hier angemerkt: Die geringe Anzahl an Kinderbestattungen⁹ im Suburbium von Rom (S. 101) sind möglicherweise der Tradition der *Suggrundaria* geschuldet¹⁰. Wenigstens zu den als zentrale Befunde behandel-

⁸ Beispielsweise zu finden bei: P. Marty et al., Spontaneous Reforestation in a Peri-Mediterranean Landscape: History of Agricultural Systems and Dynamics of Woody Species, in: É. Fouache (Hg.), *The Mediterranean World Environment and History* (Paris 2003) 179-186.

⁹ Ein sprachlich furchtbarer Missgriff ist übrigens im Kindesalter Verstorbene als „... die es nicht geschafft haben ...“ (S. 107) zu bezeichnen.

¹⁰ Dazu der Rezensent: P. Baas, *Suggrundaria – Ein Zeichen sozialer Distinktion in den Nekropolen des Suburbiums von Rom?*, *Hephaistos* 30, 2013, 135-147.

ten Gräberfeldern Osteria del Curato, S. Vittoriono und Vallerano wäre für eine differenzierte Deutung die Dissertation von Jochen Griesbach hilfreich gewesen¹¹. Denn so hätte T. bemerkt, dass die von ihm behandelten Gräberfelder in zwei Gruppen zerfallen. Einerseits Areale, die zu Gräberstraßen gehören, also theoretisch für jeden erwerbbar Gräber, und andererseits Nekropolen, die auf Privatbesitz lagen. Somit könnten die unterschiedlichen Altersstrukturen zwischen den Bestattungsarealen und der divergierende Gesundheitszustand der Bestatteten mit der jeweiligen sozialen Gruppe, die das Gräberfeld nutzen konnte oder durfte, zusammenhängen. Innerhalb der privaten Gräberfelder waren sehr wahrscheinlich vom Landbesitzer Abhängige bestattet, was beispielsweise die Häufung abnormal verkrümmter Oberschenkelknochen (über 25 %) und die Häufung von Wirbelsäulenarthrose (über 90 %) in der Nekropole S. Vittorino erklären kann. Dort waren fast nur Arbeiter aus dem benachbarten Steinbruch bestattet¹².

Der bemerkenswerte Umstand, dass die Altersangaben auf Inschriften keiner Normalverteilung folgen, sondern durch 5 und 10 dividierbare Zahlen dominieren¹³, wäre im Kontext der Frage nach Altersstrukturen und dem Quellenwert von Inschriften wichtig gewesen. Zusätzlich wäre zur Abrundung der Argumentation ein Blick in die griechische Archäologie eine willkommene Ergänzung gewesen, um wenigstens zu fragen, ob die „Shotgun“-Methode von Mogens Hansen in variiert Form für Rom anwendbar ist¹⁴. Vor allem wäre die dort genannte Anzahl von 150-200 Personen pro Hektar bewohnten Bau- grounds eine weitere Bestätigung der von T. aus anderen Quellen gewonnenen Schätzungen. Doch besondere Bedeutung kommt Hansens Methode bei der Schätzung des Verhältnisses Stadt- und Landbevölkerung zu, da seine Kalkulationen nicht auf historischen und philologischen Quellen basieren, sondern auf den Daten von sieben Surveys. Dadurch wäre ein weiterer methodischer Ansatz vertreten gewesen, dessen Anwendbarkeit für T.s Untersuchungszeitraum eine Prüfung verdient hätte.

Das m.E. zentrale, inhaltlich überzeugendste Kapitel mit großem fachlichen Mehrwert „Quantitative Untersuchungen zum römischen Siedlungswesen“ (S. 111-142) erprobt digitale Methoden an den eigenen Befunden. Nicht erklärt wird,

¹¹ J. Griesbach, Villen und Gräber. Siedlungs- und Bestattungsplätze der römischen Kaiserzeit im Suburbium von Rom (Rahden 2007) 96, 102.

¹² Dazu: Baas (a.O.) 141.

¹³ W. R. Macdonell, On the Expectation of Life in Ancient Rome, and in the Provinces of Hispania and Lusitania, and Africa, *Biometrika* 9/3-4, 1913, 367, 378. Dazu: K. Hopkins, On the Probable Age Structure of the Roman Population, *Population Studies* 20/2, 1966, 245-264.

¹⁴ M. Hansen, *The Shotgun Method: The Demography of Ancient Greek City-State Culture* (London 2006).

warum das Untersuchungsgebiet für diesen Abschnitt verkleinert wurde (Vergleiche Taf. 2 mit Taf. 52). T. diskutiert die Anwendungsmöglichkeiten von Kostendistanzanalysen, predictive modelling, Präferenzfaktorenanalyse, Kerndichteanalysen und Sichtfeldanalysen. Dabei geht er schonungslos mit den Methoden ins Gericht und arbeitet so nachvollziehbar ihre Stärken und Schwächen heraus. Besonders beeindruckend für eine altertumswissenschaftliche Arbeit ist T.s Umgang mit statistischen Daten: T. bemüht die gängigen statistischen Begriffe wie Standardabweichung, Cluster und Mediane und wendet die mathematisch korrekten Werkzeuge zu Bewertung und Bereinigung der eigenen Daten an, die häufig so schmerzlich in archäologischen Arbeiten vermisst werden. Dadurch gelingt es ihm, seinen Daten einen gesteigerten Erkenntniswert abzurufen. Dabei demonstriert T. immer wieder ein Problembewusstsein in Bezug auf die Methode und die Datengrundlage. Dieses Kapitel hätte viel stärker in den Vordergrund gerückt werden und alle vorherigen immer in Bezug zu diesem Abschnitt gesetzt werden müssen. Die Beschreibungen der Methoden haben im positivsten Sinne verbindlichen Handbuchcharakter und T. demonstriert, dass kein landschaftsarchäologisches Projekt an diesen Werkzeugen vorbei kommt. Besonders die Kerndichteanalysen (Taf. 79-86), die Hot-Spots menschlicher Aktivität aufdecken, sind, da es sich um statistisch bereinigte Daten handelt, ungemein spannend. Hier hätte T. noch intensiver die identifizierten Mikroregionen untersuchen und seine vorherigen Feststellungen zu Ökologie, Geologie, Siedlungsarchäologie und Landwirtschaft kleinteiliger fokussieren müssen, statt dies nur auf wenigen Seiten zu tun (S. 140-142, 146). Ein solches Vorgehen hätte der Arbeit den methodisch verbindlichen Charakter verliehen den T. anscheinend anstrebt.

Leider gibt es auch in diesem Abschnitt wenige methodische Wermutstropfen: Bei Kostendistanzanalysen ist stets zu bedenken, dass diese von der Software nur in eine Richtung durchgeführt werden, außer man modifiziert die Prozessierung. Sichtfeldanalysen sind m.E. als umfassende Kartographierungsgrundlage wenig zielführend. Punktuell ist es sinnvoll, die Sichtmöglichkeiten zwischen zwei Punkten (bspw. Siedlung und Heiligtum) zu untersuchen, doch die Sichtbezüge von Villen sind bestenfalls, wie T. selbst betont (S. 142), als Tendenzen zu deuten. Insgesamt wären in diesem Kapitel das breite Oeuvre von Philip Verhagen und Axel Posluschny für methodische Fragen zu konsultieren gewesen¹⁵.

¹⁵ In Auswahl: P. Verhagen et al., *The Long and Winding Road: Combining Least Cost Paths and Network Analysis Techniques for Settlement Location Analysis and Predictive Modelling*, in: E. Graeme et al. (Hgg.), *Archaeology in the Digital Era: Papers from the 40th Annual Conference of Computer Applications and Quantitative Methods in Archaeology (Amsterdam 2013)* 357-366; Ders., *On the Road to Nowhere? Least Cost Paths, Accessibility and the Predictive Modelling Perspective*, in: F. Contreras et al. (Hgg.).

Die „Datenkategorien und funktionalen Indikatoren“ (S. 123-130) wirken etwas oberflächlich. Zu behaupten „Vernice nera“ sei „eine Schwarzfirnisware, die in Italien ab dem späten 4. Jh. v. Chr. vornehmlich bis zur Mitte des 1. Jh. v. Chr. ... produziert wurde.“ (S. 123) ist doch arg vereinfachend. Ebenso ist die Terra Sigillata mit einfachen Mitteln besser zu datieren als italische TS entspricht früher Kaiserzeit und afrikanische TS steht für eine späte Datierung (S. 124). Zwar mag gerade bei älteren Fundpublikationen keine genaue Einordnung möglich sein, aber neuere Materialvorlagen ermöglichen eine viel feinere chronologische Gliederung, die Auswirkungen auf die erhobenen Daten gehabt hätte. Wenigstens hätte die recht grobe chronologische Materialeinordnung besser begründet werden müssen.

Markant fällt hingegen ins Gewicht, dass nicht einmal ein knapper Katalog oder eine gekürzte, auf die zentralen Befunde reduzierte, Liste der 2268 Fundstellen (laut Addition der Angaben auf S. 137) vorhanden ist. Eine solch bemerkenswerte Sisyphusarbeit gewinnt durch Publikation ungemein an Wert und ermöglicht eine Nachvollziehbarkeit der Datengrundlage, respektive eine Überprüfung. Das angeführte Argument der unklaren Rechtsgrundlage bei wenigen unpublizierten Fundstellen (S. 153) und statt eines Kataloges eine unaufbereitete Liste der Literatur, aus der die Fundstellen extrahiert wurden, anzufügen (S. 153-155) genügt leider nicht. Die Verweise auf die Fundstellennummern (S. 64-65, 139) sind dann jedoch absolut überflüssig.

Es folgt die „Schlussbetrachtung“ (S. 143-148), in der alle Einzelkapitel nochmals referiert werden. Der sehr prosaische „Epilog“ (S. 148), der mit „Rom wurde nicht an einem Tag erbaut und alle Straßen führten nicht schon immer nach Rom. Die Via Appia wurde nicht an einem Tag gepflastert.“ beginnt, hätte T. sich m.E. sparen können. Leider wird auch in der Schlussbetrachtung kein Versuch einer Synthese oder eines Fazits unternommen. Statt in weiten Teilen, auch noch unvollständig, Literatur zu referieren, wäre eine übergeordnete Fragestellung – und nicht 24 Einzelfragen –, auf die in jedem Kapitel mit Hilfe der eigenen Daten Bezug genommen wird, viel gewinnbringender gewe-

Fusion of Cultures. Proceedings of the 38th Annual Conference on Computer Applications and Quantitative Methods in Archaeology, BAR Int. Series 2494 (Oxford 2013) 383-389; A. Polsuschny, Sehen und gesehen werden – Sichtbarkeitsanalysen als Werkzeug archäologischer Forschungen, in: D. Krausse (Hg.), Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstentümer und ihres territorialen Umlandes (Stuttgart 2008) 367-380. Berücksichtigt hat T.: P. Verhagen, Biting off More than We Can Chew? The Current and Future Role of Digital Techniques in Landscape Archaeology, in: S. Kluiving (Hg.), Landscape Archaeology between Art and Science: From a Multi- to an Interdisciplinary Approach (Amsterdam 2012) 309-320.

sen und hätte die Leistungsfähigkeit der unterschiedlichen Ansätze und Methoden besser verdeutlichen können.

Das Buch schließt mit einem Anhang, der aus einer Zusammenfassung (Deutsch, Englisch, Italienisch), Quellen des Fundstellenkatalogs, Bibliographie, Abbildungsverzeichnis, einer Tabelle und den Tafeln (nicht Abbildungen wie T. behauptet) besteht. Die Tafeln besitzen durchgehend eine gute Qualität. Auf zwei der Fotos eigener Befunde (Taf. 31, 34) sind Werkzeuge, vermutlich anstelle eines Maßstabs, zu sehen, doch sei anzumerken, dass Objekte normierter Größe (bspw. Zigarettenschachteln) für eine solche absolute Notlösung im Feld besser geeignet sind.

Besonders ärgerlich sind Allgemeinplätze, die bei gründlicher Literaturrezeption hätten vermieden werden können: „Unsere Vorstellung der urbanen Topographie Roms wird von Steinbauten dominiert.“ (S. 77). Der Rezensent fühlt sich mit diesem *Pluralis Scientiae* keinesfalls angesprochen, wäre aber mit einer weiterführenden Anmerkung möglicherweise zu überzeugen gewesen. Nennt T. schon selbst zwei Amphitheater aus Holz, dürfte jedem Altertumswissenschaftler klar sein, dass der Großteil Roms in der Republik und Kaiserzeit aus Holzgebäuden bestand. Abschließend wäre hier wenigstens ein Hinweis auf die berühmte Suetonstelle, Augustus habe eine Stadt aus Lehmziegeln vorgefunden und eine Stadt aus Marmor hinterlassen, (Suet. Aug. 28) zielführend gewesen, um die eigene Aussage kritisch und aus einer chronologischen Perspektive zu beleuchten.

In einzelnen Abschnitten fühlt der Leser sich in Ermangelung von Belegen alleine gelassen: „Das von Watts [dazu s. oben] entworfene Bild [Anm. Rezensent: kleiner innerstädtischer Gärten] widerspricht der traditionellen Vorstellung eines dicht besiedelten, hochgradig urbanen Roms, gerade in der späten Republik und frühen Kaiserzeit. Als Gegenargument kann angeführt werden, dass archäologische Belege für die Annahme – mit Ausnahme von Pflanztöpfen – fehlen und literarische Quellen rar und keineswegs zwingend in diese Richtung zu interpretieren sind.“ (S. 70) Hier wäre es wünschenswert gewesen anhand von Literaturverweisen zu zeigen, wessen traditionelle Vorstellung gemeint ist, wo denn Pflanztöpfe gefunden wurden, und die wenigen raren Quellen zu benennen.

Der Arbeit in ihrer Gänze gerecht zu werden ist schwierig, da der Facettenreichtum zwar beeindruckt, doch die methodischen Mängel und das Fehlen eines roten Fadens oder einer übergeordneten Idee die Einzelkapitel des

Werks wie Kompilationen wirken lassen. Der außerordentlichen Breite der Arbeit wurden an vielen Stellen die Tiefe geopfert.

Für eine altertumswissenschaftliche Arbeit, und sei sie noch so sehr einem inter- und multidisziplinären Ansatz verpflichtet, ist eine chronologische Komponente stets zu bedenken. Die Fragen nach Entwicklungen und Prozessen, ob in der Gesellschaft oder Natur, sollten im Zentrum stehen. Leider unterlässt es T., seine Ergebnisse chronologisch verständlich zu strukturieren. Zwar werden historische Ereignisse oder Zeitabschnitte (Republik, Kaiserzeit) immer wieder erwähnt, doch eine Verknüpfung oder Analyse der chronologischen Einzelbeobachtung aus den jeweiligen Kapiteln wird an keinem Punkt angestrebt.

Möglicherweise wird die Rezension T.s Arbeit durch eine Bewertung aus einer „klassischen“ altertumswissenschaftlichen Perspektive nicht gerecht. Die Arbeit war im Fachbereich Geoarchäologie angesiedelt. Es stellt sich die Frage, ob bei einer interdisziplinären Arbeit, die eine zentrale Region und Zeit der „klassischen“ Altertumswissenschaften behandelt, die „klassischen“ Methoden zugunsten vermeintlich moderner geopfert werden dürfen. Gerade die Vereinigung und Verschränkung aller Ansätze bietet Erkenntnispotenzial, doch dafür muss das methodische Grundgerüst in allen Bereichen stimmen. Die oben angeführten Monita zeigen, dass der lapidare Umgang mit den „klassischen“ Methoden nicht nur zu Detailfehlern führt, sondern auch zur Ausblendung zentraler Aspekte.

Es sei an dieser Stelle nochmals betont, dass die Grundidee der Dissertation in ihrer Inter- und Multidisziplinarität wegweisend ist, doch zeigt das Ergebnis, dass ein solcher Ansatz für einen Wissenschaftler alleine, wo ein Forschungsteam von Nöten wäre, überambitioniert gewesen zu sein scheint. Als Einstieg oder Nachschlagewerk (hier erweist sich der fehlende Index als Nachteil) zu naturwissenschaftlichen Methoden der Landschaftsarchäologie oder der computergestützten Analyse von archäologischen Daten ist T.s Monographie sehr gut geeignet.

Leider bleibt festzuhalten, dass ein methodisch so ambitionierter Ansatz wie T. ihn vertritt eine gründlichere Literaturrecherche sowohl im Bereich der methodenkritischen als auch altertumswissenschaftlichen Literatur verlangt. Hier ist viel Potenzial verschenkt worden. Viele der angesprochenen Mängel wären zu beheben gewesen, wenn die Arbeit in ihren altertumswissenschaftlichen Bereichen ebenso fundiert erarbeitet worden wäre wie in ihren naturwissenschaftlichen – soweit ein Klassischer Archäologe das

beurteilen kann. Ob sich ein solches Thema dann für eine Dissertation eignet, könnte man überdenken.

Die Stärke der Arbeit liegt in der Vielfalt der bemühten Methoden und Ansätze. Das Kapitel zur Datenanalyse ist vorbildlich und sucht in der Archäologie seinesgleichen. Leider verhindern die angeführten Mängel, dass T.s Untersuchung den angestrebten methodisch verbindlichen Charakter erhält. So lässt T.s Arbeit erahnen, was ein inter- und multidisziplinäres Projekt zu leisten vermag. Der Versuch einer holistischen Herangehensweise ist T. zugutezuhalten. So kann jeder Wissenschaftler sich mit Hilfe von T.s Werk einen Überblick über die zur Verfügung stehenden Methoden der Landschaftsarchäologie verschaffen und das Potenzial digitaler Methoden ausloten. T.s Versuch, wissenschaftlich groß zu denken, sollte jedem landschaftsarchäologischen Projekt Ansporn sein.

Philipp Baas

E-Mail: P.Baas@gmx.de

Martin Zimmermann, Die seltsamsten Orte der Antike. Gespensterhäuser, Hängende Gärten und die Enden der Welt. München: C.H. Beck 2018, 336 S.

In seinem Buch „Die seltsamsten Orte der Antike“ wirft Martin Zimmermann (im Folgenden Z.) als Althistoriker mit archäologischer Expertise einen ungewohnt neuen Blick auf eine Reihe von antiken Orten, die in der altertumswissenschaftlichen Forschung eher ein Schattendasein geführt haben. Diese nach eigenen Angaben „seltsamen“ Orte hat Z. ausgewählt, um „über den Alltag uniformer Stadtbilder hinauszugelangen“ (11). Dem interessierten Leser wird ein Panorama merkwürdiger Orte, aber auch seltsamer Begebenheiten der Antike vorgeführt, deren Bandbreite von realistisch bis skurril reicht.

Der geographische Rahmen des Buches reicht von Portugal über Großbritannien bis nach Indien. Chronologisch werden Orte von den ersten städtischen Siedlungen im fruchtbaren Halbmond bis ins frühe Mittelalter behandelt, wobei durchweg das Bestreben erkennbar wird, antike Phänomene mit modernen gesellschaftlichen Fragen und Problemstellungen zu konfrontieren. Gegliedert ist das Buch in zehn Unterkapitel, die einer recht suggestiven Anordnung folgen. Beginnend mit den Anfängen und Mittelpunkten der Welt (15-48), umfassen sie Aspekte wie Geisterstädte (49-79), Orte der Sieger (81-110), Orte der Liebe (111-139), Jenseits des Alltags (141-174), Orte des Krieges (175-206), mythische Orte und Orte des Göttlichen (207-246), Orte des Wissens (247-276), Orte des Grauens und des Todes (277-303) und die Enden der Welt (305-332). Von Ausnahmen abgesehen steht dabei jeweils ein konkreter antiker Ort im Mittelpunkt der Überlegungen. Die daran anschließenden, eher assoziativ vorgetragenen Gedanken können sich auf archäologische Befunde oder antike Überlieferungen beziehen, sie können sich aber auch mit der modernen Rezeption antiker Gegebenheiten auseinandersetzen. So spannt Z. bei der Behandlung der sumerischen Stadt Eridu (18-24), einer der frühesten Städte der Menschheit, etwa einen Bogen über die Landschaftsveränderung durch den Bau der Staudämme bis zu den katastrophalen Folgen der jüngsten kriegerischen Ereignisse. Die Vorstellung des ägyptischen Antinoopolis (127-133) als ein Ort der Liebe, leitet Z. hingegen von der Forschungsgeschichte des 18. Jahrhunderts ab.

Das von Z. gezeichnete Bild „seltsamer Orte“, ist sehr attraktiv und erreicht als ein wichtiges Ziel, eine Vorstellung der Vielfältigkeit der antiken Welt zu vermitteln. Leichte Ungereimtheiten ergeben sich hinsichtlich des Auswahlprozesses der behandelten Orte. Diese lassen sich größtenteils als reale – und wenig bekannte – Orte ansprechen, die Z. aus eigener Anschauung kennt oder

sogar selbst erforscht hat. Hinzu kommen allerdings Fantasie- und Konzeptorte, wie die Hängenden Gärten von Babylon (115-120), Thule (314-320) oder die Tore zum Hades (320-327). Schließlich sind auch Orte wie die Archäologische Staatssammlung in München einbezogen worden (105-110) ebenso, wie man über raumunabhängige Phänomene, wie die antike Seefahrt (145-152), informiert wird. Hier stellt sich die Frage, ob eine striktere Einhaltung der konkreten topographischen Vorgaben nicht sinnvoller gewesen wäre. Auch die Einteilung der Orte in zehn Unterkategorien kann an einigen Stellen nicht ganz überzeugen. Ob z.B. die Überlegungen zur antiken Bedeutung der Latrinen tatsächlich am besten unter „Wissensorten“ zu verbuchen sind (271-276) oder ob man die Piratenstadt Olympos als Geisterstadt anzusprechen hat, bleibt fragwürdig (71-79).

Über solche strukturellen Detailprobleme wird man allerdings gerne hinwegsehen, weil es erkennbar im Interesse Z.s gelegen hat, die Unterschiedlichkeit von Faktoren wie der Überlieferungslage und der modernen Wahrnehmung von antiker Topographie herauszuarbeiten. Die Variabilität ist also gewissermaßen im Darstellungsansatz inbegriffen.

An einer Stelle scheint Kritik allerdings doch angebracht, die sich jedoch weniger an den Autoren selbst als vielmehr an die gedruckte Form des Werkes richtet. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass sich Z. mit seinen Überlegungen nicht nur an die wissenschaftliche Community, sondern auch und vor allem an die interessierte Öffentlichkeit richtet, wäre eine visuelle Unterfütterung der topographischen Präsentation zumindest teilweise wünschenswert und wohl auch notwendig gewesen. Viele der „seltsamen“ Bauwerke, Artefakte und Stadtpläne werden der Leserschaft eher unbekannt sein, weshalb man den fehlenden Abbildungsteil zu beklagen hat.

Insgesamt stellt die Abhandlung zu den „seltsamsten Orten der Antike“ eine begrüßenswerte Aufforderung an die wissenschaftliche und allgemein interessierte Leserschaft dar, über den eigenen Tellerrand zu schauen und die Vielfalt und Außergewöhnlichkeit des antiken Siedlungsraumes stärker ins Visier zu nehmen.

PD Dr. Martin Tombrägel
Institut für Klassische Archäologie
Schloss Hohentübingen
Burgsteige 11
72070 Tübingen
E-Mail: martin.tombraegel@uni-tuebingen.de

Nils KIRCHER, Tragik bei Homer und Vergil, Hermeneutische Untersuchungen zum Tragischen im Epos. Studien zu Literatur und Erkenntnis Bd. 9, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2018, 242 S.

Kircher legt hier seine im Sommer 2012 in Marburg angenommene Dissertation in leicht überarbeiteter Fassung vor. Nach Lektüre des Buchs stellt sich jedoch die Frage, ob nicht eine weit umfangreichere Überarbeitung und Ergänzung nötig gewesen wäre.

Das Literaturverzeichnis listet Titel auf, deren Erscheinungsdaten bis 2018, dem Jahr des Erscheinens dieses Buches, reichen. Es ist aber überraschend kurz. Auch wenn man angesichts der Fülle von Publikationen, die zu den zentralen Autoren dieser Studie (Aristoteles, Homer, Vergil) erscheinen, eine verantwortungsvolle Auswahl daraus treffen muss, erscheint dies jedoch in diesem Fall nicht gut gelungen, was unten noch weiter erläutert werden wird. Auch das Fehlen eines Sach- oder eines Stellenindex erschwert die Benutzung dieses Buches ungemein. Verlagsseitig wurde das Buch gut produziert. Es finden sich nur gelegentlich typographische Versehen. So ist der erste Satz des Vorworts unvollständig (7). Die Kommasetzung im drittletzten Absatz auf S. 204 erscheint merkwürdig. Der Ausdruck „zwischen ... zwischengeschaltet“ hört sich umständlich an (94). Der gemeinhin übliche Plural von „das Extrem“ im Deutschen lautet „die Extreme“ (5. Zeile, letzter Absatz auf S. 113). Der Duden kennt die Junktur „Reflexion auf“ (44 und 52) nicht, sondern lediglich „Reflexion über“. Der Ausdruck „das Gesamt“ in Anmerkung 414 auf Seite 134 erscheint gesucht. Auf Seite 194 in Fußnote 506 müsste es in der fünftletzten Zeile „Vorbemerkung“ heißen. Werktitel und eindeutig aus fremden Sprachen übernommene Ausdrücke hätte der Rezensent gerne überall kursiviert gelesen. Das von Kircher verwendete Zitationssystem mit seinen langen Reihen von Fußnoten mit „ebd.“ und in der Folge auch die Anlage des Literaturverzeichnisses hätten leserfreundlicher gestaltet werden können. Die unter Punkt 1 des Literaturverzeichnisses aufgelisteten Textausgaben, Kommentare und Übersetzungen lassen große Lücken erkennen. Wests zweibändige *Ilias*-Ausgabe (1998/2000) fehlt ebenso wie Contes *Aeneis*-Edition von 2011. Maclennans Kommentar zum ersten *Aeneis*-Buch (2010) ist aufgeführt, nicht aber Maclennans Kommentar zum vierten (2007). Die Liste könnte fortgesetzt werden.

Zum Ziel gesetzt hat sich das Buch, ausgehend vom Verständnis der *Poetik* des Aristoteles, wie sie Arbogast Schmitt¹ vorgelegt hat, „dem Phänomen des Tra-

¹ Kircher hebt A. Schmitt: Aristoteles. *Poetik*. 2. Auflage Berlin 2011 hervor.

gischen im antiken Epos“ nachzuspüren im kontrastierenden Blick auf Homer und Vergil. Dabei nimmt Kircher an, dass der sich im Hellenismus abzeichnende Bruch in der Philosophiegeschichte auch im ästhetischen und kunsttheoretischen Bereich seine Spuren hinterlassen habe (14-16). Dementsprechend fasst Kircher auch die derzeitige Forschungslage zum Tragischen bei Vergil schon so zusammen, als herrsche dort derzeit die Tendenz, zu sagen, Vergil gehe es in seinem Werk lediglich um das Erschaffen von Bildern von Stimmungen und Emotionen (197).

Inhaltlich gesehen lässt das Buch viele Fragen offen. Auf der Habenseite des Buchs steht sicherlich, dass es Kircher gelingt, aufzuzeigen, dass Aristoteles' Vorstellung vom Tragischen auf Homers Epen aufruht und sich daher zur Analyse von Szenen und Figuren aus diesen Epen eignet. Im Soll schlägt aber vor allem das fünfte Kapitel zur Tragik bei Vergil zu Buche. Dieses zeigt sich einfach nicht auf der Höhe der derzeitigen Vergilforschung. Konsequenterweise gelangt Kircher einigermaßen vorhersehbar zu dem Ergebnis, Vergils Epik könne nicht mithilfe von Aristoteles' Definition von Tragik analysiert werden.

Dass Vergil kein ausschließlicher Anhänger der Peripatetiker war, sollte spätestens heute nicht mehr verwundern.² Aber auch, dass Vergil sich intellektuell vor allem im Umkreis der Stoa bewegt haben sollte, kann heute in der Form eigentlich nicht mehr vertreten werden. Leider geht Kircher bis auf eine kleine Stelle, an der er in der Darstellung Didos epikureische Züge, die er allerdings nicht weiter expliziert, erkennt (212), trotz seiner Behauptung, die Stoa und der Epikureismus hätten zur Zeit Vergils eine bestimmende Rolle in der Philosophie der Zeit übernommen (210, Anm. 537), genau diesem Verhältnis Vergils zum Epikureismus, besonders zum Werk Philodems nicht nach.³ Selbstverständlich ist die *Aeneis*, wie Kircher ebd. ausführt, nicht als primär philosophisches Werk gedacht. Dennoch baut sie ganz wesentlich auf Überlegungen auf, die nicht zuletzt Philodem – und nicht nur er – anhand der Beschäftigung mit Homers Epen angestellt hat.⁴

Wer leider in Kirchers Überlegungen zudem gar nicht auftaucht, ist Apollonius von Rhodos mit seinem Epos zum Argonautenzug als für uns einzigem zwischen Homer und Vergil vollständig erhaltenem, aber dennoch wesentlichem Scharnier, von dem aus beobachtet werden kann, wie sich das hellenisti-

² Für eine abgewogene Einschätzung seiner Benutzung durch Vergil vgl. aber etwa M. Wright 1997: *Ferox virtus: Anger in Virgil's Aeneid*, in: S. Braund, C. Gill (Hgg.): *The Passions in Roman Thought and Literature*. Cambridge, 169-184. Vgl. auch F. Mac Góráin 2018: *Vergil's Sophoclean Thebans*, in: *Vergilius* 64, 131-156, hier: 134.

³ Vgl. dazu z.B. schon D. Armstrong in *BMCR* 2005.05.47.

⁴ Man beachte nur den Titel „Über den guten König nach Homer“ eines der Werke Philodems.

sche Epos in der Tradition Homers und in gleichzeitiger Abgrenzung von Homer weiterentwickelt.⁵

Römische Philosophie war zudem, das hat der Sammelband von Müller und Mariani Zini⁶ erneut gezeigt, generell gesehen um den praktischen Bezug von theoretischen Inhalten und vor allem auch an der integrierenden, nicht primär der ideologisch und terminologisch exkludierenden Begründung von gutem menschlichem Verhalten interessiert. Daher und in diesem Sinne lässt es sich, wie der Rezensent meint, auch nach wie vor vertreten, wie schon von Albrecht gezeigt hat,⁷ auch mit Aristoteles' *Poetik* an Vergils Werk heranzugehen. Aristoteles war nicht einfach plötzlich „out“; man beschäftigte sich weiterhin mit den Peripatetikern.⁸ Und wir haben kein Zeugnis darüber, dass Vergil den Peripatos prinzipiell abgelehnt hätte. Inwiefern Vergil Aristoteles im Sinne von Aristoteles verstand, ist die Frage. Kircher nimmt – wie oben erwähnt – an, Vergil gehe es primär um die Kreation von Gefühlsbildern, nicht aber auch um die Veränderung von Einstellungen seines Publikums. Vielleicht war aber Vergils Sicht der Dinge, wie sich die Einflussmöglichkeiten von Dichtung auf das Handeln von Menschen gestalteten, etwas realistischer und dem ähnlich, was schon Philodem zu diesem Thema zu sagen hatte.⁹ Schließlich musste sich auch Philodem, wie seine Schriften zeigen, nicht zuletzt mit den Peripatetikern auseinandersetzen. Dass sich Vergil prinzipiell in einer anderen Lage befand, ist kaum anzunehmen. Insofern dürfen wir natürlich auch nicht darauf verzichten, nach dem Einfluss der Akademie¹⁰ auf Vergil zu fragen, schon allein um abschätzen zu können, wie umfangreich Vergils Rückgriff auf Aristoteles überhaupt gewesen sein könnte und was wir davon überhaupt noch genau erkennen können, was Kircher allerdings gar nicht unternimmt.

⁵ Vgl. als Standardwerk D. Nelis 2001: *Vergil's Aeneid and the Argonautica of Apollonius Rhodius*. Leeds. Vgl. generell zu hellenistischer Dichtung: M. Fantuzzi, R. Hunter 2004: *Tradition and Innovation in Hellenistic Poetry*. Cambridge, bes. Kap. 10 zur römischen Literatur.

⁶ G.M. Müller, F. Mariani Zini (Hgg.) 2018: *Philosophie in Rom – römische Philosophie? Kultur-, literatur- und philosophiegeschichtliche Perspektiven*. Berlin.

⁷ M.v.Albrecht 1970: Zur Tragik von Vergils Turnusgestalt: Aristotelisches in der Schlußszene der *Aeneis*, in: M.v.Albrecht, E. Heck (Hgg.): *Silvae*. Festschrift für Ernst Zinn. Tübingen, 1-5.

⁸ Vgl. zum Beispiel den Anfang von Ciceros *de officiis* 1.2.

⁹ Vgl. Erlers Ausführungen zu Buch 4 und 5 von Philodems *de poematis*: M. Erler 1994: *Epikur, die Schule Epikurs, Lukrez*, in: H. Flashar (Hg.): *Die Philosophie der Antike*. Bd. 4. *Die hellenistische Philosophie*. 1. Halbband. Basel, 29-490, hier: 308f.

¹⁰ Vgl. etwa S. Halliwell 2002: *The Aesthetics of Mimesis: Ancient Texts and Modern Problems*. Princeton, hier: Kap. 3: *Mimesis and the Best Life: Plato's Repudiation of the Tragic*, 98-117.

Doch gehen wir die einzelnen Kapitel durch. Nach einem kurzen Vorwort und einem einleitenden ersten Kapitel, das, wie oben skizziert, kurz die wesentlichen Anliegen von Kirchers Arbeit vorstellt, bietet das zweite Kapitel einen Forschungsüberblick zur Frage, inwiefern man im Werk Homers von Tragik sprechen kann. Anhand besonders der Arbeiten von Snell, Lesky, Erbse und Gundert zeichnet Kircher dann auch im Rückgriff auf Arbeiten von Schmitt mit zu ausgiebigen und die eigene Argumentation bisweilen sehr redundant wirken lassenden (bes. S. 41) wörtlichen Zitaten nach, wie sich deutschsprachige Forschung an diesem Thema in den vergangenen Jahrzehnten abgearbeitet hat, wobei Kircher herausstellt, dass es eben auf die jeweilige Definition von „Tragik“ ankomme, ob man bei Homer auch Tragisches finden könne, was später natürlich auch für Vergil gilt. An nicht-deutschsprachiger Sekundärliteratur lässt Kircher nur zwei englischsprachige Forscher etwas ausführlicher zu Wort kommen (Redfield, Rutherford), die mit ihren Arbeiten aus den 70er und 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zitiert werden. Ihnen wird als Vorteil ausgelegt, dass ihr nicht im deutschsprachigen Forschungskontext verorteter Blick auf das Thema weniger von Snells Auffassungen verstellt gewesen sei (50). Die Frage drängt sich natürlich auf, wie sich die Lage in anderssprachiger Sekundärliteratur darstellt.

Holzberg hat in einer rezenten Studie am Beispiel Ovids aufgezeigt, welcher großer Schaden dann entstehen kann, wenn man als klassischer Philologe – wie von Kircher auch angedeutet – auf die Vorteile der Tatsache verzichtet, dass Forschung auch in unserem Fach international aufgestellt ist, wenn man nicht den „Nachteil“ in Kauf nimmt, nicht nur deutsch- oder englischsprachige Literatur lesen, referieren und einordnen zu müssen.¹¹ Wenn man Kirchers Ausführungen gerade in seinem zweiten Kapitel liest, gewinnt man den Eindruck eines deutschsprachigen Sonderweges bei der Debatte um Tragik bei Homer, der auch dem deutschen Idealismus und Schiller geschuldet sei. Die Besonderheiten dieser Forschungen werden aber nicht durch den Vergleich mit der Rezeption der *Poetik* des Aristoteles etwa in romanischen oder noch anderssprachigen Forschungsarbeiten abgesichert dargestellt. Auch ein Negativbefund könnte und sollte festgestellt werden. Englischsprachige Sekundärliteratur über Tragik konnte beispielsweise immer auch – eventuell unterbewusst – die Literaturgeschichte der eigenen Sprache und damit vor allem

¹¹ N. Holzberg 2018: *Gli Amores di Ovidio negli studi in lingua inglese del 2003-2016: la filologia classica nella sua Splendid Isolation*, in: P. Fedeli, G. Rosati (Hgg.): *Ovidio 2017. Prospettive per il terzo millennio. Atti del Convegno Internazionale (Sulmona, 3/6 aprile 2017)*. Teramo, 91-107.

Shakespeares Figuren im Blick haben.¹² Aber ein Forschungsüberblick sollte insofern eben möglichst umfassend sein.¹³

In Kapitel 3 folgt Kircher in Abgrenzung von Lessing, Schadewaldt oder auch Fuhrmann vor allem Arbeiten von A. Schmitt und erläutert, was die *Poetik* des Aristoteles zum Tragischen, dessen Verhältnis zum Epos, zur Kreierung tragischer Charaktere und zum Ziel von Tragödie überhaupt zu sagen hat: Sicherheit im Umgang mit angemessenen Gefühlen, wie sie am tragischen Stoff erworben werden kann, lege nach Aristoteles den Grund für gutes Verhalten des Publikums.

Das vierte Kapitel schließlich, „tragisches Handeln bei Homer“, stellt das Herzstück des Buches dar. Kircher interpretiert Patroklos und Hektor als tragische Helden in dem Sinne, wie er Aristoteles' Begriff vom Tragischen im vorigen Kapitel verstanden hatte. Prinzipiell gute Charaktere machen Fehler. Sie waren vorher verschiedentlich vor diesen Fehlern gewarnt worden. Und doch begehen sie diese Fehler aus verständlichen Motiven. Das sie deswegen trefende Unheil jedoch ist unverhältnismäßig schwer, was wiederum dem Rezipienten Anlass zur Sorge gibt, dass ihn selbst auch ähnliche Dinge betreffen könnten, da er sich mit diesen Figuren identifizieren kann. Und damit ergeben sich Gründe für angemessenes Mitleid mit diesen Figuren. Kircher geht allerdings nicht soweit, Gründe dafür zu suchen, dass einmal ein Trojaner und das andere Mal ein Grieche Ziel des Mitleids des Lesers der *Ilias* wird.

Die Folge von Kirchers Arbeiten mit reduzierter Bibliographie wird auf Seite 146 bei der Behandlung der auktorialen Passage *Il.* 16.685b-691 besonders deutlich. Hier fehlt zum Beispiel zumindest ein Verweis auf Effe 2004¹⁴ oder Grethlein 2006,¹⁵ die schon ähnliche Meinungen vertreten. Beide Studien sind

¹² So zum Beispiel R. Ball 1967: Achilles: Tragic Hero, in: *The Classical Outlook* 44.5, 53-56.

¹³ Zu ergänzen wären beispielsweise Arbeiten wie P.E. Easterling 1984: *The Tragic Homer*, in: *BICS* 31, 1-8; E.S. Belfiore 1992: *Tragic Pleasures: Aristotle on Plot and Emotion*. Princeton; M. Libran Moreno 2005: *Lonjas de banquete del Homero. Convenciones dramáticas en la tragedia temprana de Esquilo*. Huelva; J. Alaux 2007: *Lectures tragiques d'Homère*. Paris; M.L. Zerba 2009: *Modalities of Tragic Doubt in Homer's Ilias, Sophocles' Philoctetes, and Shakespeare's Othello*, in: *Comparative Literature* 61, 1-25; C.-F. Russo 2011: *La Poetica con Omero ingegnere di tragedia sofoclee*, in: *Belfagor* 66.2, 129-133; S. Perceau 2013: *Aristote et la «praxis» poétique: Homère, un modèle pour la tragédie?*, in: F. Malhomme, L. Miletto, G.M. Rispoli, M.-A. Zagdoun (Hgg.): *Renaissances de la tragédie: la Poétique d'Aristote et le genre tragique, de l'antiquité à l'époque contemporaine*. Neapel; M.B. Santos Dantas 2016: *Uma epopeia trágica: Odissea, de Homero*. Saarbrücken.

¹⁴ B. Effe 2004: *Epische Objektivität und subjektives Erzählen. ‚Auktoriale‘ Narrativik von Homer bis zum römischen Epos der Flavierzeit*. Trier, hier: 16-23.

¹⁵ J. Grethlein 2006: *Das Geschichtsbild der Ilias. Eine Untersuchung aus phänomenologischer und narratologischer Perspektive*. Göttingen, hier: 211-214.

auch in Kirchers Literaturverzeichnis nicht aufgeführt. Auch die Behandlung des Begriffs *νήπιος* ab S. 128 erweist sich als schwächer, als sie hätte sein müssen und dürfen.¹⁶ Die Auseinandersetzung mit der differenzierten Bedeutungsanalyse dieses Wortes besonders durch Effe hätte Kirchers Argumentation geholfen.

Zusätzlich zu dem bereits oben zum Kirchers Vergil-Kapitel (Kapitel 5) Gesagten hätte der von ihm gebotene Forschungsüberblick zur Tragik in der *Aeneis* durch die Benutzung des jährlichen Literaturberichts in der Zeitschrift *Vergilius* viel gewonnen.¹⁷ Die Auseinandersetzung mit einschlägiger Literatur ist Kircher auch hier nicht gelungen.

In diesem fünften Kapitel versucht Kircher zu zeigen, dass Vergils Figurenkonzeption nicht mit Aristoteles' Vorstellungen vom Tragischen zu vereinbaren sei. Fehler der Figuren bei Vergil würden nicht aus in ihnen angelegten charakterlichen Tendenzen resultieren, sondern geschähen eher unbedacht. Das Mitleid, das der Leser Vergils empfinde, sei bei Vergil mehr jammervolle Stimmung, die im Unterschied zu Homer die Gründe des Scheiterns nicht hinterfrage. Zur Feststellung dieses Ergebnisses dient Kircher zum einen die Episode des nächtlichen Beutezugs von Nisus und Euryalus *Aen.* 9. Kircher übersieht aber, dass wir es hier bei Euryalus mit einem jungen Menschen zu tun haben. Epikurs 25. Buch von *de natura* wird hier wichtig. Der Mensch entwickelt sich psychologisch. Nisus fungiert als Ratgeber für den aus seiner Sicht von zu großer Mordlust getriebenen Euryalus (*Aen.* 9.354). Und der allwissende Autor lässt sich auch vernehmen. Mit *nequiquam* (9.364) drückt er aus, dass Euryalus' Bewaffnungsbemühungen seinen Tod nicht verhindern werden.¹⁸ Der Rezensent kann daher Kircher nicht zustimmen. Die Gründe für das Scheitern der Expedition von Nisus und Euryalus werden sehr wohl hinterfragt. Sie liegen in einem Übermaß an falschen Emotionen und dann im Be-

¹⁶ Vgl. Effe 2004, 20f. und Grethlein 2006, 217-223 mit weiterer Literatur.

¹⁷ Im Literaturverzeichnis fehlen beispielsweise V. Panoussi 2009: *Greek Tragedy in Vergil's „Aeneid“*. Ritual, Empire, and Intertext. Cambridge; J.-C. Jolivet 2014: *La faute champêtre de Didon, héroïne tragique*, in: M. Cojannot-Le Blanc, C. Pouzadoux, É. Prioux (Hgg.): *L'héroïque et le champêtre*. Vol. 1. Les catégories stylistiques dans le discours critique sur les arts, 77-86; M. Kern: *Dido oder über die Wiedergeburt des Tragischen*, in: R. Toepfer, G. Radke-Uhlmann (Hgg.): *Tragik vor der Moderne. Literaturwissenschaftliche Analysen*. Heidelberg, 77-101 oder S. Rebggiani 2016: *Orestes, Aeneas, and Augustus: Madness and Tragedy in Virgil's Aeneid*, in: P. Hardie (Hg.): *Augustan Poetry and the Irrational*. Oxford, 56-73.

¹⁸ Schon Duckworth (*Foreshadowing and Suspense in the Epics of Homer, Apollonius, and Virgil*. Princeton 1933, 9 und 90) hebt die besondere Bedeutung dieses Wortes bei Vergil hervor. Es rückt damit in die Nähe des homerischen *νήπιος* (s.o.).

reich einer zufälligen Verkettung von Umständen, die aber zu einem beträchtlichen Teil eben gerade auf Euryalus' Raffgier zurückzuführen sind (9.384f.).

Kirchers zweites Beispiel, dieses Mal für eine (in der Terminologie seines Buches) „Leidenschaftstragödie“, der er die Tragik nicht absprechen möchte (207), ist die Erzählung Vergils über Dido. Allerdings befriedigt auch hier Kirchers Interpretation des Textes nicht. Seine scharfe Trennung zwischen einer „artemisischen“ Dido und einer „dämonischen“, in die sie sich ab dem und durch das Eingreifen Amors ab *Aen.* 1.657 verwandelt, trägt nicht. Wir hören nämlich schon ab 1.613 vom Mitleid, das Aeneas' Schicksal schon lange erweckt hat, und von der Schönheit des Aeneas, die sie stutzen lässt. Die Schürzung des Knotens vollzieht sich allmählich. Venus steckt nicht erst hinter dem Austausch von Amor und Iulus, sondern schon hinter der Schönheit ihres Sohnes bei seinem furiosen und eloquenten Auftritt vor Dido aus dem Versteck der Wolke heraus. Und Venus wird – durchaus im Bunde mit Juno – nicht aufhören, sich einzumischen. Schon ihr eigener Auftritt vor ihrem schiffbrüchigen Sohn bereitet die Tragödie vor, wie Kircher das auch an ihrem Kothurn (1.337) beobachtet (208). Aus stoischer Sicht wäre der *furor* Didos in Buch 4 dann wohl zunächst prinzipiell einmal abzulehnen. Aber hier muss man dringend auch Philodems Gedanken aus *de ira* und anderes zurate ziehen. Jedenfalls aber kann man Kircher nicht folgen, wenn er feststellt: „So ist auch im Hinblick auf Dido die Motivation des Handelns aus dem Charakter und den Erlebnissen der Figur weniger stark ausgeprägt als bei Homer.“ (222) Die Unterschiede zwischen Homer und Vergil, die Kircher herausarbeitet, erscheinen überbewertet und berücksichtigen nicht ausreichend, dass Aristoteles Homer kannte und an ihm seine Theorien ausprobieren konnte, der Fall bei Vergil aber anders liegt. Vergil kannte Homer und Aristoteles, weiterhin auch Apollonios, dessen *Medea* neben anderen ähnlichen Figuren des Mythos und der Geschichte für Vergil wichtig war,¹⁹ die Homerphilologie des Hellenismus, wohl auch viele andere Autoren, deren Werke uns nur fragmentarisch überliefert oder gleich ganz verloren sind, und nicht zuletzt eben Philodem.²⁰

Kircher hat es vermieden, die Stellen bei Vergil mit ihren direkten Vorbildern bei Homer zu vergleichen.²¹ Er sucht sich Nisus und Euryalus sowie Dido her-

¹⁹ Vgl. z.B. C.R. Beye 1993: *Ancient Epic Poetry*. Homer, Apollonius, Virgil. Ithaca, 233f.

²⁰ Zum Schaffen Vergils aus seiner Literaturkenntnis heraus vgl. auch T.A. Schmitz 2015: *Allusion, Intertext, Zitat*. Die Vergilforschung und neuere Tendenzen der Literaturwissenschaft, in: *Gymnasium* 122, 525-557.

²¹ Der Tod des Sarpedon und der Tod des Patroklos bei Homer stehen etwa dem Tod des Pallas und damit auch dem Tod des Turnus bei Vergil gegenüber. Vgl. G.N. Knauer 1979: *Die Aeneis und Homer*. Studien zur poetischen Technik Vergils mit Listen der Homer-

aus, weil diese Figuren gemeinhin als tragisch gelten (197f.). Aber nur weil Leser diese Passagen für tragisch halten, heißt das noch nicht, dass Vergil diese Figuren schon tragisch gestalten wollte, als er diese Texte dichtete, und dass sich, wie Kircher ja auch zu bedenken gibt, alle je zu ihrer Zeit darüber einig waren, was „tragisch“ bedeutete. Insofern stellt sich die Frage, ob Kircher zu anderen Ergebnissen gelangt wäre, hätte er eine andere Textauswahl vorgenommen.

Dr. Wolfgang Polleichtner
Philologisches Seminar
Eberhard Karls Universität Tübingen
Wilhelmstr. 36
D-72074 Tübingen
E-Mail: wolfgang.polleichtner@philologie.uni-tuebingen.de

zitate in der *Aeneis*. 2. Auflage Göttingen, 298-305. Der Raubzug, den Nisus und Euryalus unternehmen, müsste auch mit der Dolonie verglichen werden (Knauer ebd., 272-275).

Nils STEFFENSEN, Nachdenken über Rom, Literarische Konstruktionen der römischen Geschichte in der Formierungsphase des Principats. Historia-Einzelschriften Bd. 252, Stuttgart: Franz Steiner-Verlag 2018, 575 S.

Nils Steffensens Dissertation „Nachdenken über Rom, Literarische Konstruktionen der römischen Geschichte in der Formierungsphase des Principats“ (eingereicht an der Fakultät für Philosophie und Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 2013) beschäftigt sich mit Systemwechseln und ihrem Niederschlag in der zeitgenössischen Literatur, wobei sein Untertitel die notwendige thematische Eingrenzung auf einen der tiefgreifendsten Transitionen im politischen System der römischen Geschichte vornimmt, nämlich den Wandel von der Republik zum Principat. Das Nachdenken über Rom wird anhand derjenigen Autoren nachgezeichnet und untersucht, die zur Zeit des Augustus und des Tiberius, also den Anfängen einer neuen Zeit und eines neuen politischen Systems, literarisch tätig waren. Die iulisch-claudische Dynastie fungiert für ihn als Blaupause, um das Spannungsverhältnis von Republik und Principat, von Kontinuität und Diskontinuität, zu untersuchen, denn seiner Meinung nach „bot die Geschichte der iulisch-claudischen Dynastie ein Bild der stetigen Wiederkehr“ (S. 21). In seiner viergliedrigen Einleitung (S. 17-44) bringt Steffensen neben einer Inhaltsübersicht und dem Forschungsstand außerdem die methodische und wissenschaftstheoretische Einordnung – in der Neuen Politikgeschichte bzw. der Kulturgeschichte des Politischen –, die seine Untersuchung anleitet (S. 27). Um sich mit den Fragen nach dem Umgang mit Transitionerscheinungen und ihren Folgen auseinanderzusetzen, analysiert und interpretiert Steffensen die antiken Autoren seines Untersuchungszeitraums – Livius, Vergil, Tibull, Propertius, Ovid, Velleius Paterculus und Valerius Maximus – als politische Denker. Diese Herangehensweise entlehnt er der politischen Philosophie (S. 27f.). „Innerhalb der neuen Politikgeschichte ordnet sich die Studie so in den Bereich der Ideengeschichtsschreibung ein und begreift die Modifikation und Weiterentwicklung von Diskursen, von Denk- und Argumentationssystemen, als Sprechakte, als Handlungen, denen als distinktive Sprachen gängige Schemata an Formeln, Themen und Strukturen zugrundeliegen.“ (S. 28) Topoi und literarische Stilmittel spielen für ihn dabei eine eher untergeordnete Rolle, was m.E. ein Manko ist, da diese für das Verständnis der Texte unerlässlich sind. Außerdem hätte sich für die Analyse von Transitionen in erzählenden Texten – gerade im Hinblick auf die Untersuchung zu Livius' *Ab urbe condita* oder Vergils *Aeneis* – angeboten, mit M. Bachtins Konzept des Chronotopos zu arbeiten.¹ Denn Chrono-

¹ Vgl. M. Bachtin, *Formen der Zeit im Roman, Untersuchungen zur historischen Poetik*, Frankfurt am Main 1989.

topoi charakterisieren den Zusammenhang zwischen Örtlichkeiten und dem zeitlichen Verlauf einer Erzählung. Seine Untersuchungsziele sieht Steffensen hingegen zum einen in der Revision bestehender Meinungen zu antiken Autoren durch die Adaption kulturtheoretischer Konstruktionen und ihrer Lesart als politische Denker. Zum anderen möchte er die „Formen geschichtlichen Denkens, die Geschichtsschreibung, die Kulturtheorie und den historischen Abriss als Miniaturformen der Meistererzählung in Beziehung zueinander“ setzen sowie die „ideologischen Verbindungslinien zwischen Texten und Autoren“ unter ideengeschichtlichen Prämissen untersuchen (S. 39). Des Weiteren möchte er analysieren, „inwieweit sich der Prozess des Wandels zwischen Kontinuität und Diskontinuität im Nachdenken über historische Abläufe, Probleme und Lösungsmöglichkeiten niederschlägt und umgekehrt das Nachdenken über Rom historische Wirklichkeit konstituiert.“ (S. 39)

Für die augusteische Zeit widmet sich Steffensen zunächst Livius' *Ab urbe condita* hinsichtlich der folgenden thematischen Komplexe: Aufstieg und Niedergang Roms mit dem 2. Punischen Krieg als Wendemarke, die Dichotomie von Dekadenz und Gemeinwohl, Anthropologie und *metus hostilis* (S. 71-161). Er analysiert akribisch den Umgang mit Diskontinuitäten im Politischen und im Sozialen und kann hier mit der Perspektive, Livius als politischen Denker zu lesen, erkennen, dass *concordia* und *fides* als übergeordnete zentrale Ziele für die *res publica* Bedeutung haben. Dies ist eingebettet in die Darstellung einer verklärten Vergangenheit, die Livius immer wieder durchbricht, und in eine Phase des Aufstiegs Roms und eine Phase des Niedergangs gegliedert, wobei Augustus am Ende dieser Entwicklung steht und zwar als „Versuch einer historischen Selbstvergewisserung“ (S. 159). Allerdings zeichnet sich an diesem ersten Untersuchungsfeld der Studie bereits ab, was kennzeichnend für die gesamte Untersuchung ist, nämlich die schier endlose Breite, in der sich die Leserin bzw. der Leser verliert und Steffensens Leistungen nahezu unterzugehen drohen. Gleichzeitig – und das ist auch charakterisierend für die weitere Untersuchung – fehlt es stellenweise an kritischer Tiefe, was ich an folgenden Beispielen verdeutlichen möchte: Die *lex Oppia* wird sowohl in dem Kapitel zu Livius (S. 142) als auch in dem zu Valerius Maximus (S. 453) ausschließlich im Kontext von *luxuria* und *aviditas* gelesen, was natürlich Steffensens Untersuchungszielen geschuldet ist, aber dennoch zu kurz greift. Hier hätte sich durch das Hinzuziehen des Genderdiskurses mehr herausholen lassen (z.B. die Nutzung von Genderstereotypen, um auf Spannungen im Inneren aufgrund von Transitionen zu verweisen).² In Bezug auf die großen

² Vgl. u.a. S. Dixon, *Infirmity Sexus: Womenly Weakness in Roman Law*, in: *Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis* 52, 1984, S. 343-371; J. K. Evans, *War, Women and Children in Ancient Rome*, London/New York 1991; E. Köstner, *Geschlechterrollen im römischen*

Männer der römischen Republik, ihre Erfolge und Niederlagen wäre es ebenso gewinnbringend gewesen, auf Konzepte von Männlichkeit zu rekurrieren, wie es beispielsweise Daniel Albrecht in seiner Studie getan hat.³ In Zusammenhang mit dem *metus hostilis* und seiner Wirkung auf die *concordia* der *res publica* ist es m.E. geboten, auch Fragen der Identität und Alterität zu erörtern. Das Kapitel zu Vergils *Aeneis* steht unter der Überschrift „Kulturtheorie“ (S. 162-266), wobei die *Aeneis* als „Gesamtdeutung der römischen Geschichte“ (S. 198) gelesen wird mit Saturns Goldenem Zeitalter und Euanders Kulturtheorie im Vordergrund. Eingebunden in den Mythos durchläuft Rom Aufstieg und Niedergang, Dekadenzerfahrungen und Versagen, die zu einer Destabilisierung der *res publica* führen. Ziel von Vergils Narration sei das Principat des Augustus, das auf diese Weise eine Legitimierung erfährt. In diesem zeitlichen Kontext werden dann auch die Elegien Tibulls und des Properz gelesen (S. 201-234 und 235-266). Während sich die Elegien Tibulls nicht primär mit der Geschichte Roms auseinandersetzen, findet dennoch eine Deutung von Kultur und Zivilisation statt. „Die politische Wirkung Tibulls liegt im Aufzeigen von Alternativen der Lebensweisen und von Korrekturmöglichkeiten der Politik.“ (S. 234) Steffensen attestiert dem Werk Properz' einen „Wandel von der Liebeselegie zu einer eminent politischen ait[i]ologischen Dichtung“ (S. 263) mit einem linearen Geschichtsverlauf, der auf die Gegenwart mit dem Princeps und einer Kritik an den neuen Verhältnissen angelegt ist. Die ersten drei Kapitel werden von einer ersten Zwischenbilanz abgeschlossen, die die erarbeiteten Ergebnisse unter den Aspekten der Deutung von Geschichte in Kulturentwicklungstheorien, historischen Abrissen und der Historiographie zusammenfasst (S. 267-272). Hier stellt Steffensen die antiken Autoren und ihre Werke hinsichtlich der Untersuchungsschwerpunkte einander gegenüber, vergleicht und fasst zusammen, wobei erst hier seine Leistungen sichtbar werden.

In Zusammenhang mit der Saecularfeier 19 v. Chr. widmet sich Steffensen einerseits Ovid (*Amores*, *Ars amatoria* und *Medicamina faciei femineae*), andererseits dem „Augustusforum als monumentale[r] Meistererzählung“ (S. 273-304). Ovids Gedichte werden unter einer kulturtheoretischen Perspektive analysiert und mit dem Augustusforum lässt Steffensen den Princeps zu Wort kommen. Doch wird der Zusammenhang zwischen Ovids Gedichten und dem Augustusforum erst in der Zwischenbilanz II (S. 305-309) klar, die daher eher als eine Fortsetzung der vorausgegangenen Kapitel zu sehen ist. Unter der Überschrift „Universalgeschichte und Kalender“ stehen dann die *Metamor-*

Erbrecht im Spiegel des zeitgenössischen Gerechtigkeitsverständnisses und am Beispiel der *lex Voconia*, in: O. Hekster/K. Verboven (Hrsg.), *The Impact of Justice on the Roman Empire*, Proceedings of the Thirteenth Workshop of the International Network Impact of Empire (Gent, June 21-24, 2017), Leiden/Boston (erscheint 2019).

³ Vgl. D. Albrecht, *Hegemoniale Männlichkeit bei Titus Livius*, Heidelberg 2016.

phosen und *Fasten* Ovids im Fokus (S. 310-365), wobei Steffensen herausstellt, dass für Ovid Geschichte ein kontinuierlicher, teleologischer Prozess sei, der sich unter dem Schutz der Götter vollzieht (S. 359). Ovids kulturhistorische Ausführungen knüpfen an *Ars amatoria* und *Medicamina faciei femineae* an, wobei nicht der Rückgriff auf die Republik genutzt wird, um Geschichte und Genese zu erläutern, sondern der Blick auf die Gegenwart und den Princeps gerichtet ist. Hierauf folgt eine weitere Zwischenbilanz (S. 367-372), die sich erneut auf Ovids *Metamorphosen* und *Fasten* fokussiert, wobei der Mehrwert dieser dritten Zwischenbilanz nicht deutlich wird, da diese doch eher eine Fortsetzung des vorausgegangenen Kapitels zu sein scheint.

Die nun folgenden Kapitel beschäftigen sich mit der Herrschaft des Tiberius, die in einem kurzen Überblick umrissen wird (S. 377-380), wobei bereits bekannte Forschungsergebnisse unreflektiert übernommen werden, was ich am Beispiel des Prätorianerpräfekten Seianus verdeutlichen möchte (S. 378; 491): Hier wird nicht ausreichend deutlich gemacht, dass die Berichte über Seianus nicht nur tendenziös, sondern auch mehr als widersprüchlich sind. Während Steffensen Mordanschläge auf Mitglieder der kaiserlichen Familie für das Jahr 23 anführt, lässt er außer Acht, dass Seianus wahrscheinlich im selben Jahr von Tiberius zum *adiutor imperii* ernannt wurde.⁴ Als politische Denker für diesen Zeitraum untersucht Steffensen zum einen Velleius Paterculus (S. 385-440), dessen Biographie und Werk ausführlich geschildert werden. Steffensen attestiert, „dass Velleius das Principat des Tiberius als einen neuen Abschnitt in der römischen Geschichte verstanden habe, der allerdings eng mit dem Versagen des republikanischen Systems zusammenhing.“ (S. 439) Zum anderen wird hier die Exemplasammlung des Valerius Maximus untersucht (S. 441-482), die eine Kontinuität zur Republik und der Krise darstellt, wobei Augustus und Tiberius als Garanten für den *mos maiorum* gelten können. Im Vergleich der beiden Autoren untereinander und mit dem älteren Seneca kann Steffensen die Veränderungen (S. 483-488) zwischen augusteischer und tiberischer Zeit deutlich machen – vor allem hinsichtlich des Verhältnisses von Princeps und Bürger sowie Gegenwart und Zukunft. Steffensen kann in dieser gelungenen Gegenüberstellung herausarbeiten, dass sowohl eine Aktualisierung historischen Wissens als auch eine „Neukonstitution des Erinnerungsraums“ (S. 483) stattgefunden haben. Die umfangreichen Studien werden in einem abschließenden Kapitel – „Die Konstruktionen der römischen Geschichte in der Formierungsphase des Principats“ – zusammengetragen (S. 489-512). Steffensen beginnt erneut mit der Saecularfeier des Augustus und spannt so den Bogen zu seiner Einleitung. Er bilanziert die antiken Autoren als politische Denker sowie ihre Auseinandersetzungen mit den Veränderungen in

⁴ Vgl. Cass. Dio 58,4,3; J. Woodman, Tacitus' Obituary of Tiberius, in: CQ 39, 1989, S. 197-205.

augusteischer und tiberischer Zeit anhand einer „kanonische[n] Anzahl an Formen und Themen“ (S. 491). In „Übersicht der Ergebnisse“ (S. 492-506) wird erneut das wiederholt, was schon zuvor erarbeitet und mehrfach wiederholt worden ist. Trotz der genannten Absicht, einen Überblick bieten zu wollen, wird wieder breit und ausufernd dargestellt. Erst die sich daran anschließende „Gesamtbilanz“ (S. 506-512) wird dann deutlicher und prägnanter, weil Steffensen hier die Wiederholung hinter sich lässt und in einer Gegenüberstellung der antiken Autoren als politische Denker und ihrer Werke Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Entwicklungen herausarbeitet.

Nils Steffensen hat mit seinem Nachdenken über Rom eine verdienstvolle und sorgfältige Analyse zu den Autoren der frühen Principatszeit als politische Denker verfasst. Von der verarbeiteten Materialfülle zeugen ein ca. 50 Seiten umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis. Ein umfangreicher und weiterführender Anmerkungsapparat und ein detailliertes Register erleichtern den Umgang mit dieser Monographie. Die Verortung in der politischen Philosophie bringt einen neuen Blickwinkel, kann teilweise das Bild, das sich die Forschung von den Autoren gemacht hat, revidieren oder ergänzen und gewährt neue, weiterführende Lesarten hinsichtlich des Umgangs mit Kontinuität und Diskontinuität. Seine Studie ist ausgesprochen breit angelegt und kann einerseits mit detaillierten Analysen zum Geschichtsverständnis und zur Kulturentwicklung beitragen. Andererseits sind die zahlreichen Bilanzen, Zwischenbilanzen und Zusammenfassungen z.T. eher hinderlich, da auf diese Weise auch Redundanzen produziert werden. Gleichzeitig fehlt es an einigen Stellen an kritischer Tiefe, was einerseits daran liegt, dass gängige Forschungsmeinungen übernommen und nicht kritisch hinterfragt bzw. andere Studien nicht zurate gezogen wurden. Andererseits spielt auch eine Rolle, dass Topoi und literarische Stilmittel im Rahmen der Untersuchung und gängige Diskurse – z.B. zu Alterität, Identität, Gender – nicht berücksichtigt wurden.

Dr. Elena Köstner
Universität Regensburg
Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universitätsstraße 31
93053 Regensburg
E-Mail: Elena.Koestner@ur.de

Enrica FANTINO – Ulrike MUSS – Charlotte SCHUBERT – Kurt SIER (Hgg.), Heraklit im Kontext. (Studia Praesocratica Bd. 8) Berlin/Boston: De Gruyter 2017, IX + 609 S., 15 farb. und 24 s/w Abb., 1 Faltkarte

Der vorliegende Band geht auf eine Tagung zurück, die vom 7. - 12. Oktober 2013 in Selçuk, dem Ort des antiken Ephesos, stattgefunden hat, und versammelt 23 Beiträge etwa hälftig in Deutsch (sc. 12) und Englisch (sc. 10) sowie einen französischen. Schon die Frage, ob es irgendeine Bedeutung hat – und wenn ja, welche –, dass eine solche Tagung „im Zeichen des *genius loci*“ (**Vorwort**, S. V) stattfindet, lässt das Wespennest von Problemen erahnen, zu dem dieser Band (s)einen Beitrag leistet.¹

Das **Inhaltsverzeichnis** (S. VII-IX) lässt sich bequem über <https://dnb.info/1072092980/04> abrufen, in der Leseprobe des voluminösen Bandes bei books.google ist immerhin („Die Seiten *xy* bis *z* werden in dieser Leseprobe nicht angezeigt.“) für sieben bzw. acht (durchgängig deutsche) Beiträge die **Zusammenfassung** nachzulesen.² Einen vorzüglichen Überblick bietet (auf Englisch) Jan Maximilian Robitzsch bei BMCR (<http://bmcr.brynmawr.edu/2018/2018-03-52.html>), mit dem ich weder in Konkurrenz treten will noch könnte. Was bleibt dann noch zu sagen bzw. komplementär an die Seite zu stellen?³

The ultimate arbiter is context – das gilt⁴ auch für Heraklit (und Sammelbände zu ihm). Der Rezensent war auf *Heraklit im Kontext* besonders gespannt – unter seinem persönlichen Erwartungshorizont – und ist deshalb, um es vorsichtig

¹ Allein die einschlägig ‚erschließenden‘ Register oder Indices sind in aller Regel – und so auch hier – eine Fundgrube für Fliegenbeinzähler bzw. Mitmenschen, die sich über Ungereimtheiten, Inkonsequenzen, Lücken, Versehen und dergleichen mehr wundern und sich fragen, von welchem Gewicht derlei ‚Beobachtungen‘ womöglich sind. Wahllos-willkürlich seien in diesem Zusammenhang gleich auf der ersten Seite des Buches (**Vorwort**, S. V) die Worttrennung „Zusammenfassung- en“ und auf der ersten Seite des ersten Beitrags (S. 7, Fußn. 5) die Verschreibung „Herkon“ (statt ‚Herakon‘) erwähnt.

² Zu Michael Thurners voraussetzungsreichem Entwurf einer ‚bathyphysischen‘ Denkform ist mit den 29 Zeilen der Seite 301 zwar ein Großteil des Resümees greifbar – umso mehr schmerzt oder ver/ärgert die Lücke der Handvoll (Schluss-)Zeilen auf der nicht angezeigten Seite 302.

³ Die Kenntnisnahme von Robitzsch hat meinen eigenen Ansatz entscheidend beeinflusst und ihm eine so nicht vorgesehene Richtung gegeben – vor allem meine ich nunmehr, auf ein (im Zugriff wie im Detail hochwahrscheinlich individuell abweichendes, aber das lässt sich ja jetzt nicht mehr sagen ...) einlässlicheres Inhaltsreferat verzichten zu sollen.

⁴ Ich verbanne die verbreitete Äußerungsform und Anschlussformulierung eines „ganz besonders für“ u. dgl. in diese Fußnote. [Am Rande: Wüsste jemand dem Rezensenten umstandsarm diesen von ihm irgendwann einmal aufgeschnappten methodologisch-hermeneutischen Grundsatz nachzuweisen und möglichst exakt zu belegen?]

auszudrücken und niemandem zu nahe treten zu wollen, von der vorliegenden Veröffentlichung ziemlich ernüchtert. In beeindruckender, den ‚nur‘ (wenngleich nicht ambitionslosen) interessierten Zeitgenossen nicht selten geradezu erschlagender Vielfalt, Differenziertheit und Spezialisierung – und damit zugleich einer leider auch hier vielfach zu beklagenden exklusiven Hermetik eines selbstgenügsamen Wissenschaftsbetriebs – belegt dieser Band der Reihe „*Studia Praesocratica*“, in wie verschiedenen Kontexten man Heraklit sehen bzw. in wie verschiedene Kontexte man ihn stellen kann.⁵

In einem auf den Oktober 2007 datierten Geleitwort zur 9. Auflage von Wilhelm Capelles *Die Vorsokratiker* hatte Christof Rapp vermutet, es würden „bei zukünftigen Editionen die Informationen darüber in den Vordergrund rücken, in welchem Kontext ein Zitat überliefert wird und zu welcher philosophischen Schule der antike Verfasser eines Berichts gehört, damit man besser aus der Edition selbst ersehen kann, mit welchen Absichten und Zielen eine bestimmte vorsokratische Theorie überliefert wird“.⁶ Gilt das nur für Editionen?

Ein einziger Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wer uns in welchem Zusammenhang ‚Heraklit‘ überliefert und überhaupt erst erhalten hat: „Tracking the Sources of the Fragments of Heraclitus in Stobaeus’ *Anthology*“ von Dominic J. O’Meara (S. 439-450). Trotz seines Schwerpunktes auf gewissermaßen klassischer ‚Quellenforschung‘ – und in seinem Fokus naturgemäß hochgradiger Spekulation – bietet O’Meara (vor allem auf den Seiten 440 bis 443) etliche Grundinformationen zu Stobaeus und seinem Werk, für die zumindest der Nicht-Spezialist überaus dankbar sein dürfte: Nicht jedem ist Stobaeus⁷ so oder überhaupt geläufig, dass er als bloßer Steinbruch und Fußnotenfüller rasch abgetan werden sollte.⁸

⁵ Das spiegelt sich bei einem ‚frühen‘ Autor wie Heraklit naheliegenderweise wie insbesondere in der – bei dieser Tagung fast schon bedenklich stark vertretenen? – Rezeptionsgeschichte, bei der alles Mögliche mit allem Möglichen verbunden werden kann, mit einer entsprechend divergierenden Bandbreite an Plausibilität. Der Sache nach wird dieser Umstand im Untertitel von Uwe Walter auf den Punkt gebracht: „Heraklit und Herodot, zusammengedacht“.

⁶ Zitiert nach der im Internet zugänglichen und das gesamte Geleitwort enthaltenden Leseprobe unter https://kritisches-netzwerk.de/sites/default/files/Leseprobe_Die_Vorsokratiker_Wilhelm_Capelle.pdf, hier S. XXII f.

⁷ Vom Verfasser ein einziges Mal – und zwar gleich im ersten Satz seines Beitrags! – zu „John of Stobi“ verfremdet; danach ist nur noch (einschließlich einer Handvoll Nennungen in den Fußnoten 62-mal) von „Stobaeus“ die Rede.

⁸ Auch O’Meara kann oder mag es sich nicht versagen, seine grundlegenden Auskünfte mit einem „very briefly“ (S. 440) zu versehen: eine Folge eines wissenschaftsinternen ‚Wir sind ja unter uns‘ und ‚Wir wissen ja Bescheid‘?

Vielleicht kann hier ein Eintrag aus dem **Index locorum** ein eingefahren-etabliertes Problem exemplarisch aufzeigen und etwas greifbarer machen. Zum Stichwort „Stobaeus“ ist auf Seite 600 zu lesen: „3,1,175 (= DK 22 B 95) 175“. Die Verselbständigung der ganz offenkundig bis auf den heutigen Tag maßgeblichen Referenzausgabe *Die Fragmente der Vorsokratiker* von Hermann Diels in ihrer Überarbeitung durch Walther Kranz wird schon durch den Klammerzusatz („DK“ usw.) angedeutet – und nur folgerichtig ist auf der angegebenen Seite 175 von Stobaeus und der ‚Stelle‘ 3,1,175 keine Rede. Dort steht lediglich (in hoffentlich sinnwahrer Verkürzung): „In view of ... DK 22 B 95, which criticizes ἀμαθίη“ usw.

Kurzum: Ich hatte im – recht verstandenen? – Anschluss an Rapp auf (gerne auch ‚niederschwellige‘) Beiträge ‚Heraklit bei Clemens Alexandrinus‘, ‚Heraklit bei Hippolytos‘, ‚Heraklit bei Iamblichos‘ oder ‚Heraklit bei Sextus Empiricus‘ gehofft – und ist man (wer genau eigentlich?) über ein ‚Heraklit bei Platon‘ und insbesondere ‚Heraklit bei Aristoteles‘ schon längst und inwiefern hinaus?⁹

Wer im Rahmen einer noch überschaubaren Buchanzeige nicht näher ins Detail gehen mag oder sollte,¹⁰ kommt kaum an fast schon peinlich banalen Plattitüden vorbei: Ein verdienstvoller Band, der allein schon ob seines Umfangs resp. der Fülle der Beiträge¹¹ vielen vieles bringt;¹² eine bedeutsame Zwischenstation, die den Stand der Forschung festhält und zugleich neue Wege weist¹³ – und was man sonst so schreibt bzw. liest. Heraklit in den von mir erwarteten wie erhofften Kontexten habe ich in *Heraklit im Kontext* allenfalls in Ansätzen gefunden – aber das sagt (wie wohl in gewisser Weise bei allen Rezensionen) mehr über den Rezensenten aus als über das Besprochene. Oder anders gesagt: So gewinnt man dem vielfach rätselhaften Denker von Ephesos – über innerste Kreise der Fachwissenschaft hinaus – schwerlich neue

⁹ Gerade auch angesichts der Beiträge „On Being Reminded of Heraclitus by the Motifs in Plato’s *Phaedo*“ von Catherine Rowett (S. 373-414) und zumal „His Dearest Enemy. Heraclitus in the Aristotelian Oeuvre“ von Christof Rapp (S. 415-438).

¹⁰ Das hieße ja nicht weniger, als jeden einzelnen Beitrag oder zumindest ausgewählte Beiträge zu kontextualisieren: Wer schreibt hier was mit welchem Hintergrund und welcher Zielsetzung? – und mit eigener Positionierung zu ‚(be)urteilen‘ (um derart selbst in die wissenschaftliche Beschäftigung mit bestimmten Frage/stellung/n einzugreifen).

¹¹ Sprich: 7 Beiträgerinnen und 16 Beiträger – nb. eine weitere Frage von Belang?

¹² ‚Viele‘ dürften in diesem Falle der Sache wegen höchst überschaubar wenige sein; mit beträchtlicher Verwunderung zitiere ich entsprechend den Schluss von Robitzsch: „Nevertheless (and despite the shortcomings I pointed out above), several papers in *Heraklit im Kontext* are very well written and intellectually engaging. Accordingly, I hope that they will find many readers.“

¹³ Hier wäre natürlich streng genommen auch schon gleich wieder zu differenzieren und zu relativieren.

Freunde; aber das war wohl auch (was man beklagen oder zumindest bedauern mag) nicht Ziel der Tagung bzw. der sie dokumentierenden Publikation.

Friedemann Weitz
Hochvogelstraße 7
D-88299 Leutkirch i.A.
Tel.: (07561) 91 23 36
E-Mail: hmg.weitz@web.de

Karl-Joachim HÖLKESKAMP, *LIBERA RES PUBLICA*. Die politische Kultur des antiken Rom – Positionen und Perspektiven. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2017, 400 S., 30 s/w-Abb.

Mit der anzuzeigenden Publikation erscheint nach 13 Jahren ein zweiter Band, der zentrale Beiträge von Karl-Joachim Hölkeskamp zur Geschichte der römischen Republik zusammenstellt.¹ Mit dem im Untertitel genannten Schlagwort der politischen Kultur ist bereits angesprochen, um welchen Kern die Auswahl an Publikationen kreist. Es geht um weit mehr als die klassischen Fragen nach Mentalität oder sozialer Schichtung. Über die Annäherung an Symbole der Herrschaft, Gesten der Macht oder Rituale der Erinnerung versucht Hölkeskamp durch die Linse der politischen Kultur, einerseits das von „Gehorsamstiefe“ geprägte Verhältnis zwischen politischer Elite und *plebs* zu bestimmen (dazu etwa S. 163-188), andererseits sowohl die Jahrhunderte wählende Stabilität als auch den plötzlichen Niedergang der *res publica* zu beleuchten (zu letzterem vgl. S. 311-327).

Es wäre vermessen, alle in einer solchen Aufsatzsammlung vorgelegten Anregungen und Diskussionen, die einer gesamten Forscherlaufbahn entstammen, lediglich anzuschneiden. Daher sind Themen und Beiträge, aber auch Schwierigkeiten herauszugreifen, die beispielhaft für das Buch und das vorgelegte Forschungsprogramm stehen können.²

Im Gegensatz zu den älteren Arbeiten Hölkeskamps, die vor allem – mit Pierre Bourdieu – eine „Theorie der Praxis“ (S. 123-161) und das „kulturelle Gedächtnis“ nach Aleida und Jan Assmann (hier vor allem die Kapitel 8 und 9, S. 237-271 und 273-309) als heuristisches Mittel verwendeten, um sich den Eigenarten und Dynamiken (in) der politischen Klasse der römischen Republik zu widmen, enthalten die jüngeren Beiträge auch Verweise auf die deutschen Soziologen Georg Simmel und Niklas Luhmann. Damit erfährt das Spektrum (kultur- und

¹ Erstmals Karl-Joachim Hölkeskamp, *SENATUS POPULUSQUE ROMANUS*. Die politische Kultur der Republik – Dimensionen und Deutungen. Stuttgart 2004.

² Zu weiteren Aspekten siehe auch die Rezensionen von C. Rosillo-Lopez, *sehpunkte* 18 (2018), Nr.1 [<http://www.sehpunkte.de/2018/01/30481.html>]; C. Champion, *h-soz-kult* (29.01.2018) [<https://www.hsozkult.de/searching/id/rezbuecher-27797?title=k-j-hoelkeskamp-libera-res-publica&q=libera%20res%20publica%20champion&sort=newestPublished&fq=&total=43&recno=4&subType=reb>] und L.P. Eberle, *Journal of Roman Studies* 108 (2018), 204-205 [https://www.cambridge.org/core/services/aop-cambridge-core/content/view/6653F3730D45F5E0303DA4B12109EDE9/S0075435818000606a.pdf/kj_holkeskamp_libera_res_publica_die_politische_kultur_des_antiken_rom_positionen_und_perspektiven_stuttgart_franz_steiner_verlag_2017_pp_400_illus_isbn9783515117296_5900.pdf]; jeweils Stand: 11.12.2018.

gesellschafts-) theoretischer Ansätze eine deutliche Ausweitung. Doch das ist nicht nur Selbstzweck. Hölkeskamp zieht Modelle Simmels und Luhmanns gezielt dazu heran, einerseits das Gewicht des Volkes in der aristokratischen Konkurrenz (S. 123-161), andererseits die Beziehungen innerhalb der Nobilität durch die Bestimmung von „Prominenzrollen“ zu erhellen (S. 107-122).

Zwei Artikel zur Wissenschaftsgeschichte bilden den Auftakt und machen verständlich, vor welchem Hintergrund, aber auch auf welcher Basis ein Modell der politischen Kultur in der Erforschung der Republik Fortschritte zeitigen kann. Nicht zufällig steht die Auseinandersetzung mit Theodor Mommsen am Anfang des Buches (S. 9-41). Hölkeskamp geht vor allem auf die konzeptionellen Schwierigkeiten ein, wenn er die „Differenzierung zwischen rechtlicher ‚Form‘ und faktischen ‚Inhalt‘“ (S. 25) bei Mommsen beklagt. Auffällig wie problematisch sei – mit Rückgriff auf Reinhart Koselleck –, wie Mommsen dazu seine aus den Quellen gewonnenen Begrifflichkeiten analytisch auflade, um sie zum Baustein seines Staatsmodells zu machen. Umgekehrt stülpe er seine zeitgenössische Terminologie, die den Diskursen und Denkweisen des späten 19. Jahrhunderts entnommen sind, den Quellen über. Wie sich Mommsens Epigonen bis Jochen Bleicken an der Systematik des „Staatsrechts“ und insbesondere des „Senatsregiments“ abarbeiteten, behandelt Hölkeskamp, um einen Ausweg aus diesem Dilemma aufzuzeigen – eben mit dem Theorem der politischen Kultur. In ähnlicher Manier widmet sich Hölkeskamp Werk und Bedeutung Friedrich Münzers (S. 43-71), dessen prosopographische Arbeiten für die *RE* als Initialzündung für Untersuchungen zu den sozialen Beziehungen in der römischen Elite einerseits und der politischen Klasse zum *populus Romanus* andererseits gegeben haben. Hölkeskamp verweist dazu vor allem auf Münzers Hauptwerk zu den „Adelsparteien“³, das heute zwar als inhaltlich überholt gilt, aber dennoch Generationen von Wissenschaftlern – neben Matthias Gelzers Buch zur römischen Nobilität der Republik⁴ – als Grundlage für die Erforschung der römischen Nahbeziehungen galt; die zentralen Arbeiten von Ronald Syme,⁵ Lily Ross Taylor,⁶ Ernst Badian,⁷ Erich Gruen⁸ und vielen mehr seien ohne die „Adelsparteien“ als Reibungsfläche nicht denkbar.

³ Friedrich Münzer, *Römische Adelsparteien und Adelsfamilien*. Stuttgart 1920.

⁴ Matthias Gelzer, *Die Nobilität der römischen Republik*. 2. Aufl. Stuttgart 1983 (erstmalig 1912).

⁵ Ronald Syme, *The Roman Revolution*. Oxford 1939.

⁶ Lily Ross Taylor, *Party Politics in the Age of Caesar*. Los Angeles 1949; *The Voting Districts of the Roman Republic. The Thirty-five Urban and Rural Tribes*. Rom 1960 und *Roman Voting Assemblies. From the Hannibalic War to the Dictatorship of Caesar*. Ann Arbor 1966.

⁷ Ernst Badian, *Foreign Clientelae 264–70 B.C.* Oxford 1958.

⁸ Erich Gruen, *Roman Politics and the Criminal Courts, 149-78 BC*. Cambridge 1968 und *The Last Generation of the Roman Republic*. Berkeley 1974.

Das Modell der „politischen Kultur“ wird erstmals im dritten Teil explizit besprochen (S. 73-105): „Sie hat zeremonielle und rituelle, performative, symbolische und auch ästhetische Dimensionen [...]“, wie Hölkeskamp andernorts bündig formulierte.⁹ Zunächst skizziert er die Genealogie des Konzepts, das aus der Politikwissenschaft stammt, aber durch Gedanken aus den Kulturwissenschaften und ihren zahlreichen *turns* angereichert wurde. Zentral sind für ihn neben Max Weber und Clifford Geertz auch einige Historikerinnen und Historiker wie bspw. Barbara Stollberg-Rilinger, Alf Lüdtke und Achim Landwehr. Hölkeskamp beschränkt sich also bei weitem nicht auf die Alte Geschichte, sondern bedient sich eklektisch, aber nie beliebig bei anderen Disziplinen und Epochen. Der Gewinn einer solchen Perspektive bestehe dann vor allem darin, nicht alle exotisch anmutenden Quellenberichte als Zeugnisse einer fremden Vergangenheit oder umgekehrt: vertraute Muster als allzu selbstverständlich abzutun, sondern sich stets zu wundern und neugierig nach den Hintergründen für die Verwendung von Zeichen und Symbolen, Gesten und Ritualen zu fragen. Nichts ist zufällig und alles hat Bedeutung, nach der man suchen kann und hinter die man vielleicht sogar ansatzweise zu blicken vermag, wenn man sich für das „symbolische Netz“ jener Kultur zu interessieren beginnt.

Sowohl in jenem paradigmatischen Kapitel als auch in Kapitel 7 werden die *pompae* der römischen Republik exemplarisch untersucht. Hölkeskamp stellt dabei stets heraus, dass die zahlreichen verwendeten Insignien des Ranges (Kleidung, Liktores und Fasces, Standbilder, Münzen u.v.m.) nicht allein aus sich selbst heraus wirken, sondern nicht selten in performativen Akten zur Geltung gebracht werden mussten, um ihre gesamte Strahlkraft zu entfalten. Bei diesen Inszenierungen sei die Ko-Präsenz zwischen Darstellern und Zuschauern in der Anwesenheitskultur vormoderner Gesellschaften (Rudolf Schlögl) nicht zu unterschätzen; ihre Rollen verschwimmen nahezu und werten die Bedeutung des Publikums gegenüber älteren Deutungen auf (vgl. bspw. S. 204).

Kapitel 8 und 9 illustrieren das Vorgehen am Beispiel – im antiken und wortwörtlichen Sinne – multimedialer Einsätze. So stehen einerseits die Mythen- und Statuenpraxis prominenter *gentes*, andererseits die ebenso wortwörtliche „Prägung“ einer Familienidentität durch die Münzpraxis der Caecilii Metelli im Fokus. Gerade jene Beiträge zeigen womöglich auch die Grenzen des Forschungsparadigmas „politische Kultur“ auf. Allzu sehr und vielleicht auch zu

⁹ Karl-Joachim Hölkeskamp, Eine politische Kultur (in) der Krise? Gemäßigt radikale Vorbemerkungen zum kategorischen Imperativ der Konzepte, in: ders. unter Mitarbeit von E. Müller-Luckner (Hg.), Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ – der römischen Republik. München 2009, 1-25, hier 20.

schnell werden Gebäude, Rituale, *exempla* oder Symbole aufeinander bezogen, wo antike Zeitgenossen womöglich gar keinen Zusammenhang erblickten; jedenfalls mangelt es an Gewissheit, weil die antiken Autoren sich zumeist über solche Querverweise ausschweigen. Konzeptualisiert wird Hölkeskamps Methode in Anlehnung an intertextuelle Verfahren durch „intersignification“ (S. 281), das der Fachkollege Matthew B. Roller in die althistorische Diskussion eingeführt hat.¹⁰ Inwiefern der „Blick der Römer“ aber so einem Modell entsprach, wäre noch zu diskutieren und eine Taxonomie der Bedeutungsassoziationen zu erstellen, denn in der Tat scheinen manche Bezüge auf der Hand zu liegen, während andere konstruiert wirken. Aber genau diese Art von Diskussion scheint Hölkeskamp mit der Veröffentlichung seiner Aufsatzsammlung rund um das Thema „politische Kultur“ beabsichtigt zu haben.

Was bleibt ist ein intellektuell ausgesprochen anregender Band, den Historikerinnen und Historiker der republikanischen Zeit dankbar aufnehmen werden, denn neben den mannigfaltigen Anregungen weist diese Sammlung zudem eine aktualisierte Bibliographie auf, die alle „Wissenschaftssprachen“ umfasst. Der Band ist redaktionell vorbildlich gearbeitet – mit kleineren Ausnahmen im aber ansonsten ausgesprochen hilfreichen Register. Ebenso hoch anzurechnen wie lobend zu erwähnen ist zudem, dass die meisten Beiträge umgearbeitet worden sind, um Wiederholungen zu vermeiden.

Dr. Christopher Degelmann
Visiting Fellow ERC Project *Honour in Classical Greece*
University of Edinburgh
Teviot Place, Old Medical School
William Robertson Wing, Room 03.15
E-Mail: v1cdegel@exseed.ed.ac.uk

¹⁰ Matthew B. Roller, On the intersignification of monuments in Augustan Rome, *American Journal of Philology* 134 (2013), 119-31.